Lehrbuch

der

Deutschen Literatur

für das weibliche Geschlecht,

besonders

für höhere Töchterschulen.

Von

Friedrich Nösselt,
Professor in Breslau.

Erster Theil.

Fünfte verbesserte Auflage.

Breslau,
im Verlage bei Josef Max und Komp.

1862.

Lehrbuch

zur Kenntniß der verschiedenen Gattungen

der

Poesie und Prosa

für

das weibliche Geschlecht,

besonders

für höhere Töchterschulen.

Von

Friedrich Nösselt,

Professor in Breslau.

Fünfte verbesserte Auflage.

Breslau,

im Verlage bei Josef Max und Komp.

1862.

Vorworte.

Zur ersten Ausgabe.

Es haben immer diejenigen Lehrstunden zu meinen angenehmsten gehört, in welchen ich in der obersten Klasse der von mir seit mehr als 25 Jahren geleiteten höheren Töchterschule die Schülerinnen mit den Klassikern unsrer Literatur bekannt machte, und dadurch ihren Sinn für das Gute und Schöne zu bilden suchte. Kaum kann ich glauben, daß, wer über die Ausbildung des weiblichen Geschlechts nachgedacht und einen richtigen Begriff von der Bestimmung desselben hat, einen solchen Lehrkursus für überflüssig oder gar für schädlich halten sollte, und ich halte es daher für unnöthig, die Nützlichkeit dieses Unterrichts für Verstand und Herz hier auseinanderzusetzen. Seit mehr als 10 Jahren bediente ich mich dabei des Handbuchs der Dichtungsarten von Heyse und Sickel, welches, wie mir scheint, weniger bekannt und verbreitet ist, als es verdient. Indeß bewogen mich, ungeachtet der sehr passenden Auswahl der Musterstellen, mehrere Umstände, mich an die Ausarbeitung eines eigenen Lehrbuchs zu diesem Zwecke zu machen; denn theils sind die biographischen Notizen zu kurz und mangelhaft, und zum Theil selbst unrichtig, theils enthält jenes Werk nur die Dichtungsarten, nicht aber zugleich die verschiedenen Arten des prosaischen Ausdrucks, und endlich schien mir

nöthig, den Schülerinnen zu zeigen, wie sich mit der Zeit die Poesie und Prosa in Deutschland ausgebildet habe.

Ich habe also bei diesem meinem Buche zwei Zwecke zu erreichen gesucht: 1) die verschiedenen Arten des poetischen und prosaischen Ausdrucks auseinanderzusetzen, und durch passende Musterstellen zu erläutern; 2) die Schülerinnen mit dem Gange unserer Literatur und mit den berühmtesten Schriftstellern, deren Kenntniß ihnen nöthig ist, bekannt zu machen. Ueber die Nützlichkeit des Unternehmens werden, hoffe ich, die Stimmen nicht getheilt sein; es fragt sich nur, ob der von mir eingeschlagene Weg der richtige sei? ob ich nicht vielleicht zu wenig oder zu viel gegeben habe? Und da ich weiß, wie wenig zwei Augen sehen können, wie leicht man sich in seinen Ansichten irrt, und wie befangen unser Urtheil über unsre eigenen Arbeiten ist, so lasse ich allerdings mit Bangigkeit mein Buch in's Leben treten. Nur einigermaßen kann mich dabei der Umstand beruhigen, daß ich eine vieljährige Erfahrung für mich habe, durch die man zuletzt einen richtigeren Takt in der Auswahl dessen erhält, was sich für den Unterricht eignet.

Das nachstehende Buch zerfällt iu zwei Hauptabtheilungen. Die erste handelt von den verschiedenen Gattungen und Arten der Poesie und Prosa, soweit nach meiner Ansicht deren Kenntniß für das weibliche Geschlecht nöthig ist. Zur Erläuterung sind bei jeder einige Musterstellen aus deutschen Klassikern hinzugefügt. Die zweite, die des größeren Umfanges wegen in zwei Bände vertheilt werden mußte, enthält eine Geschichte unsrer Literatur, immer in Bezug auf das Bedürfniß des weiblichen Geschlechts. Die früheren Perioden sind möglichst kurz behandelt, umständlicher die neue Literatur. Fast von jedem

erwähnten Schriftsteller sind einige Musterstellen angeführt, um einen Begriff von seiner Eigenthümlichkeit zu geben. Das Buch ist zunächst für die Schülerinnen bestimmt; sie müssen es selbst besitzen, in den Lehrstunden die Musterstellen vorlesen und sich das Geschichtliche genau merken. Für die Lehrer dagegen lasse ich zugleich einen vierten Theil erscheinen, in welchem theils das, was im Hauptwerke nur kurz angedeutet ist, ausführlicher behandet, theils umständlichere Nachricht von dem Leben der angeführten Schriftsteller gegeben wird. Die Lehrer können diesen Theil, wenn sie mit Nutzen unterrichten wollen, nicht wohl entbehren. Um die Anschaffung des größeren Buches den Schülerinnen zu erleichtern, ist der Herr Verleger bereit, jeden Band nicht nur einzeln zu verkaufen; sondern er hat auch den Preis möglichst wohlfeil gestellt.

Ungeachtet des Fleißes, den ich auf das Werk gewendet zu haben mir bewußt bin, zweifle ich doch keineswegs an seiner Unvollkommenheit, und werde mit Dank jede freundliche Zurechtweisung kompetenter Richter aufnehmen und bei etwaigen neuen Auflagen benutzen.

Ich habe das Glück gehabt, daß meine Lehrbücher, die ich für den weiblichen Unterricht ausgearbeitet habe, günstig aufgenommen worden sind; möchte sich auch dieses Buch derselben freundlichen Aufnahme erfreuen dürfen!

Breslau, im Mai 1832.

Zur dritten Auflage.

Zu dem Obengesagten habe ich nur hinzuzusetzen, daß ich diese dritte Ausgabe zwar einer genauen Revision unterworfen, dennoch aber zweifle, ob ich in der Wahl der anzuführenden Schriftsteller es allen Lesern recht gemacht habe. Namentlich mußte ich die Zahl der noch lebenden sehr beschränken, um nicht den Umfang des Werks zu sehr auszudehnen.

In der Oekonomie des Buches ist die Veränderung getroffen worden, daß die Biographieen, die bisher den vierten Theil ausschließlich einnahmen, jetzt den Musterstücken jedes Schriftstellers vorgesetzt sind. Dadurch habe ich Raum erspart, der zu vielen Zusätzen benutzt worden ist.

Noch ist zu erwähnen, daß die Geschichte der deutschen Literatur von den ersten Anfängen bis zur Reformation von Herrn Dr. Sommer in Breslau*) unter der Mitwirkung des Herrn Professor Hoffmann (von Fallersleben) ausgearbeitet ist, und daß namentlich die schöne metrische Uebersetzung der altdeutschen Gedichte von Jenem herrührt. Ich brauche nicht erst zu sagen, daß das Werk dadurch eine vorzügliche Zierde erhalten habe.

Breslau, im März 1840.

Fr. Nösselt.

*) Gestorben als Privatdocent in Halle 1846.

Zur fünften Auflage.

Die Nösselt'sche Literaturgeschichte erscheint abermals in einer neuen Auflage; nachdem die letzte schon seit einiger Zeit im Buchhandel gefehlt hat.

Liegt in diesen wiederholten Auflagen schon an und für sich ein Zeugniß für die Beliebtheit dieses Werkes, so desto mehr, als seit dem ersten Erscheinen desselben eine große Zahl von Literaturwerken erschienen ist, welche nach demselben, dort ausgeführten Plane gearbeitet sind: zugleich als Lehr- und als Lesebuch zu dienen.

In dieser Anerkennung von Seiten des Publikums lag für den jetzigen Bearbeiter die Mahnung, dem Werke jede mögliche Verbesserung und Vervollständigung angedeihen zu lassen, ohne ihm den von Nösselt gegebenen Charakter zu nehmen. Das Charakteristische liegt in der biographischen Form der Darstellung, welche also unter allen Umständen beizubehalten war.

Gleichwohl konnte eine Fortführung des Werks bis auf unsre Tage in der Weise, wie dies noch in der letzten Auflage geschehen war: durch chronologische Aneinanderreihung der einzelnen Biographieen — nicht ausgeführt werden, ohne die Bogenzahl auf bedenkliche Weise zu erhöhen.

Auch abgesehen hiervon, mußte eine Aenderung eintreten, da eine Kenntniß der Dichter allein noch keinen Einblick in die Entwicklung der Literatur giebt, was doch die Geschichte derselben sich zur Aufgabe stellt.

Hierauf hinzuarbeiten ist das Bemühen des neuen Bearbeiters gewesen, welcher es vorgezogen hat, statt des bloßen Nebeneinanderstellens der Biographieen, die Dichter je nach ihrer gemeinschaftlichen Richtung zu gruppiren; jede

Richtung in ihrem Zusammenhange mit der allgemeinen Culturbewegung zu charakterisiren und in ihren Hauptvertretern ausführlich zu schildern.

Dies Verfahren ist namentlich im 3. Bande beobachtet worden, welches, wie wir hoffen, Lehrern und Lernenden als zweckmäßig sofort einleuchten wird.

Es ist dabei viel Raum erspart worden, da man sich hinsichtlich derjenigen Dichter, welche keine Bedeutung für sich selbst haben, auf kurze Notizen beschränken konnte und Beispiele nur aus den Schriften derjenigen zu geben hatte, welche als Vertreter einer ganzen Richtung gelten.

So ist das Maß von drei Bänden nicht überschritten, und doch ist das Werk in jeder Beziehung vervollständigt worden.

Daß bei der neuen Bearbeitung die vorhandenen Literaturwerke benutzt worden, oft mit wörtlichen Auszügen aus denselben, bekennen wir frei und unumwunden; da der Zweck dieser Literaturgeschichte nur darin besteht, die gewonnenen Resultate der Wissenschaft einem ganz bestimmten Lehrbereich zu vermitteln. Wir haben namentlich: Gervinus, Koberstein, Vilmar, Bartel, Minckwitz, Kurtz, Gottschall, Werner Hahn, Jul. Schmidt u. a. benutzt, aber ohne uns an System oder Urtheil des Einen oder des Andern zu binden.

Es würde uns glücklich machen, wenn wir mit unserm Verfahren den richtigen Weg eingeschlagen hätten, und die neue Bearbeitung der alten Gunst theilhaftig würde, welche die bisherigen Auflagen gefunden haben.

Breslau im November 1861.

Inhalt.

Zweiter Abschnitt.

Didaktische Poesie.

Dritter Abschnitt.

Epische Poesie.

Vierter Abschnitt.

Dramatische Poesie.

Fünfter Abschnitt.

Gemischte Dichtungsarten.

Von der Prosa.

Erster Abschnitt.

Der Lehrstyl.

Zweiter Abschnitt.

Der geschichtliche Styl.

Dritter Abschnitt.

Briefstyl.

Vierter Abschnitt.

Der Geschäftsstyl.

Verzeichniß der Schriftsteller,

die zu Musterstellen benutzt, oder die sonst erwähnt worden sind.

Einleitung.

Alles, was wir sprechen und schreiben, ist entweder Poesie oder Prosa. Aber nicht alles, was in Versen geschrieben ist oder sich reimt, ist deshalb Poesie. Eben so wenig ist alles, was nicht in Versen ausgedrückt ist, darum Prosa; es kann auch Poesie sein. Der Inhalt also und die Art des Ausdrucks muß entscheiden, ob es Poesie oder Prosa sei.

Das, was in Versen geschrieben ist, nennen wir gebundene Rede, gleichviel ob es Poesie oder Prosa ist; denn es giebt auch gereimte Prosa. Das, was nicht in Versen geschrieben ist, heißt ungebundene Rede, und diese kann sowohl Poesie als Prosa sein. Jedoch besteht die meiste Poesie in gebundener, und die meiste Prosa in ungebundener Rede; nur darf dies nicht als Regel angenommen werden.

Wodurch unterscheiden sich nun Poesie und Prosa? —

Die Prosa drückt das aus, was wir gedacht, die Poesie das, was wir empfunden oder was wir durch die Einbildungskraft erzeugt haben. In jener herrscht also der ruhig betrachtende Verstand, in dieser das aufgeregte, begeisterte Gefühl. Jene soll Andere von der Wahrheit dessen, was ich sage, überzeugen; sie sollen meinen deutlich ausgedrückten Gedanken folgen; es sollen dieselben Gedanken in ihnen erzeugt werden, damit sie die Richtigkeit meiner Aussprüche einsehen. Der Hauptzweck der Prosa ist also Wahrheit. — Die Poesie dagegen geht von der Begeisterung des Gefühls für das Schöne, Edle, Große, und von einer lebhaften Einbildungskraft aus. Der Dichter läßt seinen Gefühlen freien Lauf, drückt sie in einer edlen, lebhaften Sprache, in einer ansprechenden Form aus, und findet in dem Gefühle jedes füh-

lenden Menschen einen Anklang. Er bringt also bei seinen Zuhörern ähnliche Gefühle hervor. Er will nicht den Verstand überzeugen, sondern auf das Gefühlsvermögen Anderer angenehm und anregend einwirken. Sein höchstes Gesetz ist nicht Wahrheit, sondern Schönheit. Er verschmäht daher die einfachsten, natürlichsten Ausdrücke, und wählt dafür Bilder, weil diese der Einbildungskraft einen weiteren Spielraum geben. Doch ist der Bilderreichthum kein wesentliches Erforderniß der Poesie, wohl aber Tiefe und Innigkeit des Gefühls und Anmuth des Ausdrucks.

Ein Beispiel mag dies erläutern. Wenn der Prosaist die einbrechende Abenddämmerung also beschreibt: „die Dämmerung bricht an, die Gegend wird stiller und stiller, die Vögel im Walde schweigen; kaum hört man noch ein Heimchen in jener Mauerruine zirpen. Der Himmel ist heiter, die Luft ist still. Langsam ziehen die Heerden dem Stalle zu, und der Bauer sucht seine Hütte auf" — so singt der Dichter:

„Schweigend, in der Abenddämm'rung Schleier,
Ruht die Flur, das Lied der Haine stirbt,
Nur daß hier im alternden Gemäuer
Melancholisch noch ein Heimchen zirpt.
Stille sinkt aus unbewölkten Lüften;
Langsam ziehn die Heerden von den Triften,
Und der müde Landmann eilt der Ruh'
Seiner väterlichen Hütte zu."

Oder: „der Winter naht heran; die Blätter fallen ab, die Blumen verwelken." Da singt der Dichter:

„Sieh' ihn auf den Wolken ziehn,
Stürmisch-schnell und schwarz geballt;
Hör' ihn seufzen in den Eichen;
Raschelnd durch die Wolken schleichen,
Brausen durch den bangen Wald.
Letzte Blume schmückt die Erde;
Letzte Sonne wärmt sie mild;
An der dürren Rebenlaube
Zittert die vergessne Traube,
Und die Wellen strömen wild" u. s. w.

Der Unterschied beider Arten des Ausdrucks liegt hier nicht in den Gedanken — denn diese sind in beiden dieselben — sondern in dem Bilderreichthum der Poesie und in der Wahl edlerer Worte.

Von der Wahl der Worte und den Bildern und Figuren.

Da die dichterische Kunst vorzüglich von der Wahl der Worte abhängt; so ist dem Dichter daher auch das Recht gegeben, die Sprache fortzubilden, wobei er selbstverständlich aber dem einheimischen Genius folgen muß. Es war eine Verirrung der deutschen Poesie, als sie sich der Sprachmengerei hingab. Auch bei neueren Poeten, wie Freiligrath, artet die Kunst, der Sprache durch Herbeiziehung bezeichnender Fremdwörter mehr Colorit zu geben, noch oft in gelehrte Spielerei aus. Andererseits freilich kann ein zu weit getriebener Purismus in Pedanterie verfallen, welche das Gegentheil der Poesie ist.

Bei der Wahl der Hauptworte entscheidet deren sinnliche Anschaulichkeit; noch mehr bei der Wahl der Beiworte. Doch dienen die Beiworte nicht immer blos dazu, die Anschaulichkeit des Hauptworts zu erweitern und zu verstärken; ihre Wirkung wird um so größer, wenn sie einen Gedanken in Beziehung auf jenes ausdrücken z. B. stolzes Licht — süße Rosen. Was das Zeitwort betrifft: so hat der Dichter sich vor denjenigen zu hüten, welche zu abstrakt klingen.

Am wirksamsten ist es, wenn es den geistigen Zustand versinnlicht:

> Wie wühlet
> Der Schmerz mir im Gebein. (Goethe.)

oder umgekehrt einem sinnlichen Subjekt eine geistige Thätigkeit zuschreibt:

> Im Winde bebt das Rohr. (Lenau.)

Was wir von der Wahl der Worte gesagt haben, deutet darauf hin, daß der dichterische Ausdruck Leben zu gewinnen suchen sollte; dies geschieht durch das Bild.

Man unterscheidet zwischen Bildern und Figuren, und zwar indem man unter den ersteren alle jene Wendungen versteht, in denen das Wort nicht in seiner eigentlichen, sondern in einer übertragenen Bedeutung gebraucht wird, unter den letzteren alle andern, vom Gewöhnlichen abweichenden Wendungen der Sprache und des Gedankens.

A. **Bilder.** 1. Die **Vergleichung** stellt die verglichenen Gegenstände ausdrücklich neben einander, aber nicht zur Erläuterung des Ausdrucks, sondern zur Bereicherung der Anschauungen durch behagliche Ausmalung des Bildes.

Wie der wandernde Mann, der vor dem Sinken der Sonne
Sie noch einmal in's Aug', die schnell verschwindende, faßt,
Dann im dunklen Gebüsch und an der Seite des Felsens
Schwebend siehet ihr Bild, wohin er die Blicke nur wendet,
Eilet es vor und glänzt und schwankt in herrlichen Farben:
So bewegte vor Herrmann die liebliche Bildung des Mädchens
Sanft sich vorbei und schien dem Pfad in's Getreide zu folgen.

Goethe.

2. Die **Metapher** ist eine concentrirte Vergleichung, bei welcher statt des Gegenstandes, der verglichen wird, unmittelbar derjenige gesetzt wird, mit dem die Vergleichung stattfindet. — Die Metapher setzt entweder einen sinnlichen Gegenstand für einen andern, z. B. ein Wald von Masten; oder sie vergeistigt das Sinnliche: es grollt der See; oder sie versinnlicht das Geistige: ein Tropfen Haß; oder sie setzt ein geistiges Bild für das andere: Nur der verdient sich Freiheit wie das Leben — der täglich sie **erobern** muß.

3. Die **Personifikation** (Prosopopöia) ist das Bild, welches abstrakten Begriffen oder leblosen Dingen menschliche Individualität beilegt:

Diese Höhen füllten Oreaden,
Eine Dryas lebt in jenem Baum,
Aus der Urnen lieblicher Najaden
Sprang der Ströme Silberschaum.

Jener Lorber wand sich einst um Hilfe,
Tantal's Tochter schweigt in diesem Stein,
Syrinx' Klage tönt aus jenem Schilfe,
Philomele's Schmerz aus diesem Hain.

Jener Bach empfing Demeter's Zähre,
Die sie um Persephonen geweint,
Und von diesem Hügel rief Cythere —
Ach! umsonst dem schönen Freund!

Schiller.

4. Die Hyperbel ist das Bild, welches die Erscheinung über das Maaß der sinnlichen Wahrheit hinaus vergrößert, um dadurch den Gedanken zu erheben und zu verstärken:

Ein Paar der schönsten Stern' am ganzen Himmel
Ward ausgesandt und bittet Juliens Augen
In ihren Kreisen unterdeß zu funkeln.
Doch wären ihre Augen dort, die Sterne
In ihrem Antlitz? Würde nicht der Glanz
Von ihren Wangen jene so beschämen,
Wie Sonnenlicht die Lampe? (Shakespeare.)

5. Die Metonymie setzt einen Gegenstand für den andern nicht wegen der Aehnlichkeit, wie die Metapher, sondern wegen der Nähe der Beziehungen, in denen sie zu einander stehen:

Aus der Ströme blauem Spiegel
Lacht der unbewölkte Zeus —

Hier ist Zeus für — Himmel; in dem folgenden Verse:

Ehe das dritte Morgenroth scheint —

Morgenroth für Tag gebraucht.

B. **Figuren** sind Redewendungen, welche nicht die Rede anschaulicher, sondern den Gedanken lebhafter, schärfer machen. Die wichtigsten Figuren sind:

1. Die Ausrufung, welche, wenn sie nicht als Aufschrei innerer Leidenschaft erscheint, leicht frostig wird.

2. Die Frage, als Ausbruch des Affekts.

3. Die Anrede, Apostrophe:

Lebt wohl, ihr Berge, ihr geliebten Trifte. (Schiller.)

O brich nicht, Steg, du zitterst sehr;
O stürz' nicht, Fels, du dräuest schwer;
Welt, geh' nicht unter, Himmel, fall' nicht ein —
Eh' ich mag bei der Liebsten sein!

4. Die Wiederholung der Worte am Anfange (Anaphora) oder am Ende der Rede (Epistrophe):

Ich habe Niemand — Niemand —
Auf dieser großen weiten Erde — Niemand!

5. Die Steigerung (Climax), welche den Gedanken durch immer neue, stufenweise Verstärkung des Worts und des Bildes ausdrückt.

6. Der Gegensatz (Antithese), welcher Bestimmungen, die sich logisch gegenüberstehen, auch in den entsprechenden Satzgliedern gegenüberstellt:

Leicht bei einander wohnen die Gedanken —
Doch hart im Raume stoßen sich die Dinge.

7. Das Paradoxon kettet scheinbar Unverträgliches durch eine tiefere Einheit des Gedankens zusammen:

Du übersinnlich sinnlicher Freier. (Goethe.)

8. Die Ironie sagt das Gegentheil von dem, was sie meint.

9. Die Onamotopöie, eine sprachliche Tonmalerei, welche das natürliche Geräusch durch den Klang der Worte nachzuahmen sucht:

Hurtig wie Donnergepolter entrollte der tückische Marmor.

Die Bildlichkeit des Ausdrucks hängt mit der Fülle der Anschauungen des Dichters zusammen; aber obwohl sich keine Regeln geben lassen, in welchen Fällen der Dichter zu ihr seine Zuflucht nehmen soll, kann er doch vor Abwegen gewarnt werden, auf welche eine zügellose Phantasie ihn führen könnte.

Es giebt Fehler a) des einzelnen Bildes und b) der Zusammenvorstellung mehrerer Bilder. Unter jene hat man zu rechnen:

1) Die Unrichtigkeit, welche auf einem Verstoß gegen die natürliche Wahrheit der Dinge beruht; 2) die Mattigkeit, wenn der Vergleichungspunkt nicht schlagend genug hervortritt, so daß das Bild als überflüssig erscheint; 3) die Geschmacklosigkeit, wenn das Bild an und für sich widerlich oder ungereimt oder wenn es zu weit her geholt ist; 4) die Trivialität, wenn ein Bild durch häufigen Gebrauch stereotyp geworden ist.

Eine Zusammenstellung oder Häufung von Bildern verleitet zu Katachresen, worunter man Verstöße gegen die Einheit des Bildes versteht, indem der Dichter aus einem Bilde in den eigentlichen (nicht bildlichen) Ausdruck, oder aus einem Bilde in das andere verfällt: Der Kugel Saat pfeift.

Rhythmus und Metrum.

Man verlangt von einem Gedichte auch, daß es Wohl-klang habe. Dieser entsteht theils durch die Wahl solcher Wörter, welche, neben einander gestellt, einen angenehmen Eindruck auf das Ohr machen, theils durch die regelmäßige Abwechselung langer und kurzer Sylben, theils durch den Reim. Wenn wir z. B. in den bekannten Worten Johanna's in Schiller's Jungfrau von Orleans:

„Die Waffen ruh'n, des Krieges Stürme schweigen,
Auf blut'ge Schlachten folgt Gesang und Tanz;
Durch alle Straßen tönt der muntre Reigen,
Altar und Kirche prangt in Festes Glanz,
Und Pforten bauen sich aus grünen Zweigen,
Und um die Säule windet sich der Kranz.
Das weite Rheims faßt nicht die Zahl der Gäste,
Die wallend strömen zu dem Völkerfeste;" —

Wohlklang bemerken, so beruht das auf jenen drei Gründen. In der ungebundenen Rede fällt dieser Wohlklang weg (wenigstens wird er nicht verlangt), weil es da weder eine regelmäßige Abwechselung langer und kurzer Sylben, noch einen Reim giebt. Wenn z. B. ein Schriftsteller vor 140 Jahren sich also ausdrückt: „In Engelland gab es gegen das Ende des Jahres 1605 eine verteufelte Verrätherei, welche die Pulververschwörung genennet zu werden pflegt. Etliche römisch-katholische Leute unterfingen sich, aus einem grimmigen Religionshaß einer abscheulichen That, den König und das ganze Parlament mit Pulver in die Luft zu schicken" u. s. w. — so wird Jeder fühlen, daß hier jeder Wohlklang fehle.

Der durch die regelmäßige Abwechselung langer und kurzer Sylben entstehende Wohlklang heißt Rhythmus. Er muß sich nach dem Inhalt des Gedichts richten, und also anders sein in einem fröhlichen, als in einem ernsten Gedichte. Wie ist z. B. der Rhythmus so ganz anders in dem Liede:

„Mir Freude des Lebens
Ist Garten und Haus!
Man lockt mich vergebens!
Ich gehe nicht aus.
Im Tummel da zwing' ich
So dumm mich und stumm;

Hier sing' ich und spring' ich
Im Garten herum;"

und dagegen in dem andern Liede:

Trockne deines Jammers Thränen,
Heitre deinen Blick;
Denn es bringt kein banges Sehnen,
Ihn, der starb, zurück u. s. w.

Die meisten Gedichte haben ein bestimmtes **Metrum**, d. i. die langen und kurzen Sylben wechseln auf eine und dieselbe Weise ab. Die langen Sylben bezeichnet man durch einen Querstrich (–), die kurzen durch ein oben offenes Häkchen (⏑). Das Metrum des obigen Liedes „Mir Freude" u. s. w. würde also lauten:

– | – ⏑ ⏑ | – ⏑
– | – ⏑ ⏑ | –

und des Liedes: „Trockne deines" u. s. w.

– ⏑ | – ⏑ | – ⏑ | – ⏑ |
– ⏑ | – ⏑ | – |

Durch die bestimmte Abwechselung beider Sylbenarten (Metrum) entsteht ein musikalischer Takt, den man eben Rhythmus nennt.

Es giebt also lange und kurze Sylben. Wie in der Musik 2 Achtel auf 1 Viertel gehen, so nehmen 2 kurze Sylben so viele Zeit weg, wie 1 lange. Z. B. die beiden langen Sylben **Hausfrau** nehmen eben so viele Zeit weg, als die 3 Sylben **Mütterchen**, weil in diesem Worte die erste Sylbe lang, die beiden letzten kurz sind, oder, durch Zeichen ausgedrückt, – – ist eben so viel wie – ⏑ ⏑.

Welche Sylben lang sind, lehrt die Aussprache. Namentlich gehören dahin die einsylbigen Hauptwörter, z. B. Baum, Haus, Tod, Mund. Ferner die Grundsylbe der mehrsylbigen Wörter, z. B. in **gebet** ist ge lang, in **Gebet** dagegen ist es bet, weil bei jenem geb, bei diesem bet die Stammsylbe ist; jenes kommt von geben, dieses von beten her. Ebenso ist in **eigentlich** die Sylbe eig lang, weil sie die Stammsylbe ist. Ueberhaupt bestimmt in der Regel die Bedeutsamkeit über die Länge oder Kürze der Sylben. Daher ist in den zusammengesetzten zweisylbigen Hauptwörtern das Bestimmungswort länger als das Grundwort, z. B. in Hausfrau, Großmuth, Landgut, Handtuch sind Haus, Groß, Land und Hand länger als Frau, Muth, Gut und Tuch.

Ebenso ist, wenn ein einsylbiges Haupt- und ein einsylbiges Zeitwort beisammen stehn, jenes in der Regel länger als dieses, z. B. Hans ißt, Max schreibt, Fritz läuft. Dagegen ist das Zeitwort länger als das daneben stehende Fürwort und Bindewort, z. B. wo weilt er? — Hier ist weilt länger als wo und er. Aus demselben Grunde sind die Vorwörter, Bindewörter und Geschlechtswörter immer kurz, es müßte denn ein besonderer Ton darauf liegen.

Aber es giebt auch solche Sylben, die manchmal lang und ein andermal kurz sind. Man nennt sie mittelzeitig, und bezeichnet sie mit ⏓. Mittelzeitig sind z. B. die meisten einsylbigen Fürwörter. In „sollte ich es denn vergessen" sind zwei Fürwörter: ich und es; ich ist hier lang und es ist kurz. Ebenso in den Sätzen „du bist gesund" und „bist du gesund?" ist — bist einmal lang und das andere Mal kurz, und ebenso ist es mit du.

Die Regeln, die angeben, welche Sylben lang, kurz und mittelzeitig sind, können wir hier nicht anführen. Auch läßt ein einigermaßen geübtes Gehör uns die Länge und Kürze der Sylben leicht erkennen. Ebenso haben wir auch nicht die Absicht, hier alle Arten von Versfüßen und Versarten anzuführen. Es genüge, sich davon folgende zu merken, die am häufigsten vorkommen.

Was man in der Musik einen Takt nennt, heißt in der Poesie ein Fuß: also diejenigen Sylben, welche man als zusammengehörig betrachtet, wenn man einen Vers in seine Theile auflöst. Man nehme z. B. die Verse:

> Hoffnung ist ein fester Stab,
> Und Geduld ein Reisekleid,
> Da man mit, durch Welt und Grab,
> Wandert in die Ewigkeit.

Jede Zeile hat hier $3\frac{1}{2}$ Füße, deren jeder aus einer langen und einer kurzen Sylbe besteht: Hoffnung | ist ein | fester | Stab u. s. w. Dagegen hat folgender Vers 6 Füße:

Glücklicher | Säugling! dir | ist ein un- | endlicher | Raum noch die | Wiege.

Es giebt zwei-, drei- und viersylbige Füße. Wir merken davon folgende:

I. Zweisylbige Füße.

1. ◡ ◡ Pyrrhichius. Es giebt zwar kein Wort, welches einen Pyrrhichius bildete, da zwei Kürzen ohne Ruhepunkt nicht denkbar sind. Es muß daher jedes Mal eine betonte Sylbe vorangehen oder nachfolgen, z. B. mel= | dete, unter= | stand.
2. – – Spondeus, z. B. Kirchthurm, Haushund, Wieland.
3. – ◡ Trochäus, z. B. Regen, Hagel, Wonne, Hader.
4. ◡ – Jambus, z. B. Entschluß, Gefahr, Begriff.

II. Dreisylbige Füße.

1. ◡ ◡ ◡ Tribrachys. Hier ist derselbe Fall, wie beim Pyrrhichius: kein Wort kann blos aus drei Kürzen bestehen. Man muß also, um ihn darzustellen, noch eine lange Sylbe, die davor oder dahinter tritt, zu Hilfe nehmen; z. B. lieb | lichere, gnä | digere, gebene | deit.
2. – – – Molossus, z. B. Seeschiff schwimmt, Haushund bellt. Dorfkirchthurm.
3. – ◡ ◡ Daktylus, z. B. schauderhaft, lächerlich, säuerlich.
4. ◡ ◡ – Anapäst, z. B. in das Haus, vor dem Thor, unerlaubt.
5. ◡ – ◡ Amphibrachys, z. B. ergötzlich, befreundet, vergessen.
6. – ◡ – Amphimacer, z. B. Thurmgeläut, Bienenkorb, Straußenei.
7. ◡ – – Bacchius, z. B. Geräthschaft, Begriffwort.
8. – – ◡ Antibacchius, z. B. Großmutter, Kirchthürme, Nachtwächter.

III. Viersylbige Füße.

1. ◡ ◡ ◡ ◡ Prokeleusmatikus, z. B. lieb | lichere Ge | büsche.
2. – – – – Dispondeus, z. B. Sturmwind braust fort.
3. – ◡ – ◡ Ditrochäus, z. B. Modezeitung, leise Winde.

4. ⏑ – ⏑ – Diiambus, z. B. Verrätherei, der Mann erzählt.
5. – ⏑ ⏑ – Choriambus, z. B. Wechselgesang, Felsengebirg.
6. ⏑ – – ⏑ Antispast, z. B. Gesangbücher, Gebirgsländer.
7. ⏑ ⏑ – – Steigender oder erster Jonicus, z. B. das Gebirgsland, die Geräthschaft.
8. – – ⏑ ⏑ Sinkender oder zweiter Jonicus, z. B. er redete, Thronräuberei.
9. – ⏑ ⏑ ⏑ Erster Päon, z. B. herzlichere.
10. ⏑ – ⏑ ⏑ Zweiter Päon, z. B. Betriebsamkeit, der Edelste.
11. ⏑ ⏑ – ⏑ Dritter Päon, z. B. die Bereitung.
12. ⏑ ⏑ ⏑ – Vierter Päon, z. B. die Baronie.
13. ⏑ – – – Erster Epitrit, z. B. der Dorfkirchhof.
14. – ⏑ – – Zweiter Epitrit, z. B. Vorderhausthor.
15. – – ⏑ – Dritter Epitrit, z. B. Diebstahl entehrt.
16. – – – ⏑ Vierter Epitrit, z. B. Schnellpostpferde.*)

Alle Versarten sich zu merken, ist für das weibliche Geschlecht nicht nöthig. Daher behalte man nur die folgenden:

1. Das trochäische Versmaaß. Es eignet sich besonders zu ernsten und feierlichen Gedichten. Nicht leicht hat man mehr als fünf Füße in einer Zeile.

Wenn die goldne Frühe, neu geboren,
Am Olymp mein matter Blick erschaut:
Dann erblass' ich, wein' und seufze laut:
Dort im Glanze wohnt, die ich verloren!

Nicht selten findet man, selbst bei guten Dichtern, fehlerhafte Trochäen, indem sie eine kurze Sylbe als eine lange gebrauchen, oder eine lange als eine kurze, z. B. in den Versen von Matthison:

Auch des Edeln schlummernde Gebeine
Hüllt das Dunkel der Vergessenheit;

*) Ob alle diese Füße und welche zu kennen, dem weiblichen Geschlechte nöthig sei, überlasse ich der Weisheit der Lehrer.

ist der vierte Fuß des ersten Verses fehlerhaft, weil die kurze Sylbe de statt einer langen gebraucht ist. Der vierfüßige Trochäus findet sich vorzugsweise in der spanischen Poesie und wird auch nach dem Vorgange der deutschen Romantiker von unsern Schicksalstragöden Müllner, Grillparzer, Houwald u. A. in Anwendung gebracht. Der wahrhaft dramatische Vers aber ist der fünffüßige Jambus.

2. Das iambische Versmaaß ist das am häufigsten vorkommende.

So schläfst du nun den Todesschlaf im Grabe,
Du großer Held, gefärbt mit schönem Blut'!
Dein Leben war für Tausend Lebensgabe,
Dein Tod erquickt auch Sterbende mit Muth.

Noch häufiger als schlechte Trochäen findet man fehlerhafte Jamben; es sind sogar wenige Gedichte, in denen man nicht dergleichen Verstöße nachweisen könnte. Z. B. in den vorstehenden Jamben ist in dem vierten Verse im Worte Sterbende die Endsylbe lang gebraucht worden, da sie doch kurz ist; Sterbende ist ein Daktylus. Ebenso in den Versen:

Willst du dich auf gen Himmel schwingen,
Und hören, was die Engel singen,
Und hören, was Jehova spricht,
So lies dies himmlische Gedicht.

Daß in der ersten Zeile die lange Sylbe willst statt einer kurzen gesetzt ist, kann zwar nicht als Fehler gerechnet werden, da es erlaubt ist, einen Spondeus statt eines Jambus zu gebrauchen; aber in der vierten ist in himmlische derselbe Fehler, der oben in Sterbende war; sche sollte kurz sein, ist hier aber lang; man sagt nicht himmlische, sondern himmlische.

Es kommen zwei- bis achtfüßige Jamben vor; doch sind die vier- und fünffüßigen die gewöhnlichsten. Die gereimten sechsfüßigen Jamben nennt man Alexandriner. Sie bestehen aus zwei gleichen Hälften, so nämlich, daß nach dem dritten Jambus ein Wort zu Ende ist. Bei dem Trimeter dagegen liegt die Cäsur im Gegentheil so, daß sie den Vers nicht in zwei gleiche Hälften scheidet. Der Trimeter ist der Vers der griechischen Tragiker; doch haben ihn auch die Neueren angewandt, z. B. Goethe

in der „Helena". Die Alexandriner waren im 17. Jahrhunderte bis in die Mitte des 18. sehr im Gebrauch, sind aber seitdem wenig mehr angewendet worden, weil sie schleppend sind. Z. B.

Der Sonne helles Rad lief nach dem blauen Westen,
Und senkte sich bereits in Thetis grünen Schooß;
Man hörte voller Lust in den belaubten Aesten
Die Sängerin der Nacht, als David sich entschloß u. s. w.

(Man bemerke dabei, welche Jamben unrichtig sind, nämlich der vierte im ersten Verse: lief nach; — der vierte im dritten Verse: in den; — der zweite im vierten Verse: gerin.) Es kommen auch Jamben mit Anapästen vor, selten Anapäste allein; aber beide mit einander bringen eine recht gute Wirkung hervor; z. B.

Doch als die Priester hoben
Den blanken Opferstahl,
Die Thiere begannen zu toben,
Und starben in Wuth und Qual.
Es schaut auf das Gewimmel
Und auf das Blut, das floß,
Mit blauem Auge der Himmel
Hernieder erbarmungslos.

Unter einer Terzine versteht man drei fünffüßige iambische Verse, deren Reime so verschlungen sind, daß der von zwei gereimten Versen eingeschlossene Vers wieder den Haupt-Reim zu der folgenden Terzine bestimmt; z. B.

Den tiefen Schlaf im Haupt brach mir alsbald
Ein Donnerschlag, und ich fuhr in die Höhe,
Wie Leute, die man aufweckt mit Gewalt,

Und wandte rings mein Aug' in Fern' und Nähe,
Schlaftrunken noch, hinstarrend unverwandt,
Damit ich, wo ich war, genauer sähe.

Wahr ist es, daß ich auf dem Rande stand
Des Thals von jenem schmerzensreichen Grunde,
Der ew'ger Klagen Donner in sich bannt. (Dante.)

Das Schema der Terzine ist also aba, bcb, cdc, ded u. s. w. Bekanntlich ist die divina comedia des Dante in Terzinen gedichtet. Von deutschen Dichtern haben die Terzine hauptsächlich Rückert, Platen, Herwegh und Sallet kultivirt; von letzterem führen wir beispielsweise folgende Terzinen an:

Durch Trümmer drang ich in des Traum's Bethörung,
Bang ringend, unbewußt nach welchem Ziele:
Ringsum zu Bergen thürmte sich Zerstörung.

Denn stolze Riesenbauten sah ich viele
In Staub gemorscht, die manch' Jahrhundert ragten,
Gesunken, wie die Blume fällt vom Stiele.

Und stumme Säulen sah'n mich an und klagten,
Inschriften d'ran, verlöscht, mühvoller Lösung,
Die halbes Wort verscholl'ner That mir sagten.

Die Ottave, welche die italienischen Dichter in ihren Epopöen anwendeten, besteht aus acht iambischen Zeilen, und jede derselben aus fünf Jamben. Die erste, dritte und fünfte Zeile enthalten Einen Reim, ebenso die zweite, vierte und sechste, und den dritten Reim haben die siebente und achte Zeile, also abababcc, z. B.

Es tritt ein lieber Mensch in unsre Kreise,
Und nah' und näher fühlt man sich verbunden;
Die holde Freundschaft wirkt nach alter Weise,
Es spricht das Herz, Vertraun hat sich gefunden,
Und wie er scherzt und lacht, ist lieblich leise
Ein zartes Band um Geist und Herz gewunden;
Schon unentbehrlich ist, eh' wir es wissen,
Der Freund, und sieh! da wird er uns entrissen.
(A. W. Schlegel.)

Die Stanzen oder ottave rime, deren sich Tasso und Ariost zu ihren Heldengedichten bedienten, haben bei einer längeren Dichtung für das deutsche Ohr eine zu große Monotonie; deshalb bediente sich Wieland in seinem „Oberon" einer Strophe (darnach die Oberonsstrophe genannt), welche aus acht iambischen Zeilen besteht, wobei aber die Zahl der Versfüße zwischen vier, fünf und sechs schwankt, während die Reime willkürlich verschlungen sind.

Der Paladin, mit dessen Abenteuern
Wir euch zu ergötzen (sofern ihr noch ergötzbar seid)
Entschlossen sind, war seit geraumer Zeit
Gebunden durch sein Wort, nach Babylon zu steuern.
Was er zu Babylon verrichten sollte, war
Halsbrechend Werk, sogar in Karl's des Großen Tagen;
In unsern würd' es auf gleiche Gefahr
Und allen Ruhm der Welt kein junger Ritter wagen.

3. Das daktylische Versmaaß. Es besteht nicht immer blos aus Daktylen (– ⏑ ⏑), sondern statt eines Daktylus kann auch ein Spondeus (– –) oder gar ein Trochäus (– ⏑) stehen, z. B.

Süßer | duftet die | Flur und | kühler | hauchet der | Abend;

Nur ein | welkendes | Roth | weilt am a- | zurenen | West.

In diesen zwei Versen sind also nur vier Daktylen; dennoch ist es ein daktylisches Versmaaß. Selbst in den Versen, in welchen sich nur Daktylen befinden, ist der letzte Fuß nie ein Daktylus, weil dieser nicht als Schluß eines Verses taugt; z. B.

Kennst du das	Veilchen, die	Zierde des	Mai's?
Demuth, sie	gab ihm den	köstlichen	Preis.
Nur von dem	suchenden	Auge ge-	sehn,
Blüht es ver-	borgen, doch	lieblich und	schön.

Zum daktylischen Versmaaße gehören als die am häufigsten vorkommenden:

a. Der Hexameter. Die alten Griechen und Römer gebrauchten den Hexameter bei allen ihren Heldengedichten, und auch von vielen neuern Dichtern wird er zu diesem Zwecke gebraucht. Er besteht aus sechs Füßen. Die vier ersten können Daktylen, Spondeen oder auch allenfalls Trochäen sein; der fünfte ist immer ein Daktylus, und der sechste entweder ein Spondeus oder ein Trochäus, aber nie ein Daktylus. Also:

– ⏑	– ⏑	– ⏑	– ⏑		
– –	– –	– –	– –		– ⏑
– ⏑ ⏑	– ⏑ ⏑	– ⏑ ⏑	– ⏑ ⏑	– ⏑ ⏑	– –

Als der Ko-	met den	Gränzen der	Erde so	nahe ge-	kommen,
Daß er	kaum seinen	Durchschnitt	von ihrer	Kugel ent-	fernt flog,
Sieh', da ver-	ließen die	Wasser des	Oceans	ihre Ge-	stade,
Hoben den	Rücken em-	por, und	schwollen	gegen den	Stern auf.

(Wer hat zwei fehlerhafte Daktylen bemerkt? — Im zweiten und vierten Fuße des zweiten Verses sind sei- und ih- kurz gebraucht; sie sollten aber als Stammsylben lang sein.)

b. Das elegische Versmaaß wurde von den Griechen und Römern zu Elegieen gebraucht; daher der Name. Bei uns

ist sein Gebrauch nicht so häufig. Es besteht aus abwechselnden Hexametern und Pentametern.*)

Der Pentameter besteht aus fünf Füßen. Vier derselben sind Daktylen; der fünfte besteht aus zwei langen Sylben und zwar sind diese so vertheilt, daß die eine in der Mitte, die andre am Ende des Verses steht. Also:

– ◡ ◡ | – ◡ ◡ | – | – ◡ ◡ | – ◡ ◡ | –

Statt der Daktylen der ersten Hälfte können auch Spondeen, allenfalls auch Trochäen stehen; aber in der zweite Hälfte müssen die Daktylen bleiben. Also:

– ◡	– ◡				
– –	– –	–	– ◡ ◡	– ◡ ◡	–
– ◡ ◡	– ◡ ◡				

Ja! das Ge- | präg' ist gut; | doch das Me- | tall ist nichts | nütz.

Oder:

Was kein | Richter er- | späht, | bringet der | Zufall ans | Licht.

Der Pentameter steht nie allein, sondern kann nur mit dem Hexameter vereint gebraucht werden. Z. B.

Willst du dich selber erkennen, so sieh', wie die Andern es treiben;
Willst du die Andern verstehn, blick' in dein eigenes Herz!

Ein solches kleines Gedicht, das nur aus Einem Hexameter und Einem Pentameter besteht, wird ein Distichon genannt, wie das vorstehende.

In der Mitte des Pentameters muß immer ein Ruhepunkt sein. Es ist also ein Fehler, wenn in der Mitte nicht einmal ein Wort zu Ende ist; z. B.

Tilge mit Weine der miß- | launigen Sorge Tumult!

Der Dichter wählt ein solches Versmaaß, welches sich zum Tone des Gedichts paßt. Ist z. B. der Ton ernst und feierlich, so ist der Hexameter am passendsten. Trochäen werden zu sanft klagenden Gedichten, Jamben und Daktylen zu fröhlichen gewählt.

---

*) Im Hexameter steigt des Springquells flüssige Säule,
Im Pentameter drauf fällt sie melodisch herab.

Es wird als eine Schönheit betrachtet, wenn das Versmaaß den Sinn der Worte möglichst versinnlicht. Z. B. folgender Hexameter drückt das Hüpfen des Steines vom Berge schön aus:

Hurtig mit Donnergepolter entrollte der tückische Marmor.

Oder:

Den flüchtigen Tagen
Wehrt keine Gewalt;
Die Räder am Wagen
Entfliehn nicht so bald.
Gleich flammenden Blitzen
Enteilen sie hin.
Drum will ich sie nützen,
So lang' ich noch bin.

Oder bei Beschreibung des Kampfes zwischen den Göttern und den Titanen:

— — Laut rauschte die Fluth des unendlichen Meeres,
Laut auch krachte die Erd', und es dröhnte der wölbende Himmel,
Mächtig bewegt, ja von unten erbebten die Höh'n des Olympos
Durch der Unsterblichen Schwung; selbst drang die Erschütterung graunvoll
Bis in des Tartaros Nacht vom Gestampf, und der gellende Ausruf
Vom endlosen Getös' und der Würf' anprallendes Schmettern.

Ferner die Worte der Ino, als sie ins Meer gestürzt ist:

Wo bin ich, o Himmel!
Ich athme noch Leben. —
O Wunder! ich walle
Im Meere! mich heben
Die Wellen empor!

Der Reim trägt viel zur Erhöhung des Wohlklanges bei aber er muß ungezwungen sein. Man muß nie merken, daß der Dichter ihn herbeigezogen hat. Z. B. wenn es in einem sonst schönen Liede heißt:

Gelobt sei, der den Frühling schafft,
Gott, der den Erdkreis schmücket!
Preis sei ihm, Ehre, Stärk' und Kraft,
Der, was er schuf, beglücket!

so ist augenscheinlich der Reim Kraft herbeigezogen; denn theils ist Stärke und Kraft ziemlich dasselbe, theils kann man auch

wohl sagen: Gott sei Preis und Ehre, aber nicht Stärke und Kraft. In einer andern Strophe desselben Liedes heißt es:

Der Erde Antlitz ist verjüngt,
Erheitert glänzt der Himmel;
Gebirg' und Thal und Wald erklingt
Vom freudigen Getümmel.

Hier ist der Reim erklingt unpassend; es müßte ertönt heißen, aber das erlaubte der Reim nicht.

Es ist nicht nöthig, daß zwei Reime dieselbe Schreibung haben; man verlangt nur, daß sie dem Ohre als gute Reime erscheinen; z. B. oft und hofft, los und bloß, Kreide und Haide, todt und roth, Thränen und sehnen. Ist aber der Klang der Reime verschieden, so sind sie unrein, z. B. stehen und mähen, Traube und Raupe, Rede und Röthe, reisen und weißen. Doch findet man dergleichen unreine Reime selbst bei guten Dichtern, z. B. bei Schiller:

Ihm ruhen noch im Zeitenschooße
Die schwarzen und die heitern Loose.

Oder:

Nun zerbrecht mir das Gebäude!
Seine Absicht hat's erfüllt,
Daß sich Herz und Auge weide
An dem wohlgelungnen Bild.

Beruht der Reim nur auf der letzten Sylbe, so nennt man ihn einen männlichen Reim. Reimen sich die zwei letzten Sylben, so heißt er ein weiblicher Reim. Z. B. todt und roth, Schein und nein, gut und Blut sind männliche, reiben und treiben, leben und streben, Lehre und Meere, erzeigen und schweigen weibliche Reime. Selten enthält ein Gedicht bloß männliche oder bloß weibliche Reime; gewöhnlich wechseln sie mit einander ab. Bloß männliche Reime enthält folgender Vers:

Jüngst herrscht' im heil'gen deutschen Reich
Ein Kaiser Leopold;
Fürst oder Bettler war ihm gleich,
Dem Guten war er hold.
Für Bürgerfreud' und Bürgerschmerz
War offen stets sein Kaiserherz;
Zu seinem Thron kam Jung und Alt
Im frohen Glauben hingewallt.

Mit bloß weiblichen Reimen:

Wie Heut' sich enden wird, was Morgen bringen,
Ich weiß es nicht; doch streu' ich gerne Saaten.
Sie lasse Luft und Boden dann gerathen!
Durch meine Trägheit soll es nicht mißlingen.

Eine dritte Art von Reimen sind die gleitenden. So nennt man diejenigen, welche aus drei Sylben bestehen, z. B. waltende und schaltende, schwebende und hebende, siegelten und riegelten. Sie kommen aber nur selten vor.

Vom Reime verschieden ist die Alliteration. Sie war üblich im Mittelalter, ehe die Deutschen den Reim allgemein angenommen hatten.*) Sie besteht darin, daß man Wörter mit gleichen Anfangsbuchstaben zusammenhäuft, z. B.

Wonne weht von Thal und Hügel,
Weht von Flur und Wiesenplan,
Weht vom glatten Wasserspiegel,
Wonne weht mit weichem Flügel
Des Piloten Wange an.

Man kann alle Gedichte unter gewisse Klassen zusammenfassen. Wir wollen davon fünf annehmen:

1. Lyrische Gedichte.
2. Didaktische (Lehr-) Gedichte.
3. Epische Gedichte.
4. Dramatische Gedichte.
5. Gemischte Dichtungsarten.

Die lyrischen Gedichte sind der Erguß eines aufgeregten, begeisterten Gefühls. Sie gehen also nicht unmittelbar hervor

*) Der Vers wurde in den ältesten Zeiten construirt durch die bedeutsamsten Worte desselben und diese hervorragendsten Wörter, die Träger des Verses, die man eben darum Liedstäbe nannte, correspondirten einander durch gleiche Anfangsbuchstaben. Man nennt diese Versform, welche von dem Reime noch nichts weiß, den Stabreim (von den drei Liedstäben, auf denen die Zeile ruht) oder die Alliteration. Die Nibelungenstrophe besteht aus vier paarweise gereimten Verszeilen, von denen jede wieder in zwei ungleichartige Hälften zerfällt, indem die erste Hälfte einen weiblichen (klingenden), die zweite einen männlichen (stumpfen) Schluß hat. Der zweite Halbvers der vierten Zeile markirt das Ende der Strophe durch ein volleres Austönen, indem er statt drei Hebungen vier, ja in der Gudrunstrophe sogar fünf Hebungen hat. In dieser Strophe ist das Nibelungenlied und die Gudrun gedichtet; doch hat die Gudrunstrophe noch in den beiden letzten Verszeilen weibliche Endungen.

aus der Betrachtung der Außenwelt, sondern aus dem Innersten des Herzens. Je edler und reiner die Begeisterung ist, desto mehr wird sie auch das Gefühl jedes andern ansprechen, und desto leichter ähnliche Gefühle in ihm erzeugen. Freude, Schmerz, Wehmuth, Mitgefühl, Tröstungen sind die Empfindungen, welche die meisten lyrischen Gedichte hervorbringen. Der lyrische Dichter singt also aus seinem vollen Herzen. Daß sein Vortrag, daß die Wahl der Worte und des Metrums seinem Gefühle entsprechen müsse, versteht sich von selbst.

Wenn die Betrachtung allgemeiner Wahrheiten und Erkenntnisse das Gefühl lebhaft ergreift, so entstehen didaktische oder Lehrgedichte. Daher eignen sich nicht alle Wahrheiten zur poetischen Darstellung, weil nicht alle auf das Gefühl wirken, und nicht alle von einer poetischen (idealen) Seite betrachtet werden können. Wie wäre es z. B. möglich, die mathematische Wahrheit, daß alle Quadrate, die gleiche Seiten haben, gleich groß sein müssen, in ein Gedicht zu fassen? Eben so wenig wäre dies möglich mit den Vorschriften der Kochkunst. In Verse läßt sich zwar alles bringen, aber darum ist es noch kein Gedicht. Es gehört dazu, daß die Wahrheiten das Gefühl bewegen, und eine lebhafte, bilderreiche, anmuthige Einkleidung zulassen, z. B. die Lehren der Religion, der Tugend, die Betrachtung Gottes, des Weltalls, der Vorsehung u. s. w., die kein unverdorbenes Gefühl kalt lassen können.

Das Gefühl kann aber auch aufgeregt werden durch die Außenwelt, durch Vorgänge in der Natur und in der menschlichen Gesellschaft. Ueberschwemmungen, Erdbeben und andere Naturerscheinungen können ebenso wie Heldenthaten, edle und unedle Aeußerungen der menschlichen Thätigkeit das Gefühl ergreifen und ein Gedicht erzeugen. Solche Gedichte heißen epische Dichtungen. An die Wahrheit braucht sich der Dichter nicht zu halten. Er kann die Thatsache nach Gefallen anders darstellen oder auch nicht Geschehenes erfinden; nur muß er auf das Gefühl seiner Leser angenehm einwirken und dasselbe für seine Darstellung interessiren. Dazu gehört aber, daß die Erzählung innere Wahrheit habe, d. i. daß kein innerer Widerspruch darin sei. Erzählt er z. B. die Handlung eines Helden, so darf er denselben nicht bald tapfer, bald feig erscheinen lassen, weil sich Feigheit nicht mit dem Charakter eines

Helden verträgt. Dagegen kann er das ganze Reich der Zauberei zu Hilfe nehmen, Hexen, Feen, Nixen, Engel und Teufel auftreten und Thiere sprechen lassen, nur muß kein barer Unsinn darin herrschen, weil dieser immer einen unangenehmen Eindruck hervorbringt.

Die dramatischen Gedichte stellen Handlungen dar, während die epische Poesie Begebenheiten vorträgt. Wenn der epische Dichter nur erzählt, was geschehen sei, so läßt der dramatische Dichter die Handlung vor den Augen der Zuschauer geschehen. Diese sehen, wie die Handlung, die vorgestellt werden soll, entsteht, wie sie fortgeht, und wie sie sich endigt, als wenn die handelnden Personen noch lebten und mit einander verkehrten. Ein zweiter Unterschied ist der, daß es bei der epischen Poesie der Dichter ist, welcher zu uns spricht; in der dramatischen Poesie dagegen gewahren wir vom Dichter nichts, sondern es sind handelnde Personen, die er sprechen läßt. Eine dritte Eigenschaft des Drama's ist, daß es für die Bühne berechnet ist. Es soll zwar jedes dramatische Gedicht auch beim Lesen einen angenehmen Eindruck machen, aber dieser Eindruck wird durch das Aufführen auf der Bühne bedeutend verstärkt. Erzählt man uns, was Andere mit einander gesprochen haben, so wird der Eindruck nicht so stark sein, als wenn wir ihr Gespräch selbst mit anhören. Es giebt zwar auch dramatische Gedichte, welche nicht wohl aufgeführt werden können, weil sie gar nicht für's Theater berechnet sind, allein das ist ein Mangel.

Endlich giebt es noch eine fünfte Klasse von Dichtungen, die wir die Ergänzungsklasse oder gemischte Dichtungsarten nennen können. Es sind solche, die zu keiner jener vier Klassen gehören, weil sie weder ganz lyrisch, noch ganz didaktisch, noch ganz episch, noch ganz dramatisch sind, sondern die Eigenschaften mehrerer Dichtungsklassen in sich vereinigen; z. B. ein Räthsel kann lyrisch oder didaktisch sein, d. i. es kann theils die Eigenschaften der lyrischen, theils der didaktischen Poesie besitzen.

Erster Abschnitt.

Lyrische Poesie.

Alle schönen und erhabenen Gefühle können lyrische Gedichte erzeugen; denn unedle Empfindungen, z. B. Neid, Rache, Bosheit, können wohl das Gemüth der Menschen aufregen, aber nie eine Begeisterung hervorbringen, die im Stande wäre, sich poetisch auszudrücken; der Mensch, in dessen Brust Rache kocht, wird nie vermögen oder geneigt sein, seine unedlen Empfindungen in einer bilderreichen und edlen Sprache wiederzugeben. Sobald ein schönes, edles Gefühl stark genug ist, Begeisterung zu erzeugen, so hebt das Gedicht an, und es endigt, sobald die Begeisterung nachläßt, oder wenn sie zu stark wird, um sich in Worte fassen zu lassen. Die Gefühle des menschlichen Herzens können aber sehr mannigfaltig sein; Ereignisse im menschlichen Leben, Nachdenken, Betrachtung der Natur, Religiosität, auch Leidenschaften können sehr verschiedene Gefühle hervorbringen. Daher giebt es auch verschiedene Arten lyrischer Gedichte. Ganz anders äußert sich das Gefühl der Freude, als das der Bewunderung, der Betrübniß, der Wehmuth, der Hoffnung, der Theilnahme, der Frömmigkeit, der Reue u. s. w. Ebenso sind auch die Gefühle in Hinsicht ihrer Stärke sehr verschieden; von der größten Heftigkeit steigen sie durch unzählige Stufen bis zu solcher Schwäche herab, daß diese zuletzt nicht mehr im Stande ist, Begeisterung zu erzeugen. Bei Unterscheidung der Lyrik in ihren einzelnen Gattungen kann man entweder die äußere Form des lyrischen Erzeugnisses in's Auge fassen; oder das Verhalten des dichtenden Subjektes zu seinem Objekt. In diesem Fall unterscheidet man nur drei Gattungen: das Lied, die Ode und die Elegie; je nachdem der Dichter ganz und gar auf dem Boden der Empfindung bleibt, die Stimmung walten läßt; oder mit der Größe des Gegen-

standes in kühner Begeisterung ringt; oder endlich Beschreibung und Betrachtung mit einander verbindet.

Nach der äußern Form aber ergeben sich folgende lyrische Dichtungsarten:

1. Das Lied.	10. Das Rondeau.
2. Die Ode.	11. Das Triolet.
3. Die Hymne.	12. Die Canzone.
4. Die Dithyrambe.	13. Die Siciliane.
5. Die Elegie.	14. Die Sestine.
6. Die Heroide.	15. Die Glosse.
7. Die Cantate.	16. Das Cancion.
8. Das Sonett.	17. Das Ghasel.
9. Das Madrigal.	18. Das Ritornell.

1. Das Lied.

Das Lied wird von einem sanften, gemäßigten Gefühl hervorgebracht, und zwar herrscht in ihm nur ein Gefühl vor. Die Kunst des Lieder-Dichters besteht daher darin, uns mit dem geringsten Aufwande künstlerischer Mittel gleich in seine Stimmung zu versetzen. Die Sprache muß einfach und leicht verständlich, die Verbindung der Gedanken natürlich sein, damit jeder Gebildete es verstehe. Dadurch unterscheidet es sich von der Ode, der Hymne und der Dithyrambe, in denen das Gefühl viel stärker, die Sprache viel bilderreicher, die Verbindung der Gedanken weniger faßlich ist.

Die Lieder sind bestimmt, gesungen zu werden. Darum bestehen sie aus Strophen, und diese wieder aus einer bestimmten Anzahl von Zeilen und Sylben. Die Strophen müssen einander gleich seyn, damit die Melodie der begleitenden Musik auf alle passe. Um den Wohlklang zu befördern, sind fast alle Verse gereimt.

Der Inhalt des Liedes ist so reich wie die Welt und das menschliche Herz! Jedes nächste Ereigniß kann eine Stimmung in uns hervorrufen, die sich im Liede aussingt; doch unterscheidet man dem Inhalte nach religiöse und weltliche Lieder. Die religiösen oder geistlichen besingen entweder Gott oder Jesus, oder doch irgend etwas, das mit der Religion in Bezug steht. Sie sollen das Herz erwärmen und erbauen, das Gefühl zu Gott

hinleiten, und müssen daher für Jedermann verständlich sein. Nicht alle in unsern Gesangbüchern befindliche Gedichte gehören dahin; denn manche sind wegen ihres höheren Schwunges nicht sowohl Lieder als Hymnen, und anderen fehlt die dichterische Weihe, wenn die Gedanken prosaisch und die Ausdrücke kraftlos sind; gereimte Prosa ist noch kein Lied. Z. B. fehlt folgenden Strophen ganz die dichterische Begeisterung:

Bester Vater deiner Kinder,
Gott der Frommen und der Sünder!
Laß für Andre meine Bitten
Jetzt in deinen Schooß mich schütten!
Ach! erweck' in meinem Herzen
Mitleid bei der Brüder Schmerzen!
Herr, belebe meine Triebe,
Daß ich alle Menschen liebe!

Du, du siehst auf meine Brüder
Väterlich und segnend nieder;
Alle sind, nicht mehr nicht minder,
Alle Menschen deine Kinder.
Möchten alle dich erkennen,
Kindlich froh dich Vater nennen,
Dein Wort alle gläubig hören,
Alle dich durch Jesum ehren!

Die in diesen beiden Strophen ausgesprochenen Gedanken sind gut und fromm, und gehören ganz in ein an Gott gerichtetes Gebet, aber poetisch sind sie nicht. Wie schön sind dagegen die Lieder von Gellert, Niemeyer und Anderen, z. B. in Niemeyer's (gest. 1828 als Kanzler der Universität Halle) Passionslied:

Geist der Andacht, senke du
Dich in uns're Seele nieder!
Sie erfülle Trost und Ruh'!
Im Gesange frommer Lieder,
In geweihter Psalmen Chor
Strebe sie zu dir empor!

Diesen feierlichen Tag
Weih' die ehrfurchtsvollste Stille,
Daß der Wehmuth Seufzern nach
Unsres Dankes Thräne quille.
Unsre Seele, still vor Gott,
Denk' an ihres Mittlers Tod.

O wie oft hat an sein Herz
Mit den ausgespannten Armen,
Ausgespannt zu Qual und Schmerz,
Er voll Mitleid und Erbarmen
Kinder seines Volks gedrückt!
Wie die Schmachtenden erquickt!

Oder folgendes Abendlied:

Dein war ich, eh' der Sonne Pracht
Den heut'gen Morgen weckte.
Dein war ich, eh' die heut'ge Nacht
Die Flügel um uns streckte.
Da ich in deiner treuen Hand
So fest, o Gott, verzeichnet stand,
War nichts, das mich erschreckte.

Das Werk des Tages ist vollbracht,
Der Arbeit Müh' vergangen,
Der Schweiß, so matt er uns gemacht,
Vertrocknet von den Wangen.
Der müde Leib bereitet sich,
O du des Todes Bruder, dich
Mit Freuden zu empfangen.

Doch, Herr, dein Lob ist unsre Pflicht,
Eh' wir die Augen schließen.
Laß mir von ihm, o du mein Licht,
Die Lippen überfließen.
Dann werd' ich nach vollbrachter Pflicht,
O du, in Finsterniß mein Licht,
Das Auge froher schließen.

Gutgelungene geistliche Lieder gehören zu den schönsten Poesien, weil nichts so sehr im Stande ist, unser Herz über das Irdische zu erheben, als der Gedanke an Gott, und daher der geistliche Liederdichter im Herzen jedes gefühlvollen Menschen einen Anklang findet.

Die weltlichen Lieder besingen rein menschliche Gefühle, solche, welche durch die Ereignisse des menschlichen Lebens in uns angeregt werden. Da das Lied unmittelbar aus der Empfindung fließt oder fließen soll: setzt es keine weitere Bildung voraus. Wir haben daher **Volkslieder**, welche aus dem Empfinden und Vorstellen des Volkes hervorgegangen sind. (Die schönste Sammlung in: Herder's „Stimmen der Völker in Liedern", „des

Knaben Wunderhorn" von Achim von Arnim und Brentano). Aus dieser Volkspoesie erwuchs erst das **Kunstlied** (seit Opitz und Flemming) und erreichte in Goethe seinen Gipfelpunkt. Vom weltlichen Liede gilt, was vom geistlichen Liede gesagt ist: daß es wahrhaft poetisch sein müsse, und daß gereimte Prosa noch kein Lied sei. Auch hier ein Beispiel von der letztern Art:

Lustig zur Arbeit, ihr Schwestern und Brüder!
Stunden vergehen und kommen nicht wieder.
Haben wir aber das Unsre gethan,
Sehn wir mit Freuden den Abend sich nahn.

Oder:

Alles, was ich Gutes höre,
Laß mir unvergeßlich sein;
Laß mich meiner Eltern Ehre,
Meiner Lehrer Freude sein!

Sie, die mich in meinen Pflichten
Treu und fleißig unterrichten,
Segne für die viele Müh',
Vater! und beglücke sie.

Poetisch sind dagegen folgende Verse:

Des Jahres Schönheit ist entflohn;
Die rauhen Stürme rauschen schon
Durch die entfärbten Felder.
Der Blumen letzte neigt ihr Haupt;
Des Herbstes kalter Hauch entlaubt
Die schattenreichen Wälder.
Kurz währt der Sonne schwaches Licht,
Umwölkt ist meist ihr Angesicht.
Wohl uns, daß wir in Sicherheit
Des Herbstes rauhe Jahreszeit
Beginnen und vollenden.
Ruht gleich die Erde, doch gewährt
Gott uns, was uns erwärmt und nährt,
Mit väterlichen Händen.
Durch ihn sind Scheun' und Kammer voll
Des Segens, der uns nähren soll.

Oder das Lied an der Bahre der Freundin (von Schubart, gest. 1791 als Hofdichter in Stuttgart):

Du, junge Freundin, komm' und schau'
Den Tod vor deinen Füßen!
Laß eine Thränenfluth, wie Thau
Auf junge Rosen fließen!

Denn ach, hier liegt,
Vom Tod besiegt,
Im Frühling ihrer Jahre
Die Freundin auf der Bahre.

Da liegt sie, bleich, entstellt und todt,
Die Blum', halb aufgegangen.
Kein stiller Reiz, kein lachend Roth
Scherzt mehr auf ihren Wangen.
Ihr Blick ist Nacht.
Der Schönheit Macht
Liegt wie vom Sturm und Wetter
Zerstreute Rosenblätter.

Senkt nur den Leichnam in die Gruft
Die Erde mag ihn decken!
Indessen jammert in die Luft
Ein Lied voll Todesschrecken.
O Eitelkeit
Von Gram und Leid!
Soll denn an Todtenbeinen
Der Kummer ewig weinen?

Jedoch ein Blick der Seele schaut
Hinauf zu jenen Höhen,
Wo wir des Mittlers junge Braut
Im Feierkleide sehen.
O wären wir
Bei ihr, bei ihr! —
Bei dieser neuen Sonne
Im Vaterland der Wonne!

Es wäre ein vergebliches Bemühen, aus dem unendlichen Reichthum deutscher Liederdichtung das Beste und Schönste herauszulesen: aber wir wollen durch Zusammenstellung einige Lieder verschiedener Dichter zeigen, wie das gleiche Thema mannigfach variirt werden kann, ohne daß der Lieder Charakter darüber verloren ging.

An die Freude.

Freude, Göttin edler Herzen!
Höre mich!
Laß die Lieder, die hier schallen,
Dich vergrößern, dir gefallen:
Was hier tönet, tönt durch dich.

Munter, Schwester süßer Liebe!
Himmelskind!
Kraft der Seelen, halbes Leben!
Ach, was kann das Glück uns geben,
Wenn man dich nicht auch gewinnt?

Stumme Hüter todter Schätze
Sind nur reich.
Dem, der keinen Schatz bewachet,
Sinnreich scherzt und singt und lachet,
Ist kein karger König gleich.

Gieb den Kennern, die dich ehren,
Neuen Muth,
Neuen Scherz den regen Zungen,
Neue Fertigkeit den Jungen
Und den Alten junges Blut.

Du erheiterst, holde Freude,
Die Vernunft.
Flieh' auf ewig die Gesichter
Aller finstern Splitterrichter
Und die ganze Heuchlerzunft.

Fr. von Hagedorn.

Ermunterung zu weiser Freude.

Flieh' die geräuschvollen Sorgen
Und das stolze Geräusch der Stadt!
Damis flieh'! Für Tyrannen
Ist die knechtische Welt gemacht.

Als der letzte der Römer
Sich den Dolch in die Brust gedrückt,
Schwang die göttliche Freiheit
Sich zum Pol von der Welt empor.

Nur in ruhigen Hainen
Bleibt ihr einsamer Fußtritt noch;
Dorten hat sie zuletzt noch
Sanft mitleidend zurückgesehn.

Komm', dir winket die Freude,
Nicht mit Purpur und Gold geschmückt,
Leicht, im weißen Gewande,
Ungekünstelt, durch Unschuld schön.

Keine Krone von Lorbeer'n
Drückt die sittsame Stirne stolz;
Vom muthwilligen Westen
Wird das flatternde Haar zerstreut.

Weisheit, Mutter der Freude!
Strahl der Gottheit, erfülle mein Herz.
Bald tiefsinnig, bald scherzhaft,
Immer Weisheit, sich selbst nur gleich.

Nein, das ist nicht die Weisheit,
Die betrübt über Alles seufzt.
Nein, das ist nicht die Weisheit,
Die der Fleiß bei der Lampe sucht.

Glücklich leben — ist Weisheit:
Gott verehren — ihr höchster Grad.
Nicht im Witz, im Verstande nicht —
In den Herzen nur wohnet sie.

Hier im friedsamen Thale
Scherzt die schüchterne Weisheit gern,
Wo die lächelnde Muse
Sich mit thauvollen Rosen krönt.

J. Fr. Freiherr von Cronegk.

Von der Freude.

Sage, sprach ich, holde Freude,
Sage doch, was fliehst du so?
Hat man dich, so fliehst du wieder;
Niemals wird man deiner froh.

„Danke“, sprach sie — „dem Verhängniß!
Alle Götter lieben mich:
Wenn ich ohne Flügel wäre,
Sie behielten mich für sich.“

J. Nik. Götz.

An die Freude.

Freude, schöner Götterfunken,
Tochter aus Elysium,
Wir betreten feuertrunken,
Himmlische, dein Heiligthum.
Deine Zauber binden wieder,
Was die Mode streng getheilt,
Alle Menschen werden Brüder,
Wo dein sanfter Flügel weilt.
Chor. Seid umschlungen, Millionen,
Diesen Kuß der ganzen Welt!
Brüder — überm Sternenzelt
Muß ein lieber Vater wohnen.

Wem der große Wurf gelungen,
Eines Freundes Freund zu sein,
Wer ein holdes Weib errungen,
Mische seinen Jubel ein!
Ja — wer auch nur eine Seele
Sein nennt auf dem Erdenrund!
Und wer's nie gekonnt, der stehle
Weinend sich aus unser'm Bund!

Chor. Was den großen Ring bewohnet,
Huldige der Sympathie!
Zu den Sternen leitet sie,
Wo der Unbekannte thronet.

Freude trinken alle Wesen
An den Brüsten der Natur,
Alle Guten, alle Bösen
Folgen ihrer Rosenspur.
Küsse gab sie uns und Reben,
Einen Freund, geprüft im Tod,
Wollust ward dem Wurm gegeben,
Und der Cherub steht vor Gott.

Chor. Ihr stürzt nieder, Millionen?
Ahnest du den Schöpfer, Welt?
Such' ihn überm Sternenzelt,
Ueber Sternen muß er wohnen.

Freude heißt die starke Feder
In der ewigen Natur.
Freude, Freude treibt die Räder
In der großen Weltenuhr.
Blumen lockt sie aus den Keimen
Sonnen aus dem Firmament,
Sphären rollt sie in den Räumen,
Die des Sehers Rohr nicht kennt.

Chor. Froh, wie seine Sonnen fliegen,
Durch des Himmels prächt'gen Plan,
Laufet, Brüder, eure Bahn,
Freudig wie ein Held zum Siegen.

Aus der Wahrheit Feuerspiegel
Lächelt sie den Forscher an,
Zu der Tugend steilem Hügel
Leitet sie des Dulders Bahn;
Auf des Glaubens Sonnenberge
Sieht man ihre Fahnen wehn,
Durch den Riß gesprengter Särge
Sie im Chor der Engel stehn.

Chor. Duldet muthig, Millionen!
Duldet für die bess're Welt;
Droben überm Sternenzelt
Wird ein großer Gott belohnen.

Göttern kann man nicht vergelten,
Schön ist's, ihnen gleich zu sein.
Gram und Armuth soll sich melden,
Mit den Frohen sich erfreu'n.
Groll und Rache sei vergessen,
Unserm Todfeind sei verziehn,
Keine Thräne soll ihn pressen,
Keine Reue nage ihn.
Chor. Unser Schuldbuch sei vernichtet!
Ausgesöhnt die ganze Welt.
Brüder — überm Sternenzelt
Richtet Gott — wie wir gerichtet.

Freude sprudelt in Pokalen,
In der Traube gold'nem Blut
Trinken Sanftmuth Kannibalen,
Die Verzweiflung Heldenmuth —
Brüder, fliegt von euren Sitzen,
Wenn der volle Römer kreist,
Laßt den Schaum zum Himmel spritzen,
Dieses Glas dem guten Geist!
Chor. Den der Sterne Wirbel loben,
Den des Seraphs Hymne preist,
Dieses Glas dem guten Geist
Ueberm Sternenzelt dort oben.

Festen Muth in schweren Leiden,
Hilfe, wo die Unschuld weint,
Ewigkeit geschwornen Eiden,
Wahrheit gegen Freund und Feind,
Männerstolz vor Königsthronen —
Brüder, gält' es Gut und Blut —
Dem Verdienste seine Kronen,
Untergang der Lügenbrut!
Chor. Schließt den heil'gen Zirkel dichter,
Schwört bei diesem gold'nen Wein,
Dem Gelübde treu zu sein,
Schwört es bei dem Sternenrichter!

Friedrich von Schiller.

Die Freude.

Es flattert um die Quelle
Die wechselnde Libelle;
Mich freut sie lange schon:
Bald dunkel und bald helle,
Wie der Chamäleon,
Bald roth, bald blau,
Bald blau, bald grün;
O, daß ich in der Nähe
Doch ihre Farbe sähe!
Sie schwirrt und schwebet, rastet nie!
Doch still, sie setzt sich an die Weiden
Da hab' ich sie! da hab' ich sie!
Und nun betracht' ich sie genau,
Und seh' ein traurig dunkles Blau —
So geht es dir, Zerglied'rer deiner Freuden!

Joh. Wolfgang v. Goethe.

2. Die Ode.

Von der Ode gilt alles, was wir vom weltlichen Liede gesagt haben. Sie unterscheidet sich vom Liede nur dadurch, daß sie aus einem viel lebhafteren, aufgeregteren, begeisterteren Gemüth hervorgeht, welches den Dichter zwingt, seinen Gegenstand tiefer zu erfassen. Während der Liederdichter sich in sich versenkt, reißt die Begeisterung den Odendichter aus sich heraus. Er besingt den Gegenstand als einen zugleich außer ihm liegenden, und die Ode bekommt daher auch ein objektives Gepräge. Daraus ergiebt sich schon, daß der Vorwurf der Ode ein großer Gegenstand sei, weil nur ein solcher die Seele mächtig zu ergreifen und emporzuheben vermögen wird. In der Ode herrscht also die höchste poetische Begeisterung. Daher ist die Sprache ernst, erhaben, stark, feierlich, edel und bilderreich.

Dem hochbegeisterten Odendichter drängen sich Bilder auf Bilder auf. Daher gehört die Ode zu den schwersten Dichtungsarten. Denn für den Leser ist es schwer, sich ganz in die Seele des Dichters zu versetzen, und dem hohen und raschen Ideenfluge desselben nachzukommen.

Der Zürchersee,

(von Klopstock [gest. 1803 als Legationsrath in Hamburg]).

(Abgekürzt.)

[Asklepiadische*) Strophe.]

– ⏑	– ◡ ◡ –	– ◡ ◡ –	◡ –
– ⏑	– ◡ ◡ –	– ◡ ◡ –	◡ –
– ⏑	– ◡ ◡	– ◡	
– ⏑	– ◡ ◡	– ◡	–

Schön ist, Mutter Natur, deiner Empfindung Pracht
Auf die Fluren verstreut, schöner ein froh Gesicht,
Das den großen Gedanken
Deiner Schöpfung noch einmal denkt.

Von des schimmernden See's Traubengestaden her,
Oder, flohest du schon wieder zum Himmel auf,
Komm' in röthendem Strahle
Auf dem Flügel der Abendluft,

Komm', und lehre mein Lied jugendlich heiter sein,
Süße Freude, wie du! gleich dem beseelteren
Schnellen Jauchzen des Jünglings,
Sanft, der fühlenden Fanny gleich.

Schon lag hinter uns weit Uto, an dessen Fuß
Zür'ch in ruhigem Thal freie Bewohner nährt;
Schon war manches Gebirge
Voll von Reben vorbeigeflohn.

Jetzo nahm uns die Au in die beschattenden
Kühlen Arme des Walds, welcher die Insel krönt;
Da, da kommst du, Freude,
Vollen Maaßes auf uns herab.

Göttin Freude, du selbst! Dich, wir empfinden dich!
Ja, du warest es selbst, Schwester der Menschlichkeit,
Deiner Unschuld Gespielin,
Die sich über uns ganz ergoß!

Reizvoll klinget des Ruhmes lockender Silberton
In das schlagende Herz, und die Unsterblichkeit
Ist ein großer Gedanke,
Ist des Schweißes der Edeln werth!

Aber süßer ist noch, schöner und reizender,
In dem Arme des Freundes wissen ein Freund zu sein!
So das Leben genießen,
Nicht unwürdig der Ewigkeit!

---

*) So genannt von einem alten griechischen Dichter, Asklepiades.

Treuer Zärtlichkeit voll, in den Umschattungen,
In den Lüften des Walds, und mit gesenktem Blick
Auf die silberne Welle,
That ich schweigend den frommen Wunsch:

Wäret ihr doch bei uns, die ihr mich ferne liebt,
In des Vaterlands Schooß einsam von mir verstreut,
Die in seligen Stunden
Meine suchende Seele fand;

O so bauten wir hier Hütten der Freundschaft uns!
Ewig wohnten wir hier, ewig! Der Schattenwald
Wandelt' uns sich in Tempe,
Jenes Thal in Elysium!

Der Vesuv im December 1830.

(Karl August Graf von Platen=Hallermünde.)

[Sapphische Strophe.]

– ◡ – ◡ – ‖ ◡ ◡ – ◡ – ◡̄
– ◡ – ◡ – ‖ ◡ ◡ – ◡ – ◡̄
– ◡ – ◡ – ‖ ◡ ◡ – ◡ – ◡̄
– ◡ ◡ – ◡̄

Schön und glanzreich ist des bewegten Meeres
Wellenschlag, wenn tobenden Lärms es anbraust;
Doch dem Feu'r ist kein Element vergleichbar
Weder an Allmacht,

Noch an Reiz für's Auge. Bezeug' es Jeder,
Der zum Rand abschüssiger Kratertiefe,
Während Nacht einhüllt die Natur, mit Vorwitz
Staunend emporklimmt.

Wo im Sturmschritt mächtiger Donner machtvoll
Aus dem anwuchsdrohenden, steilen Kegel
Fort und fort auffahren in gold'ner Unzahl
Flammige Steine,

Deren Wucht, durch Gluthen und Dampf geschleudert,
Bald umher auf aschige Höh'n Rubine
Reichlich sä't, bald auch von des Kraters schroffen
Wänden hinabrollt:

Während still aus nächtlichem Grund die Lava
Quillt. — Des Rauchs tiefschattige Wolk' umdüstert
Holder Mond, dein ruhiges, friedenreiches
Silbernes Antlitz.

Das Versmaaß der Oden weicht gewöhnlich von denen, die wir oben als die gebräuchlichsten angegeben haben, ab. Sie sind denen der Alten nachgebildet. Jedoch stehen wir an, sie hier anzugeben, theils weil sie für das weibliche Geschlecht zu schwierig sind, theils weil sie außer bei der Ode nicht vorzukommen pflegen.

3. Die Hymne.

Was man unter Hymne versteht, und wie sie sich von dem Liede und von der Ode unterscheidet, ist schon gesagt. Es herrscht also in ihr dieselbe Begeisterung, derselbe hohe poetische Schwung wie in der Ode; nur ist der Gegenstand ein anderer. Die Hymne besingt nur die Gottheit und ihre Eigenschaften, oder etwas, was man sich als etwas Göttliches, Erhabenes und Ueberirdisches denkt, z. B. die Tugend, die Unsterblichkeit, das Weltall. Manche der in unsern Gesangbüchern stehenden Gesänge sind Hymnen, dann nämlich, wenn in ihnen ein höherer lyrischer Schwung herrscht. Aber dadurch werden sie für den ungebildeten Verstand unverständlich, und dies ist der Grund, warum sie in der Regel von unsern kirchlichen Gesängen ausgeschlossen werden müssen. Solche Hymnen sind z. B. die bekannten Gesänge: „Herr Gott, dich loben wir! Herr Gott, wir danken dir!“ und: „Anbetung und Dank bringen wir, Herr, unser Gott und Vater, dir,“ u. s. w. Hier stehe folgende schöne Hymne von Klopstock:

Dem Unendlichen.

Wie erhebt sich das Herz, wenn es dich,
Unendlicher, denkt! Wie sinkt es,
Wenn's auf sich herunterschaut!
Elend schaut's, wehklagend dann, und Nacht und Tod!

Allein du rufst mich aus meiner Nacht, der im Elend, der im Tod hilfst!
Dann denk' ich es ganz, daß du ewig mich schufst,
Herrlicher! den kein Preis, unten am Grab, oben am Thron,
Herr Herr Gott! den dankend entflammt kein Jubel genug besingt.

Weht, Bäume des Lebens, in's Harfengetön!
Rausche mit ihnen in's Harfengetön, krystall'ner Strom!
Ihr lispelt und rauscht, und, Harfen, ihr tönt
Nie es ganz! Gott ist es, den ihr preist!

Donnert, Welten, in feierlichem Glanz, in der Posaunen Chor!
Du, Orion! Waage, du auch;
Tönt all' ihr Sonnen auf der Straße voll Glanz,
In der Posaunen Chor!

Ihr Welten, donnert,
Und du, der Posaunen Chor, hallest
Nie es ganz, Gott! nie es ganz. Gott,
Gott, Gott ist es, den ihr preist!

Hymne.

(B. Bouterweck, Hofrath und Prof. in Göttingen, gest. 1828.)

Allmächtig ist der Herr!
Der Erde hehre Pracht,
Das Firmament dort oben
Und alle Wesen loben
Verkündend seine Macht.

Allmächtig ist der Herr!
Die Sonn' ist Abglanz nur
Von seinem Gottgewande;
Doch sieht im Körperlande
Verhüllt man seine Spur.

Allmächtig ist der Herr!
Wohin wir Menschen sehn —
Er thront in tausend Zelten,
Und Myriaden Welten
Sind seine Wohnungen.

Allmächtig ist der Herr!
Sein Blick schon Machtgebot.
Wenn Gottes Augen winken —
Die Sonnenheere sinken
In Abgrund und in Tod.

Allgütig ist der Herr!
Er schaut mit Gnadenblick'
Zu seinen Kindern nieder;
Nur er giebt Tröstung wieder
Im herben Mißgeschick.

Allwissend ist der Herr!
Er kennet jedes Herz;
Es soll sich ihm ergeben
Im Tode und im Leben,
In Freuden und im Schmerz.

Allmächtig ist der Herr!
Ihm wölbt sich Ambraduft;
Ihm jubeln alle Felder;
Ihm singen alle Wälder;
Ihm jauchzen Fels und Kluft.

Allmächtig ist der Herr!
Strahlt, Welten, seinem Ruhm!
Preist ihn, ihr Himmel alle!
Cherub-Gesang erschalle
In seinem Heiligthum:
Allmächtig ist der Herr!

4. Die Dithyrambe.

An den Festen des Weingottes Bacchus wurden wilde Gesänge gesungen, in denen der Gott und sein Geschenk, der Wein, gepriesen wurde. Sie zeichneten sich, weil Dichter und Sänger im Zustande trunkener Begeisterung waren, durch den wildesten Schwung der Phantasie, und daher auch durch ein regelloses, sich nicht gleichbleibendes Metrum aus. Solche Gesänge wurden Dithyramben genannt. Wir haben nun zwar nichts mehr mit dem Gotte Bacchus zu thun, wohl aber noch mit seinem Geschenk. Daher giebt es auch noch Dithyramben. Sie unterscheiden sich von der Hymne durch die drei angegebenen Eigenschaften, nämlich durch den Gegenstand, den sie besingen, durch den höchsten, wildesten lyrischen Flug, und durch das regellose Metrum. Wir haben indessen nur wenige in der deutschen Litteratur. Hier eine Dithyrambe von Joh. Heinr. Voß (gest. 1826 als Hofrath und Professor in Heidelberg):

Wenn des Capweins Gluth im Krystall mir flammt,
Dann betracht' ich vergnügt ihn, und nippe!
Denn mein Weibchen sorgt für das Schenkenamt;
O dann schwebt mir die Seel' auf der Lippe!
Denn sie mahnet mich an,
Und ich trinke, was ich kann,
Die Begeisterung der Traub' — Aganippe!

Dann erblühst du, Erd', ein Elysium!
Dann bestirnt sich ein anderer Himmel!
Wie von Honig schwärmt's und von Most ringsum,
Und von heiligem Rankengewimmel!

Mich berauschet ein Duft
Der Ambrosia; mir ruft
Der Silen und die Najad' im Getümmel!

O wie braust ihr Erz und der Epheustab
In dem Taumel des Evoegrußes!
Ich enttauml' im Sturm die Gebirg' hinab,
Und mich freut des verwegnen Entschlusses!
Wie entzückt, o Silen,
Der Wein mich so schön,
Zu der Wonne des ambrosischen Duftes!

5. Die Elegie.

Die Elegie unterscheidet sich von den oben geschilderten lyrischen Dichtungsarten zuvörderst dadurch, daß in ihr kein heftiges, aufgeregtes, sondern ein sanftes Gefühl vorherrscht. Dadurch erhält die Elegie einen ganz eigenthümlichen Ton, der das Herz jedes gefühlvollen Menschen ergreift. Das Gefühl des elegischen Dichters ist ein gemischtes; es ist theils Wehmuth, theils Wonne, die ihn beseelen. Er besingt nämlich einen ihm theuren Gegenstand, den er nicht besitzt; entweder hat er ihn einst besessen, aber wieder verloren, oder er sehnt sich nach dem Besitze, fürchtet aber, ihn nicht zu erreichen. Das Bewußtsein, den ihm theuren Gegenstand nicht zu besitzen, erregt in ihm ein wehmüthiges Gefühl. Aber seine Phantasie versetzt ihn in die Zeit, wo er denselben besaß, und läßt ihn noch einmal in der Erinnerung die seligen Stunden genießen, die er einst verlebte. Oder er versetzt sich in Gedanken in den Besitz des ersehnten Gutes, und fühlt so einen Vorgeschmack des Glücks, das er ganz genießen würde, wenn er den Gegenstand wirklich besäße. Diese Täuschung seiner Phantasie erregt in ihm das Gefühl der Wonne, und so enthält die Elegie eine Schattirung eines wehmüthigen und wonnigen Gefühls. Hat z. B. eine Mutter ein geliebtes Kind verloren, so findet sie, nachdem der anfängliche tiefe Schmerz einer sanften Wehmuth Platz gemacht hat, einen Trost und eine Freude darin, sich in Gedanken in die gückliche Zeit zu versetzen, wo das verlorene Kind noch um sie war. Diese Freude hat aber immer einen Anstrich von Wehmuth; denn die Phantasie kann sie nicht

so ganz täuschen, daß sie darüber die Abwesenheit des geliebten Gegenstandes vergäße. Derselbe Fall tritt ein, wenn wir uns die Freuden vergegenwärtigen, welche wir auf einer Reise genossen, die wir noch einmal zu machen keine Hoffnung haben. Recht schön und wahr vergleicht ein berühmter Dichter (Friedr. Heinr. Jacobi, gest. 1819 als Präsident der Akademie der Wissenschaften in München) die Elegie mit „einem Mädchen, das nicht mit verweinten Augen und in Verzweiflung die Hände ringt, sondern, sanfte Wehmuth im Blicke, nachsinnend dasitzt, verloren in der Erinnerung schönerer Zeiten. Ein halbzerissener Kranz in ihren Locken und ein welker Blumenstrauß auf ihrem Schooße erinnern an die entflohenen Freudentage, an ihren Verlust. Sie will ihren Blick nicht von dem abwenden, was ihr Schmerz bringt. Sie trauert, aber ihrem Schmerze tritt die Erinnerung der genossenen Freuden freundlich zur Seite, ihre Traurigkeit mildernd. Geschäftig ruft ihre Einbildungskraft jeden kleinen Umstand, der einst ihrem Herzen so bedeutend und so beglückend war, zurück, und malt ihr das Bild der entschwundenen Seligkeit in dem kleinsten Zuge aus." — Zwei schöne Elegieen sind folgende:

Elegie am Grabe meiner frühvollendeten Tochter

(von Eschenburg, gestorben 1820 als Hofrath und Prof. am Carolinum in Braunschweig).

Sanft enschliefst du, frei von Kampf und Schmerzen,
Sanft von Gottes Engeln eingewiegt,
Selbst nun Engel, Theil von meinem Herzen,
Kind, das hier im Arm' des Todes liegt,
Nicht dem bleichen, schreckenden Gerippe,
Das die mordgewohnte Sichel hebt;
Nein, dem Genius, auf dessen Lippe
Lächeln, wie auf deiner Lippe schwebt!
Schlumm're friedsam! Deines Vaters Thränen,
Deiner Mutter Jammern um dich her,
Deines Bruders halbverstandnes Sehnen
Wecken dich zum Mitgefühl nicht mehr.
Ewig glücklich, daß dich Gottes Gnade
Früh entkörpert, früh vollendet hat!
Ewig glücklich, daß die Dornenpfade
Dieses Lebens kaum dein Fuß betrat;
Daß dich allem Straucheln, allem Gleiten
Der Erbarmende so ganz entnahm;

Daß von tausend, tausend Eitelkeiten
In die Seele dir nicht eine kam;
Daß dein Blick der bunten Erdenscenen
Außenseite, nicht ihr Inn'res sah! —
Ueberall hier, wo wir Wonne wähnen,
Ist uns Kummer, bittrer Kummer nah.
Wonne wähnten wir's, uns dein zu freuen,
Zarte Pflanze, dein voll Emsigkeit
Treu zu pflegen, hofften dein Gedeihen!
Gott, und wir verpflegten unser Leid! —
Alle Bilder, die von dir wir sammeln,
Deines Ausblicks, deines Lächelns Lust,
Und dein erster Schritt, dein erstes Stammeln,
Alles wird nun Dolchstich unsrer Brust!
Traumgewebe war es; einst empfunden,
Dünkt es Wahrheit dem getäuschten Blick;
Aber jetzt, hinweggerückt, verschwunden,
Läßt es Sehnsucht, Reu' und Qual zurück. —

Aber nein! auch was uns blieb, der Schatten
Jenes süßen Traums, ist doch uns werth.
Der Gedanke, daß wir einst dich hatten,
Wenn er wild nicht mehr die Brust durchfährt,
Wenn der Schauder nun in Schwermuth schwindet,
Wenn der Gram nicht mehr so wüthend nagt;
Wenn das Herz die Stille wieder findet,
Die der Wunde Pein ihm noch versagt:
O! dann giebt belebtern, sanftern Bildern
Diese stille, süße Schwermuth Raum;
Sie wird uns dein Leben schöner schildern,
Nicht als eiteln wesenlosen Traum;
Nein, als den umwölkten, trüben Morgen,
Bald vom heitern Sonnenglanz ereilt,
Dessen Strahl den Nebel unsrer Sorgen,
Deiner Leiden Dämm'rung früh zertheilt!

Elegie auf ein Landmädchen
(von Hölty, gest. 1776 in Hannover).

Schwermuthsvoll und dumpfig hallt Geläute
Vom bemoosten Kirchenthurm herab.
Väter weinen, Kinder, Mütter, Bräute;
Und der Todtengräber gräbt ein Grab.
Angethan mit einem Sterbekleide,
Eine Blumekron' im blonden Haar,

Schlummert Röschen, so der Mutter Freude,
So der Stolz des Dorfes war.

Ihre Lieben, voll des Mißgeschickes,
Denken nicht an Pfänderspiel und Tanz,
Stehn am Sarge, winden, nassen Blickes,
Ihrer Freundin einen Todtenkranz.
Ach, kein Mädchen war der Thränen werther,
Als du gutes, frommes Mädchen bist,
Und im Himmel ist kein Geist verklärter,
Als die Seele Röschens ist!

Wie ein Engel stand im Schäferkleide
Sie vor ihrer kleinen Hüttenthür;
Wiesenblumen waren ihr Geschmeide,
Und ein Veilchen ihres Busens Zier.
Ihre Fächer waren Zephyrs Flügel,
Und der Morgenhain ihr Putzgemach;
Diese Silberquellen ihre Spiegel,
Ihre Schminke dieser Bach.

Sittsamkeit umfloß, wie Mondenschimmer,
Ihre Rosenwange, ihren Blick;
Nimmer wich der Seraph Unschuld, nimmer
Von der holden Schäferin zurück.
Jünglingsblicke taumelten voll Feuer
Nach dem Reiz des lieben Mädchens hin;
Aber keiner, als ihr Vielgetreuer,
Rührte jemals ihren Sinn.

Keiner, als ihr Wilhelm! Frühlingsweihe
Rief die Edlen in den Buchenhain;
Unterm Grün, durchstrahlt von Himmelsbläue,
Flogen sie den deutschen Ringelreihn.
Röschen gab ihm Bänder mancher Farbe,
Kam die Ernt', an seinen Schnitterhut,
Saß mit ihm auf einer Weizengarbe,
Lächelt' ihm zur Arbeit Muth,

Band den Weizen, welchen Wilhelm mähte,
Band und äugelt' ihrem Liebling nach,
Bis die Kühlung kam, und Abendröthe
Durch die falben Westgewölke brach.
Ueber alles war ihm Röschen theuer,
War sein Taggedanke, war sein Traum;
Wie sich Röschen liebte und ihr Treuer,
Lieben sich die Engel kaum.

Wilhelm, Wilhelm, Sterbeglocken hallen,
Und die Grabgesänge heben an;
Schwarzbeflorte Trauerleute wallen,
Und die Todtenkrone weht voran.
Wilhelm wankt mit seinem Liederbuche,
Nassen Auges, an das offne Grab,
Trocknet mit dem weißen Leichentuche
Sich die hellen Thränen ab.

Schlumm're sanft, du gute, fromme Seele,
Bis auf ewig dieser Schlummer flieht!
Wein' auf ihrem Hügel, Philomele,
Um die Dämmerung ein Sterbelied!
Weht wie Harfenlispel, Abendwinde,
Durch die Blumen, die ihr Grab gebar;
Und im Wipfel dieser Kirchhofslinde
Nist' ein Turteltaubenpaar!

Wenn man übrigens bis auf Goethe die Elegie unter dem oben angedeuteten Begriffe eines wonnig-wehmüthigen Gedichtes aufgefaßt hatte, so erweiterte dieser große Dichter den Kreis der Elegie, indem er weniger den Inhalt, als die Form zum unterscheidenden Kennzeichen dieser Dichtungsart annahm und daher alle Dichtungen im sog. elegischen Versmaaß (s. oben) unter dem Namen: Elegie begriff. Beispielsweise geben wir die

Siebente römische Elegie.

O wie fühl' ich in Rom mich so froh! gedenk' ich der Zeiten,
Da mich ein graulicher Tag hinten im Norden umfing,
Trübe der Himmel und schwer auf meinen Scheitel sich senkte,
Farb- und gestaltlos die Welt um den Ermatteten lag,
Und ich über mein Ich, des unbefriedigten Geistes
Düstre Wege zu späh'n, still in Betrachtung versank.
Nun umleuchtet der Glanz des hellen Aethers die Stirne;
Phöbus rufet, der Gott, Formen und Farben heror.
Sternhell glänzet die Nacht, sie klingt von weichen Gesängen,
Und wie leuchtet der Mond, heller, als nordischer Tag.
Welche Seligkeit ward mir Sterblichen! Träum' ich? Empfänget
Dein ambrosisches Haus, Jupiter Vater, den Gast?
Ach, hier lieg' ich und strecke nach deinen Knieen die Hände
Flehend aus. O vernimm, Jupiter Xenius, mich.
Wie ich hereingekommen? Ich kann's nicht sagen; es faßte
Hebe den Wandrer, und zog mich in die Hallen herein.

Hast du ihr, einen Heroen zu führen geboten?
Irrte die Schöne? Vergieb, laß mir des Irrthums Gewinn!
Deine Tochter, Fortuna, sie auch! Die herrlichsten Gaben
Theilt als ein Mädchen sie aus, wie es die Laune gebeut.
Bist du der wirkliche Gott? O dann so verstoße den Gastfreund
Nicht von deinem Olymp wieder zur Erde hinab.
„Dichter, wohin versteigst du dich?" — Vergieb mir; der hohe
Kapitolinische Berg ist dir ein zweiter Olymp.
Dulde mich, Jupiter, hier, und Hermes, führe mich später
Cestius Mahl vorbei, leise zum Orkus hinab.

---

6. Die Heroide.

Die Heroide hat denselben sanften Ton, den die Elegie hat. Auch in ihr ist das Gefühl einer wehmüthigen Freude vorherrschend. Aber der Dichter spricht nicht in seinem eigenen Namen, sondern läßt seine Gefühle eine andere Person sprechen, welche dieselben in einem Briefe einem Freunde schildert. Die Heroide ist also ein elegisches Gedicht in der Form einer Zuschrift eines Freundes an den andern. Gewöhnlich legt der Dichter seine Gefühle einem schon Verstorbenen in den Mund, der von jenseit des Grabes sie seinem Freunde auf Erden mittheilt. Wählt der Dichter solche Personen, die dem Leser bereits bekannt sein können, so hat er nicht erst nöthig, durch das Gedicht die zwischen ihnen bestehenden Verhältnisse auseinanderzusetzen. Sind es aber erdichtete Personen, so muß das Gedicht erst dem Leser diese Verhältnisse andeuten. Unsere Litteratur hat nur wenige Heroiden aufzuweisen.

Alexis an Dion

(von Wieland, Hofrath in Weimar, gest. 1813 in Osmannstädt bei Weimar).

Freund, die Liebe, die uns im irdischen Leben vereinte,
Hat mein Sterben erhöht. Wie könnt' ich mein irdisches Glück dir
Länger verhehlen, da einst uns jede Freude gemein war?
Billig weih' ich die Erstlinge dir der himmlischen Früchte
Deiner göttlichen Freundschaft, die ich mit Seraphim breche.
Doch du genießest sie schon, indem dein Freund sie genießet,
Und durch dich sie genießt. Welch eine himmlische Wollust
Muß es durch dein Innerstes athmen, das süße Bewußtsein,
Einen Engel gebildet zu haben! So lohnet die Weisheit!

Dion, du weißt es, wie freudig der Tod mich fand, ihm zu folgen,
Ja ganz thränenfrei, hätte mich nicht mein Dion gehalten,
Und die Klagen der zärtlichen Schwester. — Ich hoffte vom Tode,
Was mir ein nächtliches Leben verweigert hatte; still lauschend
Horchte mein Ohr dem Rauschen des Todesengels entgegen,
Dem ich flehte zu eilen. Er kam. Sein kältender Anhauch
Schauerte sanft durch jede Ader; nur flatternden Lüftchen
Aehnlich, berührte mein Ohr die weinende Stimme der Freundschaft,
Und jetzt sank ich in süße Betäubung, so sanft, wie der Abend
In die Arme der Nacht auf weiche Blumen dahin sinkt.

Als ich erwacht', o Wunder! so schwebt' ich, vom Körper entfesselt,
Und vom ätherischen Schimmer umflossen, über dem Lager,
Wo ich die irdische Hülle gelassen, um die ihr im Kreise
Sprachlos standet. Mit schüchternem Blick voll froher Verwund'rung
Sah ich zweifelnd umher, und, des Lichts noch ungewohnt, schlossen
Immer die Augen sich wieder, wiewohl der irdische Mittag
Einem ätherischen Auge nur matter dämmernder Glanz scheint.

Eine Göttergestalt trat aus dem eröffneten Lichtkreis
Majestätisch hervor, und löschte der irdischen Schönheit
Dunklere Bilder aus meinem Gemüth, wie die steigende Sonne
Schnell das Morgengewölk und die flüchtigen Schimmer der Dämm'rung
Löscht, und in triumphirendem Glanz' den Himmel erfüllet.
Mein zu junges Gesicht ertrug den Anblick des Engels
Einen Augenblick kaum; ich sank in sanfter Betäubung
Ihm in die zärtlich geöffneten Arme. Die himmlischen Lüfte,
Die sein duftender Fittig verweht', erweckten bald wieder
Mein entschlaf'nes Gefühl. Er hatte mit schwächeren Farben
Seine zu göttliche Pracht gemildert. Jetzt sah ich ihn kühner
Und bald unverrückt an; die Liebe, die mir sein Lächeln
Eingoß, stärkte mein Auge zum überirdischen Anblick.
Er hieß mich folgen. Mein Blick zerfloß in der blendenden Aussicht
Durch den ätherischen Raum. Sein unermeßlicher Umfang
War noch glänzendes Chaos für mich; ich schaute verwundernd
In die ätherischen Felder. Da flammten unzählbare Sterne
Um mich in grenzlosen Weiten; die einen schossen wie Blitze
In das geblendete Auge; die andern, dem Abendstern ähnlich,
Hauchten ein sanfteres Licht. In weiten helleren Kreisen
Ruhten die Sonnen in göttlicher Pracht; in kreisendem Fluge
Drängten sich, zahllos, die Erden zu ihrem beseelenden Lichte.
Dreimal sank ich entzückt auf mein Antlitz; erhab'ne Gedanken
Schwellten in meiner Brust sich auf, und strebten gen Himmel
Hin zu dem göttlichen Licht, von dem die Funken hier schwammen.
Auch der Engel, wiewohl des göttlichen Schauspiels gewohnet,

Theilte mein Entzücken und sah mit dankenden Augen
Bald in die sternlose Tiefe, bald auf mein Antlitz, das heller
Schimmert'. Jetzt blickt' ich behend in den glänzenden Abgrund zurücke,
Athmete geizig die himmlische Luft, und fühlt' es, o Dion,
Daß hier mein Vaterland sei. Wir flogen weiter. Die Freude
Ueber mein neues Leben gab meinem Auge des Lichtes
Schnelligkeit. Ganze Himmel entfloh'n mit ihren Gestirnen
Unter uns weg. Schon schaut' ich mit fester'n, geübteren Blicken
In den ätherischen Ocean hin. Wie staunt' ich aufs neue,
Da ich, was ich für Wüsten gehalten, voll Wesen erblickte.
Freund, ich erstaunte noch mehr. Doch könnt' ich, was ich gesehen,
In der irdischen Sprache dir malen? Die Sprache der Engel selber ist
Noch zu arm, die Wunder des Schöpfers zu nennen.
Mein Begleiter sah meinen Geist in Bewund'rung versunken,
Ob ich gleich schwieg. Er sagte: „wie billig entzückt dich der Anblick
„Einer, dir neuen, Schöpfung! Du glaubst, die Gottheit zu sehen,
„Die du vorher nur geahnt. Du fühlst sie Dir näher, und schmeckest
„Still in dir selbst die Seligkeiten des großen Gedankens,
„Daß, der diese Himmel ins Leben hauchte, dich liebet.
„Hier, hier wachsen die Flügel der Seele, die göttliche Liebe,
„Liebe zum einzigen Wesen, dem alle Herzen gehören.
„Nur der thierische Mensch, versunken im Schlamme des Stoffes,
„Hat kein Auge, das Licht, das ihn durchleuchtet, zu sehen,
„Hat kein Ohr, zu vernehmen, was jeder Laut in der Schöpfung,
„Was ihm der mächtige Einklang von allen Welten verkündigt."

Während mein Führer dies sprach, entdeckte sich endlich die Sphäre,
Die ich bewohne, dem suchenden Aug'. Aus hundert Gestirnen
Strahlte sie prächtig hervor Mit dreimal schnellerem Flügel
Floh'n wir ihr zu; ein süß erquickender zirkelnder Lichtstrom
Ging von ihr aus; nie gefühlte Wollust durchstrahlte mein Wesen:
Ich empfand, daß der Leib, womit mein himmlischer Schutzgeist
Mich im Tode bekleidet, für diese Sphäre geschaffen,
Seine Geburtsluft hauchte, er schien mir verklärter und leichter.
Sieben saphirne Monde geh'n mit harmonischen Schritten
Um sie herum. Mit der sanften Dämm'rung des fernsten Begleiters
Sanken wir auf die schönste der Welten. — Doch, Dion, hier schweigen
Alle Menschenbegriffe; was ich gefühlt und gesehen,
Wirst du alsdann erst fühlen und sehn, wenn die einzige Hoffnung,
Die der Tugend auf Erden erlaubt ist, der Tod, dich mir zuführt.
Hier, wo ich wohn', ist Sitz der Schönheit. Die übrigen Sonnen
Scheinen nur Schatten von ihm. Ein Engel, der tausend Olympe
Durchgeflogen, verweilet sich hier; sein Fuß, wie geheftet,
Säumt auf den lazurnen Hügeln, und fast vergißt er im Anschau
Seines Fluges erhabenen Zweck. — Hier herrschet die Weisheit

Schattenfrei, einfach, göttlich, die Schöpferin ewiger Wollust.
Jeglicher Blick ist Wahrheit, in jeder Empfindung der Himmel;
Jede Minute schwingt sich, mit Lobe der Gottheit beladen,
Zum benachbarten Himmel der Himmel. Die heiligen Geister,
Die hier wohnen, umarmen mich irdischen Fremdling so zärtlich,
Als sie einander umarmen. Ich ruh' an der reinsten Freude
Ewigem Brunnen. Ich bet', in Entzückungen ausgegossen,
Ihn, den Unendlichen, an, der mich durch Tiefen von Liebe
So beselig hat. — O Freund, zu welchem mein Herz sich
Mitten aus diesen Freuden nach deiner Erde gezogen
Fühlet, mein ähnlichster Freund, wann kommst du, die Früchte der Tugend
Mit mir von Bäumen des Lebens zu brechen? Wann werd' ich dich wieder
Sehen, mit dir das Glück, das ich dir danke, zu theilen?

7. Die Cantate.

Die Cantate ist ein Gedicht, das aus mehreren, mit einander abwechselnden Sätzen (Recitativen, Arien, Arioso's, Cavatinen, Chören) besteht, zur Feier eines wichtigen Ereignisses bestimmt und so eingerichtet ist, daß es von der Musik begleitet werde. Die Musik soll die im Gedichte herrschenden Gefühle versinnlichen und stärker herausheben. Der Dichter darf also bei der Abwechselung der verschiedenen Sätze nicht den Componisten vergessen, und ebenso muß dieser bei der Tonsetzung beständige Rücksicht auf den Text nehmen. Die in der Cantate herrschenden Gefühle können sehr mannigfaltig sein; es kann Freude, oder Trauer, oder Wehmuth, oder Hoffnung u. s. w. darin vorherrschen, und ebenso können diese Gefühle sanft wie im Liede und in der Elegie, oder hochbegeistert wie in der Ode und Hymne sein.

Dem Inhalte nach kann die Cantate religiös oder weltlich sein. Die religiöse besingt die Größe Gottes, oder seine Eigenschaften, die Verdienste Jesu, die Unsterblichkeit, den wunderbaren Gang der göttlichen Vorsehung u. dgl., oder bezieht sich auf kirchliche Feste. Größere religiöse Cantaten nennt man Oratorien. Die weltliche Cantate bezieht sich auf die Feier eines Geburts-, Todes- oder Hochzeitstages, auf die Einweihung eines wichtigen Gebäudes, auf die Eröffnung einer neugestifteten Anstalt u. s. w.

Noch sind die Namen der in der Cantate vorkommenden Sätze zu erklären. Sie stammen sämmtlich aus dem Italienischen her.

Das Recitativ unterscheidet sich durch seinen Inhalt und durch seine Form. Es drückt nicht sowohl Gefühle aus, als daß es den Zuhörer in die Stimmung versetzen soll, welche die folgenden Arien oder Chöre ausdrücken. Daher werden im Recitativ der Zweck und die Wichtigkeit des zu begehenden Festes, oder die Verdienste des Mannes, dem das Fest geweiht ist, geschildert, oder es wird darin erzählt, was der Zuhörer wissen muß, um das Folgende zu verstehen. Das Recitativ wird zwar auch gesungen und von der Musik begleitet, aber es herrscht in dem Texte weniger Rhythmus und in der Musik weniger Melodie, als in der Arie; mit einem Worte: es hält die Mitte zwischen Gesang und Declamation. Geht am Ende oder in der Mitte des Recitativs die ruhige Betrachtung desselben in ein lebhaftes Gefühl über, so entsteht

das Arioso, das also mehr lyrischer Natur, als das Recitativ, ist, und mehr Rhythmus in dem Texte und mehr Melodie in der Musik hat.

Die Arie drückt ein bestimmtes Gefühl aus, es sei nun das der Freude oder der Wehmuth oder ein andres, und wird von einer passenden Melodie begleitet. Wird eine Arie von zwei, drei, vier, fünf oder sechs Personen abwechselnd gesungen, so entsteht ein Duett, ein Terzett, ein Quartett, ein Quintett oder ein Sextett.

Die Cavate oder Cavatine ist eine ganz kurze Arie.

Unter dem Chor versteht man das Zusammensingen mehrerer oder aller theilnehmenden Personen. Es tritt dann ein, wenn das durch die vorangegangenen Singstücke erregte Gesammtgefühl oder überhaupt ein gemeinschaftliches Gefühl ausgedrückt werden soll.

Cantate bei Einweihung der neuhergestellten großen Orgel in der Elisabeth-Kirche in Breslau 1830

(von Kudraß, Fabrikant in Breslau).

Chor.

Groß ist der Herr an Macht und Ruhm;
Ihn preist der Himmel und die Erde.

Auch hier im stillen Heiligthum
Geheiliget sein Name werde.
Sein Reich ist ewig fern und nah:
Halleluja!

Recitativ.

Der Töne Bau, der Andacht neu geweiht,
Enthüllt sich heut', und feierliche Klänge
Begleiten hehr die festlichen Gesänge
Des Freudentags der frommen Christenheit.
Heil! wunderbar in tausend Melodieen,
Bald lieblich sanft, wie Engelchöre mild,
Bald wie der Sturm, der brausend sich enthüllt,
Zum Himmel auf der Töne Orgel fliehen.

Arioso.

So wird durch sie der Menschen schwaches Wort
Und was die Seele heilig still durchdrungen,
Vereiniget, und mächtig aufgeschwungen
Hoch über uns zum Throne Gottes dort.

Stimmen der Engel. Duett.

Erste Stimme.

Was die Menschen fromm erbauen,
Wohlgefällig ist's dem Herrn;
Denn er kennt, die ihm vertrauen,
Und sieht ihre Opfer gern.

Zweite Stimme.

In der Andacht heil'gen Tönen
Wendet gläubig Geist und Herz,
Von der Welt euch zu entwöhnen,
Im Gesange himmelwärts.

Chor.

Heiliges schützen die ewigen Mächte,
Schirmend das Wahre, das Edle, das Rechte,
Wenn es zum Preise Jehovah's ertönt.

Erste Stimme.

Wollt ihr Trost und Ruhe finden,
Nah't in Demuth dem Altar.

Zweite Stimme.

Friede wird euch hier umwinden;
Denn sein Wort ist ewig wahr.

Beide.

Heil'ge Ahnung, freudig Hoffen
Auf des Himmels ewig Heil,
Steht dem frommen Glauben offen,
Ist des Staubes göttlich Theil.

Chor.

Ewig erschalle des Mächtigen Ehre!
Psalter und Lieder und heilige Chöre
Sende die Andacht hier freudig empor.

Vierstimmiger Männergesang.

Töne hehr an festlich hohen Tagen,
Wo der Mensch zur Kirche freudig wallt;
Töne leise, wenn in Trauerklagen
Dem Entschlafnen deine Stimme hallt.

Solo.

Lind're sanft des Dulders stille Schmerzen,
Wenn das Schicksal eisern auf ihm ruht;
Gieb erhebend allen wunden Herzen
Wieder hier der Hoffnung heil'gen Muth.

Tutti (Alle).

Tön' versöhnend, wenn mit frommer Reue
Dem Altar die Christen gläubig nah'n;
Gieb hier Allen der Begeist'rung Weihe,
Und zum Himmel sei dein Klang die Bahn.

Schluß-Chor.

Nun so sei in deinem Namen,
Herr der Welten und der Zeit,
Durch ein freudig, heilig Amen
Deinem Dienst dies Werk geweiht!

Laß es dauern, laß es nützen!
Deine Kirche wirst du schützen.
Preis sei deiner Herrlichkeit,
Hier und dort in Ewigkeit!
Amen!

8. Das Sonett.

Der Grundton des Sonetts ist sanfte Empfindung. Es drückt die Gefühle inniger Liebe und Freundschaft, der Religion, der

Trauer, der Wonne u. s. w. aus, und ist darin dem Liede ähnlich.*) Aber es unterscheidet sich durch seine Form. Es besteht nämlich aus vier Strophen, von denen die beisten ersten aus vier, die beiden letzten aus drei Zeilen bestehen. Jene beiden heißen Quadernari oder Quadrains, diese Terzinen oder Terzetten. In den Quadrains sind gewöhnlich nur zwei Reime, in den Terzetten zwei oder drei. Ferner pflegen die Reime verschlungen zu sein, so daß zwei Reime zwei andere einschließen; doch giebt es darüber keine bestimmte Regel. Das Sonett ist italienischen Ursprungs. A. W. Schlegel (Prof. in Bonn) giebt in folgendem Sonett die Form des Gedichts an:

Das Sonett.

Zwei Reime heiß' ich viermal kehren wieder,
Und stelle sie getheilt, in gleiche Reihen,
Daß hier und dort zwei eingefaßt von zweien
Im Doppelchore schweben auf und nieder.

Dann schlingt des Gleichlauts Kette durch zwei Glieder
Sich freier wechselnd, jegliches von dreien.
In solcher Ordnung, solcher Zahl gedeihen
Die zartesten und stolzesten der Lieder.

Den werd' ich nie mit meinen Zeilen kränzen,
Dem eitle Spielerei mein Wesen dünket
Und Eigensinn die künstlichen Gesetze.

Doch, wem in mir geheimer Zauber winket,
Dem leih' ich Hoheit, Füll' in engen Gränzen
Und reines Ebenmaaß der Gegensätze.

Johannes in der Wüste
(von A. W. Schlegel).

Ein starker Jüngling, kühn zur That und schnell,
Entreißt Johannes sich bewohnten Stätten.
Er liebt, in öde Klüfte sich zu betten;
Die Hüfte gürtet ihm ein rauhes Fell.

*) In neuer und neuester Zeit ist die Anwendung der Sonettenform sehr erweitert worden und Dichter wie Rückert u. a. haben selbst den stärksten Feuertrank in dieser kunstvoll geschnittenen Schaale gereicht.

Einfältig wird sein Sinn, sein Auge hell;
Nichts Niedres kann ihn an die Erde ketten,
Und sein Geschlecht vom Untergang zu retten,
Sucht er sich in der Gottheit Lebensquell.

Er sitzt am Felsen, dessen Born ihn tränket;
Da steigt vor seiner Seel' empor ein Bild,
Das er mit sel'gem Staunen überdenket.

Es ist des Menschen Sohn, so groß als mild.
Der ernste Seher hält sein Haupt gesenket:
„Ach! gegen dich, wie bin ich streng und wild!"

Trauerstille
(von Bürger)*).

O wie öde, sonder Freudenschall,
Schweigen nun Paläste mir, wie Hütten,
Flur und Hain, so munter einst durchschritten,
Und der Wonnesitz am Wasserfall!

Todeshauch verwehte deinen Hall,
Melodie der liebevollen Bitten,
Welche mir in Ohr und Seele glitten,
Wie der Flötenton der Nachtigall.

Leere Hoffnung, nach der Abendröthe
Meines Lebens einst im Ulmenhain
Süß in Schlaf durch dich gelullt zu sein.

Aber nun, o milde Liebesflöte,
Wecke mich beim letzten Morgenschein
Lieblich statt der schmetternden Trompete!

Geharnischte Sonette
(von Fr. Rückert).

Was schmied'st du, Schmied? „Wir schmieden Ketten, Ketten!"
Ach, in die Ketten seid ihr selbst geschlagen.
Was pflügst du, Bau'r? „Das Feld soll Früchte tragen!"
Ja, für den Feind die Saat, für dich die Kletten!

Was zielst du, Schütze? „Tod dem Hirsch, dem fetten!"
Gleich Hirsch und Reh wird man euch selber jagen.
Was strickst du Fischer? „Netz dem Fisch, dem zagen."
Aus eurem Todesnetz wer kann euch retten?

---

*) Gedichtet nach dem Tode seiner sehr geliebten Frau, Molly. Bürger starb 1794 als Prof. in Göttingen.

Was wiegest du, schlaflose Mutter? — „Knaben."
Ja, daß sie wachsen und dem Vaterlande
Im Dienst des Feindes Wunden schlagen sollen.

Was schreibest Dichter, du? „In Glutbuchstaben
Einschreib' ich mein' und meines Volkes Schande,
Das seine Freiheit nicht darf denken wollen."

Frau'n Preußens, nehmt für eure Opfergaben
Das Opfer an des Lieds, das ich euch bringe;
Ihr, die ihr gabt vom Finger eure Ringe,
So wie ihr gabt vom Busen eure Knaben.

Dem Vaterland! In Erzschrift sei gegraben
Eu'r Preis, daß ihn kein Mund der Zeit bezwinge.
Des Ruhm's, den eurer Männer blutige Klinge
Erfechten wird, sollt ihr die Hälfte haben.

Denn wenn sie selbst im Sturm des Feindes Wunden
Erbeuteten, so habt ihr mit dem Kleide
Von euren Schultern ihnen sie verbunden;

Und wenn der Freiheit Tempel aus dem Leide
Nun steigt durch sie, so soll's die Welt erkunden,
Daß, ihn zu schmücken, ihr gabt eu'r Geschmeide.

---

9. Das Madrigal.

Das Madrigal ist ein kurzes Gedicht, welches ein zartes Gefühl oder einen witzigen Gedanken enthält, in einer leichten Sprache ausgedrückt, also im Grunde nur eine poetische Tändelei. Eigentlich soll das Madrigal fünf bis elf Zeilen enthalten; aber man bindet sich an dies Maaß nicht genau.

Aufmunterung zum Vergnügen

(von v. Hagedorn, gest. 1754 als Secretair in Hamburg).

Erlernt von muntern Herzen
Die Kunst, beglückt zu scherzen,
Die Kunst, vergnügt zu sein.
Versucht es. Laßt uns singen,
Das Alter zu verjüngen,
Die Jugend zu erfreun.
Macht neue Freundschaftsschlüsse!
Ihr Kinder, gebt euch Küsse,
Ihr Väter, gebt euch Wein!

An Elisen
(von Joh. Georg Jacobi, gest. 1814 als Prof. in Freiburg im Breisgau).

Als in dem Frühlingsthale
Du zwischen Blumen lagst,
Als du zum ersten Male
Den Mutternamen sprachst:
Da küßten umher im frohen Gewimmel
Liebesgötter und Engel sich;
Da stiegen heilige Mädchen vom Himmel,
Sie kühlten mit ihrem Kranze dich,
Und junge Grazien gaben
Den heiligen Mädchen und Knaben
Mit süßem Vertrauen die Hand.
In jener seligen Stunde verband
Die Liebe sich in deinem Herzen
Mit unschuldsvollen Scherzen.
Dein erstes Lächeln sah die Flur!
Dies erste Lächeln war ein Schwur,
Nicht eine der Grazien zu entfernen,
Und ewig getreu der schönen Natur,
Das reine Leben der Engel zu lernen.

10. Das Rondeau.

Der Inhalt und Ton ist im Rondeau ganz derselbe wie im Madrigal. Es drückt ein sanftes, zartes Gefühl in einer leichten Sprache aus. Es unterscheidet sich von andern poetischen Tändeleien durch seine eigenthümliche Form. In jedem der zwei bis vier Strophen, aus denen es besteht, wird nämlich die erste Zeile nach der dritten wiederholt; ebenso die erste und zweite Zeile am Ende der Strophe. Jede Strophe hat nur zwei Reime. Wir haben in unserer Literatur nur sehr wenige Beispiele davon aufzuweisen.

Die Empfindung des Frühlings
(von v. Hagedorn).

Du Schmelz der bunten Wiesen,
Du neubegrünte Flur!
Sei stets von mir gepriesen,
Du Schmelz der bunten Wiesen!
Es schmückt dich und Cephisen

Der Lenz und die Natur,
Du Schmelz der bunten Wiesen,
Du neubegrünte Flur!

Du Stille voller Freuden,
Du Reizung süßer Lust!
Wie bist du zu beneiden!
Du Stille voller Freuden,
Du mehrest in uns beiden
Die Sehnsucht treuer Brust;
Du Stille voller Freuden,
Du Reizung süßer Lust!

Ihr schnellen Augenblicke,
Macht euch des Frühlings werth!
Daß euch ein Kuß beglücke,
Ihr schnellen Augenblicke,
Daß uns ein Kuß entzücke,
Den uns die Freundschaft lehrt.
Ihr schnellen Augenblicke,
Macht euch des Frühlings werth!

Hier und Jenseits
(von Bouterweck, Prof. und Hofrath in Göttingen, gest. 1828).

Was hat der Sterbliche hienieden?
Nur Wünschen, Streben ohne Rast,
Und stetes Kämpfen ohne Frieden.
Was hat der Sterbliche hienieden? —
Nur süßer Wahn ist ihm beschieden,
Verlangen, Täuschung, Erdenlast!
Was hat der Sterbliche hienieden?
Nur Wünschen, Streben ohne Rast.

Einst wandelt er in reinerm Licht!
Dann weint des Kummers Auge nicht,
Und jeder Schmerz verfliegt auf immer.
Einst wandelt er in reinerm Licht!
Da löset sich des Lebens Schimmer
Und eitler Traum und matter Flimmer.
Einst wandelt er in reinerm Licht;
Dann weint des Kummers Auge nicht.

11. Das Triolett.

Es ist noch unbedeutender als das Rondeau, und unterscheidet sich von diesem nur dadurch, daß es nur aus einer Strophe besteht. Also ist es nur ein abgekürztes Rondeau.

Genügsamkeit
(von Klamer Schmidt, gest. 1826 als Domcommissar in Halberstadt).

Willkommen alle kleine Freuden!
Die großen sind für mich zu groß.
Ich sitze ja dem Glück im Schooß.
Willkommen alle kleine Freuden!
Hier könnt' ich Fürsten nicht beneiden.
Hier heiß' ich — o wie anspruchslos! —
Willkommen alle kleine Freuden;
Die großen sind für mich zu groß.

Die flüchtige Freude.

Die Freude flieht wohl über Thal und Hügel,
Und nirgends bleibt der luft'gen Sohle Spur!
Die Freude flieht wohl über Thal und Hügel,
Kein Locken hemmt die nimmer lassen Flügel,
Kein Goldpalast und keine Rosenflur.
Nur Mäßigkeit, nur Weisheit ist ihr Zügel,
O merkt euch das, ihr Töchter der Natur.
Die Freude flieht wohl über Thal und Hügel,
Und nirgends bleibt der luft'gen Sohle Spnr.

Auf den Tod einer bösen Schuldnerin
(von Götz, Superintendent in Winterburg in Baden, gest. 1781).

Ihr Gläubiger der Frau von Bohn,
Geduldet euch doch nur!
Euch zahlt gewiß die Frau von Bohn
Die Schulden, wie sie schwur.
Sie zahlete ja heute schon
Die schwerste der Natur.
Ihr Gläubiger der Frau von Bohn,
Geduldet euch doch nur!

12. Die Canzone.

Die Canzone ist eine italienische Dichtungsart, welcher Petrarca (im 14. Jahrhundert) erst eine bestimmte Form gegeben hat. Es ist nämlich ein solches lyrisches Gedicht, welches aus mehreren Strophen (Stanzen) besteht, deren Zahl und Länge zwar vom Dichter abhängt, deren Zeilen aber aus 6 oder 11 Sylben bestehen, und deren Reime in der einen wie den anderen Strophen gleichmäßig vertheilt sein müssen. Gewöhnlich schließt die Canzone mit einer Strophe, welche kürzer als die anderen ist. Wie in dem Sonett, so wird auch in der Canzone eine sanfte Empfindung ausgedrückt: Schmerz, Freude, Liebe, Freundschaft u. s. w.

Abschied
(von Fr. Rückert, Prof. u. Geh. Rath).

Ihr Berg' und o ihr Thäler, hoch und tief,
Die ihr mir lange war't ein fremdes Land,
In welchem nie mein Herz die Heimath fand,
Die stets der Sehnsucht aus der Ferne rief!
Da endlich nun die Sehnsucht hier entschlief,
Da mir die neue Heimath hier entstand,
Wo mich umketten wollte trautes Band:
Euch reichen muß ich nun den Scheidebrief.
Ihr Berg' und o ihr Thäler, habt Ade!
Was ich hier fand, wo find' ich's wieder je?
Lebt wohl! Ich sag' euch Lebewohl mit Weh!

Du sanft umbuschter Garten, süßer Ort,
Du hast ein Jahr lang mit vergeb'nen Müh'n
Dem aufgenommnen Fremdling wollen blühn,
Und bliebst dem kranken Sinne stets verdorrt!
Und nun, da plötzlich durch ein Zauberwort
An allen Plätzen du mir wurdest grün,
Mir alle deine Rosen Funken sprühn:
Das Schicksal ruft und ich muß von dir fort.
Wie nun zur Hand den Wanderstab ich nahm,
Ist er so dürr, wie damals, da ich kam;
Leb' wohl! Ich sag' dir Lebewohl mit Gram!

O stiller See, bewegt vom Ruderklang
Des Schwanes, der die feuchten Kreise zieht
Um seine Insel, wo in Schilf und Riet

Das Weib ihm sitzt und brütet! — o wie lang
Belauscht, o Schwau, ich deinen Lebensgang,
Und meine Thräne mehrte dein Gebiet.
Ich sah im See ein Schattenbild — es flieht;
Du schweigst, und hörest meinen Schwanensang.
O Wellen, die ihr meine Thränen seid,
Einst Spiegel meines Glücks und nun mein Neid,
Lebt wohl! Ich sag' euch Lebewohl mit Leid!

O Stadt mit allen Häusern Dach an Dach,
Die ihr als Gast mich aufgenommen habt,
Die ihr zuerst mir nur ein Obdach gabt,
Und keine Freud' im einsamen Gemach.
Da nun aus euerem Gestein ein Bach
Des Lebens ist entsprungen, der mich labt:
Muß ich mich von euch wenden — o begrabt
In eurer Giebel Rauch mein letztes Ach!
Wie ich aus euch mich sehnte heimathwärts,
So wird nach euch sich sehnen nun mein Herz;
Lebt wohl! Ihr seht mich von euch gehn mit Schmerz!

O Berg und Thal! O Garten, See und Stadt!
Ein Himmel mir, so weit als sich der Saum
Des Himmels dehnt! mir erst ein öder Raum,
Wo meine Seele nirgends wurde satt.
Nun sich das Alles mir verwandelt hat,
Und hier mir sproßt des Lebens grünster Baum,
Ist es zum Abschied mir fast wie ein Traum,
Daß ich davon mitnehme nicht ein Blatt.
O Stadt, o See, o Garten, Berg und Thal!
Vergold' euch schön der Morgensonne Strahl!
Lebt wohl! und laßt mich scheiden ohne Qual!

Erinnerung an A. Graf v. Platen.*)

Ein Jahr entwich, seit du im fernen Süden,
Getrennt von Allen, die dich Freund benannten,
Die letzten Seufzer hauchtest in die Lüfte,
Und ein Verbannter ruhst du bei Verbannten,
Die dort gebettet ihren Leib, den müden.

*) Aug. Gr. v. Platen=Hallermünde, geb. 1795 in Anspach, gest. auf Sicilien 1836, war einer der vollendetsten neuern Lyriker, auch als Dramatiker nicht ohne Werth. Seine lyrischen Gedichte zeichnen sich durch Zartheit der Empfindung, lebendige Phantasie und Wohlklang aus.

Stets frischer Schatten, nie versiegte Düfte
Umziehn die stillen Grüfte,
In denen Aeschylos und du geborgen
Von allen Stürmen, die die Welt durchtoben,
Von Erdenfreuden und vor Erdensorgen,
Die tobend euch die Brust in Seufzern hoben.
Du bist erlöst, wir aber sehn beklommen,
Daß allzufrüh der Erde du entnommen.

Du ließest hinter dir die theuren Auen
Des Vaterlandes, um hinaus zu wallen
Ins fremde Land, im Busen tausend Qualen.
Vom Schnee der Alpen hörten wir erschallen
Das letzte Lied von stolzem Selbstvertrauen.
Die Gipfel glühten noch in Sonnenstrahlen,
Nacht war es in den Thalen:
Du wandtest dich zum letzten Mal zurücke
Zum Vaterland. Sobald der Morgen tagte,
Flogst du entgegen lang erträumtem Glücke
Voll Ungestüm; doch deine Stimme klagte
Zu bald, das Glück der Heimath sei entschwunden,
Und kein Ersatz im fremden Land gefunden.

Du weiltest nirgends. Mit beklommnem Herzen
Durchzogst du flüchtig lenzgeschmückte Räume,
Und fühltest nimmer dich der Angst entschlagen;
Das Bild der Heimath zeigten deine Träume,
Dein Wachen trübte sich mit Heimwehschmerzen.
Trost suchend stiegst du in den Schacht der Sagen,
Doch blieb der Grund zu klagen.
Und wenn die Vorzeit deine Kraft erweckte,
Dann kam die Gegenwart, die dich ergreifend
Aus flücht'ger Ruh' von neuem wieder schreckte;
Und deine Blicke nach der Zukunft schweifend,
Erspähten nichts, wodurch dir Trost verliehen;
Denn durch den Erdball sahst du Kämpfe ziehen.

Prophetenworte warfst du in die Wogen
Der Leidenschaft, die brausend dich umschäumten,
Doch Keiner glaubte deinen scharfen Lauten;
Die Schwärmer, die vom Glück der Zukunft träumten,
Und die ein Glück der Gegenwart sich logen,
Weil sie das Glück an ihrem Heerde schauten,
Die Hörer alle trauten
Dem Seher nicht und nicht den droh'nden Zeichen,
Zu denen bebend wir die Blicke hoben.

Einst werden sie, ich fürcht' es, bang erbleichen,
Wenn West und Ost im wilden Kampfe toben;
Du aber weilst in himmelslichten Räumen
Und siehst die Welt geschreckt aus süßen Träumen.

Was du gewollt, du hast es nicht errungen;
Zwar manches Herz gewannen deine Lieder,
Und mancher Blick war feucht bei deinem Scheiden;
Doch lächeln sie nun heiter alle wieder,
Und Vielen ist umsonst dein Lied erklungen;
Denn ihren Götzen, d'ran den Blick sie weiden,
Sie mögen ihn nicht meiden.
In Freudesherzen pflanztest du die Triebe
Holdsel'ger Kunst, und deine Freunde wollen
Sie auferziehn mit Lust und treuer Liebe,
Daß sie gedeihn zum Lenz, zum blüthenvollen.
Dann mögen endlich jene dich erkennen,
Die deinen Namen bitter höhnend nennen.

(K. Gödeke.)

13. Die Siciliane.

Eine ursprünglich aus Sicilien stammende Dichtungsart, eben so wie die Sestine, die Canzone und ähnliche nur durch ihre Form unterschieden. Die Siciliane ist ein kleines, aus acht Zeilen bestehendes Gedicht, eine Stanze, die aber ein Ganzes ausmacht. Das Eigenthümliche ist, daß sie nur aus zwei Reimenpaaren besteht. Ein Beispiel ist folgendes, von Rückert:

Er sprach: Nur aus dem Vaterland nicht reisen!
Ich sprach: dein Herz, es ist mein Vaterland,
Und wenn du mich nicht wirst daraus verweisen,
So geh' ich nie aus meinem Vaterland.
Und ging ich unter fremden Himmelskreisen,
Ich bliebe doch in meinem Vaterland.
Stets bleibt mein Geist, wo ich auch geh' auf Reisen,
In deinem Herzen, seinem Vaterland.

14. Die Sestine.

Die Sestine ist auch eine den Italienern ursprünglich eigene lyrische Dichtungsart. Sie besteht aus 6 Strophen (Stanzen), deren jede 6 Zeilen enthält. Die Zeilen reimen sich zwar nicht, aber die Endworte der 1. Strophe müssen auch in den übrigen Strophen, nur in veränderter Folge, wiederkehren, und zwar muß sich die erste Zeile jeder Strophe mit demselben Worte, mit welchem sich die vorige Strophe geendigt hat, endigen. In der Regel schließt sie mit einer dreizeiligen Stanze, welche die 6 Endworte der 6 Strophen enthalten muß. Folgendes Beispiel ist aus dem Trauerspiel Adrast (von Kannegießer, ehemaliger Gymnasial-Direktor in Breslau) entnommen.

Mir ist's, als träumt' ich neu den alten Traum;
Prophetisch zeigt er mir das künft'ge Schicksal,
Mir selber wie dem einz'gen theuren Sohn.
Noch fliegt und zucket das verruchte Eisen,
Es fliegt auf mich und giebet ihm den Tod,
Und ich erwach' ins kinderlose Leben.

Bejammernswerthes, sterbenswerthes Leben!
O schrecklicher noch bist du als der Traum.
Bewußtsein des Verlusts, du ew'ger Tod!
Nein, lieber treffe mich dasselbe Schicksal.
Leb' wieder auf, du mörderisches Eisen,
Und sende mich ihm nach, dem holden Sohn!

O nein erschlagen wird es mir den Sohn.
Schont es nur ihn, so mag es ewig leben.
Noch lieber sei's das Ziel für jenes Eisen;
Das Gegentheil ja deutet oft der Traum.
O so versöhnt sich uns vielleicht das Schicksal,
In frohes Leben wandelt sich der Tod.

Ich kann nichts denken als die Sylbe Tod,
Und sie bekämpft und tödtet mir den Sohn.
Entscheide bald, o du langsames Schicksal;
Gieb lieber schnellen Tod als tödtend Leben.
Es wirrt sich mir der alt' und neue Traum
Vom Eber, vom Adrast und von dem Eisen.*)

*) Zum Verständniß des Inhalts dieses Gedichts merke man: Krösos, König

Das Unthier ward getroffen von dem Eisen,
Und Attys gab, empfing ihn nicht den Tod?
Darf ich vergessen nun den bösen Traum?
Ist er mir wiederum geschenkt der Sohn?
Ist er auf's neu geboren mir ins Leben?
Dann preis' ich selber selig Krösos Schicksal!

Gewiß, es lauert noch das tück'sche Schicksal;
Es war, mir ahnet, nicht das rechte Eisen.
Jetzt, jetzt erst trifft es in das rechte Leben!
Mich dünkt, die ganze Luft ruft eben: „Tod!"
Hört ihr das Echo wohl? Es hallt: „dein Sohn!"
Weh, meines Lebens Dämon, grimmer Traum!
Still steht der Traum, doch brütet noch das Schicksal!
Sohn, sei dein Bot', obsiege diesem Eisen!
Wer kommt? Es ist der Tod und nicht das Leben!

15. Die Glosse.

Die Glosse, eine ursprünglich spanische Dichtungsart, ist ein lyrisch-reflektirendes Gedicht, dem ein vorstehender, meist aus vier Zeilen bestehender Vers eines andern Gdeichtes als Thema zum Grunde gelegt wird, und zwar so, daß die erste Strophe die erste, die zweite Strophe die zweite, die dritte Strophe die dritte, und die vierte Strophe die vierte Zeile weiter ausführt, und daß jede Strophe sich mit den Worten der auf sie bezüglichen Zeile endigt. Wird ein Vers von fünf oder sechs Zeilen zum Grunde gelegt, so muß auch das Gedicht aus fünf oder sechs Strophen bestehen.

---

von Lydien, hatte einen Traum, daß sein Sohn Attys durch eine Lanzenspitze getödtet würde. Darum ließ er alle Lanzen aus seiner Nähe wegschaffen und seinen Sohn in keinen Krieg ziehn. Nun zeigte sich in der Nachbarschaft ein großer Eber, und die Bewohner baten den König', ihnen den Attys und Jäger zu senden, um das Unthier zu vertilgen. Krösos wollte nicht, aber der Sohn bat so lange, bis Krösos nachgab. Er ließ den Attys begleiten von dem Adrast, einem Fremdling, der sich an seinen Hof geflüchtet hatte, und band ihm den Sohn auf die Seele. Als sie nun den Eber aufgejagt hatten, schleuderte Adrast seinen Spieß auf das Thier, traf aber den Attys, der davon todt zu Boden fiel. Die Worte der Sestine spricht der König Krösos, ehe die Nachricht von Attys Tode eingetroffen ist.

Der Verlaßnen Klage
(von Ludwig Robert, in Berlin, gest. 1832).

Mitleidsworte, Trostesgründe,
Neue Dornen diesem Herzen.
Was ich sehe, hör', empfinde,
Alles schärfet meine Schmerzen.

Schwesterseele, schuldlos=reine!
Zürne nicht, wenn ich der Zähren
Mich nicht länger kann erwehren,
Ach verzeihe, daß ich weine!
Laß die Traurige alleine!
Fliehe vor dem Unglückskinde!
Denn vielleicht, was ich empfinde,
Möcht' ich undankbar erzählen,
Dir verrathen, wie mich quälen
Mitleidsworte, Trostesgründe.

Mitleidsworte, Trostesgründe:
Widerhall der eignen Klagen,
Die mich doppelschneidend plagen,
Weil ich Leid im Trost nur finde. —
Als ein Abschiedsangebinde
Ließ die Mutter mir nur Schmerzen:
Diesen Trost würd' ich verscherzen,
Wenn ich nur an Trost dedächte;
Ja schon der Gedanke brächte
Neue Dornen diesem Herzen!

Neue Dornen diesem Herzen?
O wie froh wollt' ich ertragen
Neue Leiden, neue Plagen,
Um die alten zu verschmerzen!
Doch es sind dieselben Schmerzen,
Die ich immer überwinde,
Die ich immer wiederfinde,
Weil sie so mit mir vereinigt,
Daß mich Alles, Alles peinigt,
Was ich sehe, hör', empfinde.

Was ich sehe, hör', empfinde,
Der Natur geheimes Walten,
Meine eignen Traumgestalten,
Was ich leidend mir erfinde,
Mitleidsworte, Trostesgründe:
Neue Dornen diesem Herzen!
Und doch wollt' ich's gern verschmerzen,

Wüßt ich sie nur recht beglückt!
Doch auch dies ist nicht geglückt;
Alles schärfet meine Schmerzen!

Glosse vom Freiherrn von Maltitz
(geb. 1794 in Ostpreußen).

Keinen Balsam giebt's als Zähren;
Jedes Hoffen ist Entbehren,
Jede Wonne nur ein Trost.

Wann der Lenz mit blüh'nden Farben
Theure Gräber hat verhüllt,
Wann der Wunde Quell gestillt,
Und die Wunden decken Narben;
Wann den Schmerz ein mild'res Sehnen
Zur Entsagung hat geweiht,
Sprechen sie: „das that die Zeit,"
Und es thaten's doch die Thränen.
Thränen wollte Gott gewähren
Allen, die er trösten will;
Thränen heilen uns so still;
Keinen Balsam giebt's als Zähren!

Gauklerin auf bunten Seilen!
Irrlicht über falschem Moor!
Hoffnung, die mit ihren Pfeilen
Zielt nach einem Meteor!
Ach! mit deinen Zaubertönen
Lehrst du das Entsagen nur;
Denn Geduld, so heißt der Schwur
Derer, die dir gläubig fröhnen.
Und die kranken Herzen zehren
Still sich ab, vom Nah'n bewegt
Einer Stunde, die nie schlägt;
Jedes Hoffen ist Entbehren.

Und du, Gast, ersehnt von Allen,
Glück! das stets so zögernd naht,
Wand'rer, der auf seinem Pfad
Stets von Räubern überfallen,
Uns so dürftig tritt herein;
Welke Paradiesesblüthe!
Ja, es schuf die ew'ge Güte
Unvollkommen dich allein.

Jeder Wunsch, dem wir gekos't,
Wird gewährt erst im Verscheiden;
Kein Ersatz sind unsre Freuden;
Jede Wonne nur ein Trost.

16. Das Cancion,

nicht zu verwechseln mit der (italienischen) Canzone, ist eine ursprünglich spanische Dichtungsweise. Es ist ein kleines, aus zwölf Zeilen bestehendes Lied, dessen acht letzte Zeilen die in den vier ersten dargelegten Gedanken weiter ausführen.

Cancion
(von Riemer, Professor in Weimar).

Zürnend nicht, mit sanfter Bitte,
Mahne mich an meine Pflicht;
Denn ein strafender Gewicht,
Als dein Zorn, hat solche Bitte.

Legt die Schönheit sich auf's Bitten,
Der zu dienen jeder ringet,
Muß nicht, wer sie dazu bringet,
Unmensch sein und ohne Sitten?
Und als solchen straft die Bitte
Mich um die versäumte Pflicht!
Ach von größerm Strafgericht,
Als dein Zorn, ist deine Bitte!

17. Das Ritornell

ist eine in Italien, besonders in Rom, beliebte Weise. Oft hört man hier selbst Leute der niederen Klassen in Ritornellen aus dem Stegreif sprechen. Das Ritornell besteht aus drei Zeilen, deren erste und dritte sich zu reimen pflegen.

Der Thränenbrief
(von Wilhelm Müller, Hofrath in Dessau, gest. 1827).

Die Freundin hat ein Briefchen mir geschrieben
Wohl mit der schwarzen Feder eines Raben,
Und hat mit Zwiebelschaalen es versiegelt.

Und wie ich nun das Siegel aufgebrochen,
Da fühlt' ich in den Augen solch' ein Stechen,
Daß mir die Thränen auf die Wangen flossen.

Ich trocknete die Augen, um zu lesen;
Doch ist das Trocknen ganz umsonst gewesen —
Denn ach! sie schreibt: „wir müssen Abschied nehmen!"

Die Alpenrose
(von Wackernagel, Professor in Basel).

O Alpenrose!
Schön ist die Ros' im Thal, doch schöner diese
Hoch über Thal und Staub erblühte Rose.

18. Das Ghasel,

erst 1819 durch Rückert (Professor in Erlangen) in Deutschland eingeführt, ist eine persische Dichtungsart, und enthält den Ausdruck der Freude, des Genusses oder der Zuneigung. Seine Eigenthümlichkeit liegt darin, daß es aus nur zweizeiligen Strophen besteht, daß die beiden ersten Zeilen sich reimen, daß die ungleichen Zeilen (3, 5, 7 u. s. f.) zwar reimlos sind, aber sich in der Wahl einer männlichen oder weiblichen Endung nach dem Endwort der ersten Zeile richten, und daß die gleichen Zeilen (4, 6, 8 u. s. f.) entweder mit dem Endwort der ersten Zeile sich endigen, oder sich wenigstens darauf reimen. Hier von beiden Arten Beispiele:

Der Schmuck der Mutter
(von Rückert, Professor in Berlin).

Mensch, es ist der Schöpfung Pracht
Nicht für dich allein gemacht.
Einen Theil hat sich zur Lust
Die Natur hervorgebracht.
Darum singt die Nachtigal,
Wo du schlummerst, in der Nacht;
Und die schönste Blume blüht,
Eh' des Tages Aug' erwacht;

Und der schönste Schmetterling
 Fliegt, wo Niemand sein hat Acht.
Perle ruht im Meeresschooß,
 Und der Edelstein im Schacht.
Kind, da reichlich Aug' und Ohr
 Dir mit Füllen ist bedacht,
Gönn' der Mutter etwas auch,
 Das sie zum Geschmeid' sich macht.

Ghaselen.
(Vom Grafen von Platen-Hallermünde, gest. 1835 in Syracus).

1. O weh dir, der die Welt verachtet, allein zu sein,
 Und dessen ganze Seele schmachtet, allein zu sein!
Es schuf der unerschöpfte Schöpfer Geschöpfe rings,
 Und nicht ein einzig Wesen trachtet, allein zu sein.
Allein zu sein, verschmäht die Tulpe des Tulpenbeets;
 Es scheut der Stern sich, wenn es nachtet, allein zu sein.
Verlaß den Stolz, der deine Seele so tief bethört,
 Der sich und seine Freuden schlachtet, allein zu sein!
Sogar vom Throne reicht der Herrscher die Hand herab;
 Ihm schwindelt, wenn er sich betrachtet, allein zu sein!
Dem Klausner selbst im Wald gesellet sich sein Gottesbild,
 Weil betend er's für sündlich achtet, allein zu sein.

2. Hab' ich doch Verlust in Allem, was ich je gewann, ertragen;
 Aber glaubet mir, das Leben läßt sich dann und wann ertragen.
Zwar des Leidens ganze Bürde riß mich oft schon halb zu Boden;
 Doch ich hab' es immer wieder, wenn ich mich besann, ertragen.
Mir geziemt der volle Becher, mir der volle Klang der Lauten;
 Denn den vollen Schmerz des Lebens hab' ich als ein Mann ertragen.
Doch nun fühl' ich, wie beflügelt, bis zum Himmel mich gehoben;
 Denn es lehrte mich das Leben, daß man Alles kann ertragen.
Und es öffnet gegen Alle sich das Herz in reiner Liebe,
 Und ich will so gern mit Allen dieses Lebens Bann ertragen.
Schließt den Kreis und leert die Flaschen, diese Sommernächte feiernd!
 Schlimm're Zeiten werden kommen, die wir auch sodann ertragen.

19. Die persische Vierzeile und die Makame.

Die persische Vierzeile besteht aus vier Zeilen, deren zwei ersten und letzten sich reimen, wie das Ghasel, wogegen die dritte reimlos bleibt:

Vom Himmel kam geflogen eine Taube
Und bracht' ein Kleeblatt mit dreifachem Laube.
Sie ließ es fallen; glücklich, wer es findet!
Drei Blättlein sind es: Hoffnung, Lieb' und Glaube.
(Rückert.)

Die Makame ist nicht eigentlich eine metrische Form, sondern gereimte Prosa mit untermischten Ghaselen. Diese Kunstform wurde von den Arabern in größter Meisterschaft ausgebildet; doch hat Rückert die „Makamen" des Hariri nach Inhalt und Form so vortrefflich verdeutscht, daß man den fremden Ursprung kaum wahrnimmt, und daher auch diese Form der deutschen Litteratur einverleibt.

Zweiter Abschnitt.

Didaktische Poesie.

Was man darunter verstehe, ist schon oben gesagt worden. Der Zweck derselben ist nicht eigentlich, zu belehren — denn dies thut der prosaische Lehrvortrag — sondern zugleich durch poetische Einkleidung, durch die gewählten Bilder, durch die Beschäftigung der Phantasie zu vergnügen. Man pflegt folgende Dichtungsarten dahin zu rechnen:

1. Das eigentliche Lehrgedicht.
2. Die Gnome.
3. Die Fabel.
4. Die Parabel und Paramythie.
5. Die Satire.

1. Das eigentliche Lehrgedicht.

Von ihm gilt ganz besonders, was wir von der gesammten didaktischen Poesie gesagt haben. Diejenigen Wahrheiten, welche über dem Kreise des gemeinen Lebens weit hinausliegen, eignen sich am besten für die poetische Darstellung, also die Wahrheiten der Religion, der Tugend, der Sittlichkeit, der Weisheit u. s. w. Aber in einem Gedicht will nicht sowohl der Verstand als die Phantasie Beschäftigung finden; darum müssen die Wahrheiten so anmuthig, so durch Bilder versinnlicht vorgetragen werden, daß das Gefühl dafür erwärmt werde.

Zukunft
(von Manso, gest. als Rector in Breslau 1826).

Was harret unser hinter jenen grauen
Gebirgen dort, die feuchter Nebel drückt?
Sind's Wüstenei'n ohn' Ende? Sind es Auen,
Von Licht umstrahlt, mit ew'gem Reiz geschmückt?
Wir möchten gern in's Land der Zukunft schauen,
Und fühlen uns durch nichts so hoch beglückt.
Der Geist versucht, aufstrebend, sein Gefieder;
Allein ermattend kehrt er immer wieder.

Was er zurück von seiner Wallfahrt bringet,
Es ist ein Bild, halb Schatten, halb Gestalt;
Ein Vorgefühl, das, schmeichelnd, ihn umschlinget,
Ein Ton, der leicht im Innern widerhallt.
Je kühner er sich in die Wolken schwinget,
Um zu erspähn, was droben wogt und wallt,
Je mehr verwirren, wie im bunten Traume,
Ihn die Gestalten aus dem fernen Raume.

Er hört, erstaunt, vom Wesen sonder Schranken,
Das rastlos schafft, und wirket, und erneut;
Vom Saamenkorn unsterblicher Gedanken,
Das, wuchernd, in der Erde Schooß gedeiht;
Von Zeugnissen, die wir der Vorwelt danken,
Vom Tugendsinn, der seines Lohns sich freut.
Doch alles wird der Zweifelsucht zum Raube;
Nichts bleibt ihm, als der Einfalt frommer Glaube!

Ja, glauben soll, nicht wissen, nicht ergründen,
Der Sterbliche, so lang' er diesseits lebt.
Ist Licht sein Theil, er wird es jenseits finden,
Wo sich gewiß auch eine Sonn' erhebt.
Was mangelt uns in diesen Dämmergründen,
Um die der Hoffnung milder Schimmer schwebt?
Sie bietet uns Beruhigung und Frieden.
Zum Glück bedarf das Herz mehr nicht hienieden!

Die Metamorphose der Pflanzen.
(Goethe.)

Dich verwirret, Geliebte, die tausendfältige Mischung
Dieses Blumengewühls über dem Garten umher;
Viele Namen hörest du an, und immer verdränget
Mit barbarischem Klang einer den andern im Ohr.
Alle Gestalten sind ähnlich und keine gleichet der andern;
Und so deutet das Chor auf ein geheimes Gesetz,

Auf ein heiliges Räthsel. O könnt' ich dir, liebliche Freundin,
Ueberliefern sogleich glücklich das lösende Wort. —
Werdend betrachte sie nun, wie nach und nach sich die Pflanze,
Stufenweise geführt, bildet zu Blüthen und Frucht.
Aus dem Saamen entwickelt sie sich, sobald ihn der Erde
Stiller befruchtender Schooß hold in das Leben entläßt,
Und dem Reize des Lichts, des heiligen, ewig bewegten,
Gleich dem zärtesten Bau keimender Blätter empfiehlt.
Einfach schlief in dem Saamen die Kraft; ein beginnendes Urbild
Lag, verschlossen in sich, unter die Hülle gebeugt,
Blatt und Wurzel und Keim, nur halb geformet und farblos;
Trocken erhält so der Kern ruhiges Leben bewahrt,
Quillet strebend empor, sich milder Feuchte vertrauend,
Und erhebt sich sogleich aus der umgebenden Nacht.
Aber einfach bleibt die Gestalt der ersten Erscheinung;
Und so bezeichnet sich auch unter den Pflanzen das Kind.
Gleich darauf ein folgender Trieb, sich erhebend, erneuet,
Knoten auf Knoten gethürmt, immer das erste Gebild,
Zwar nicht immer das gleiche, denn mannichfaltig erzeugt sich,
Ausgebildet, du siehst's, immer das folgende Blatt,
Ausgedehnter, gekerbter, getrennter in Spitzen und Theile,
Die verwachsen vorher ruhten im untern Organ.
Und so erreicht es zuerst die höchst bestimmte Vollendung,
Die, bei manchem Geschlecht, dich zum Erstaunen bewegt.
Viel gerippt und gezackt auf mastig strotzender Fläche,
Scheinet die Fülle des Triebs frei und unendlich zu sein.
Doch hier hält die Natur mit mächtigen Händen die Bildung
An, und lenket sie sanft in das Vollkommnere hin.
Mäßiger leitet sie nun den Saft, verengt die Gefäße,
Und gleich zeigt die Gestalt zärtere Wirkungen an.
Stille zieht sich der Trieb der strebenden Ränder zurücke,
Und die Rippe des Stiels bildet sich völliger aus.
Blattlos aber und schnell erhebt sich der zärtere Stengel
Und ein Wundergebild zieht den Betrachtenden an.
Rings im Kreise stellet sich nun, gezählet und ohne
Zahl, das kleinere Blatt neben dem ähnlichen hin.
Um die Achse gedrängt entscheidet der bergende Kelch sich,
Der zur höchsten Gestalt farbige Kronen entläßt.
Also prangt die Natur in hoher, voller Erscheinung,
Und sie zeiget, gereiht, Glieder an Glieder gestuft.
Immer staunst du auf's Neue, sobald sich am Stengel die Blume
Ueber dem schlanken Gerüst wechselnder Blätter bewegt.
Aber die Herrlichkeit wird des neuen Schaffens Verkündung;
Ja das farbige Blatt fühlet die göttliche Hand.
Und zusammen zieht es sich schnell; die zärtesten Formen,

Zwiefach streben sie vor, sich zu vereinen bestimmt.
Traulich stehen sie nun, die holden Paare, beisammen,
Zahlreich ordnen sie sich um den geweihten Altar.
Hymen schwebet herbei, und herrliche Düfte, gewaltig,
Strömen süßen Geruch, Alles belebend, umher.
Nun vereinzelt schwellen sogleich unzählige Keime,
Hold in den Mutterschooß schwellender Früchte gehüllt,
Und hier schließt die Natur den Ring der ewigen Kräfte;
Doch ein neuer sogleich fasset den vorigen an,
Daß die Kette sich fort durch alle Zeiten verlänge,
Und das Ganze belebt, so wie das Einzelne, sei.
Wende nun, o Geliebte, den Blick zum bunten Gewimmel,
Das verwirrend nicht mehr sich vor dem Geiste bewegt.
Jede Pflanze verkündet dir nun die ew'gen Gesetze,
Jede Blume, sie spricht lauter und lauter mit dir.
Aber entzifferst du hier der Göttin heilige Lettern,
Ueberall siehst du sie dann, auch in verändertem Zug:
Kriechend zaudre die Raupe, der Schmetterling eile geschäftig,
Bildsam ändre der Mensch selbst die bestimmte Gestalt.
O gedenke denn auch, wie aus dem Keim der Bekanntschaft
Nach und nach in uns holde Gewohnheit entsproß,
Freundschaft sich mit Macht in unserm Innern enthüllte,
Und wie Amor zuletzt Blüthen und Früchte gezeugt.
Denke, wie mannigfach bald die, bald jene Gestalten
Still entfaltend, Natur unsern Gefühlen verliehn.
Freue dich auch des heutigen Tags! Die heilige Liebe
Strebt zu der höchsten Frucht gleicher Gesinnungen auf,
Gleicher Ansicht der Dinge, damit in harmonischem Anschau'n
Sich verbinde das Paar, finde die höhere Welt.

Die Beschützer der Verlassenen

(von Leopold Scheffer, Privatgelehrtem in Muskau in der Lausitz; aus dessen Laienbrevier).

Um mich im Grase weidet sanft ein Lamm,
Ein sogenannt unschuldiges — doch ist es
Ein gräßlich Ungeheuer für die Blumen,
Die es zertritt, zerreißt, zermalmt, verschlingt,
Wie kaum der Tiger jemals Lämmer würgt.
Wie groß ist diesen Blumen schon das Lamm!
Wie ehrfurchtswürdig ist dem Lamm der Hund!
Wie göttergleich erscheint dem Hund der Mensch,
Der sichtbar wie allmächtig um ihn wandelt,
Ihn sichtbar nährt, beschützt, ihm freundlich ist! —
Du aber stehst, o Mensch, so göttergleich,

So schutzlos; über dir das leere Blau,
Und was da lebt, liegt alles unter dir.
O hätte doch der Erde großes Kind
Auch einen solchen Halbgott, solchen Vater,
Wie seine kleinen Kinder an ihm haben! —
Und sieh'! dies Wunder — dieser Riese ist!
Er lebt! Ein ganz Geschlecht der Riesen wohnt
Bei Menschen, auf der Erde sichtbar wandelnd.
Der Mensch hat seine Götter neben sich
Auf Erden, die sie hold mit ihm betreten,
Nein, zu demselben Sonnenlichte schaun.
Und daß man ihnen glaube: — im Geschlecht
Der Menschen selber wachsen sie empor!
Wie aus dem Eidechsvolk der Alligator,
Wie aus dem Baumgeschlecht die Riesenpalme,
Wie Platinagekörn im Gold! Sie sind
Schutz, Retter, Rath, Trost, Halt der Menschenkinder,
Um welche sich die Knaben sammeln, welche
Die Männer freudig anschaun und sie hören.
Wer sind denn nun des Menschenvolkes Riesen? —
— Wie Gold nicht alle Massen Goldes zwar,
Jedoch im Fingerring selbst wahres Gold ist,
Wie Liebe ist des Gottes Göttlichkeit, —
So sind die Liebevollen, Weisen, Guten
Die wahrhaft Göttlichen, Halbgötter, Götter;
Und so sind sie genannt in alten Schriften.

2. Die Gnome.

Gnomen oder Denksprüche sind ganz kurze Lehrgedichte. Eine Weisheits- oder Klugheitslehre wird darin mit wenigen Worten ausgesprochen. Von der Art sind die Sprüche Salomo's, die Lehren Jesus Sirach's, und die in der Bergpredigt von Jesus Christus vorgetragenen Lehrsätze. Auch gehören dahin die Sprüche, welche wir in die Stammbücher unsrer Freunde zu schreiben pflegen.

Du kleiner Ort, wo ich das erste Licht gesogen,
Den ersten Schmerz, die erste Lust empfand,
Sei immerhin unscheinbar, unbekannt,
Mein Herz bleibt ewig doch vor allen dir gewogen,
Fühlt überall nach dir sich heimlich hingezogen,

Fühlt selbst im Paradies sich doch aus dir verbannt.
O möchte wenigstens mich nicht die Ahnung trügen,
Bei meinen Vätern einst in deinem Schooß zu liegen!

(Wieland.)

Zwei Kräfte sind es, die den Menschen lenken;
Sie lenken ihn bald süd- bald norderwärts:
Natur gab ihm Verstand, um recht zu denken;
Um recht zu handeln, gab sie ihm das Herz.

(Blumauer, gest. 1798 als Buchhändler in Wien.)

Niemand schaden, Allen Hilfe leisten,
Jedermann ein heil'ger Altar sein,
Ist Religion; und diese Freundin
Geht mit uns, wenn Alles einst zurückbleibt.

(v. Herder, gest. 1803 als Consistorial-präsident in Weimar.)

O bilde stets dein Herz, selbst in der ersten Jugend!
Sieh' auf die Weisheit viel, doch weit mehr auf die Tugend!
Lern', daß nichts selig macht als die Gewissensruh',
Und daß zu deinem Glück dir Niemand fehlt als du.

(v. Haller, gest. 1777 in Bern als Rathsherr und Arzt.)

Im Glück nicht jubeln, und im Sturm nicht zagen,
Das Unvermeidliche mit Würde tragen,
Das Rechte thun, am Schönen sich erfreun,
Das Leben lieben und den Tod nicht scheun,
Und fest an Gott und bess're Zukunft glauben —
Heißt leben, heißt dem Tod sein Bittres rauben.

(Streckfuß, Geh. Rath in Berlin, gest. 1844.)

---

3. Die Fabel.

Die Fabel ist eine erdichtete Erzählung, in welcher nicht Menschen, sondern Thiere als denkende und sprechende Wesen handelnd aufgeführt werden, um dadurch eine Lehre zu versinnlichen. Die Thiere erscheinen darin mit dem Charakter, den wir an ihnen bemerken: der Hund als ein treues, das Schaf als ein

gutmüthiges, der Löwe als ein herrisches oder großmüthiges Thier. Die Fabel ist nicht da, um den Charakter der Thiere in's Licht zu stellen, sondern damit der Mensch in der Handlungsweise der Thiere sein eignes Bild erkenne. Zuweilen läßt der Dichter auch Menschen oder leblose Gegenstände handelnd auftreten; allein das ist dem eigentlichen Charakter der Fabel entgegen. Wenigstens müssen im ersteren Falle nicht Menschen allein als handelnde Personen erscheinen; sonst hört das Gedicht auf, eine Fabel zu sein, und wird eine Parabel; im andern Falle muß den leblosen Gegenständen ein Charakter beigelegt werden, der gewissermaßen in ihrer Natur liegt, z. B. Prahlsucht der Rose, Bescheidenheit dem Veilchen, Unschuld der Lilie u. s. w.

Der Esel.

Ein Esel kam auf seiner Reise
An einen Strom. Am Ufer jenseits sah
Er schöne Disteln. Ei! wie ging ihm dieses nah!
Er konnte schwimmen; doch nach seiner lieben Weise
War er zu faul dazu.
„Ja!“ dacht' er, „hier will ich in Ruh'
„Indessen mich bloß an der Aussicht laben,
„Bis dieser Strom sich wird verlaufen haben.“
Er lag den ganzen Tag, der Fluß verlief sich nicht.
Was sollt' er thun? Am Abend überschwimmen,
Da ihm, verhungert, Kraft gebricht?
Und wollt' er gleich, das konnt' er nicht.

Sieh'! dieser Reise gleicht dein Leben:
Der Strom dazwischen ist die Zeit.
Auf jener Seite liegt Glück und Zufriedenheit.
Du mußt durch Fleiß und Müh' hinüberstreben.
Versäumest du jetzt die Gelegenheit,
Der Jugend Kraft, des Lebens Munterkeit,
So mußt du darben stets in deiner Lebenszeit.

Der Wiedehopf und die Nachtigall
(von Gleim, Canonicus in Halberstadt, gest. 1803).

Der grauen Nachtigall pries sein gekröntes Haupt
Ein schöner Wiedehopf. — „Mein Weibchen,“ sprach er, „glaubt,
„Du wärest häßlich gegen mich.“ —
„Das könnte sein!“ erwiederte
Die Nachtigall, und flog
Auf einen hohen Baum und sang.

Die Wandrer alle blieben stehn,
Und sagten: „wie so schön!
„Ach welch ein Klang!"

Das hört' der Wiedehopf, flog neidisch hin und her,
Und Keiner sprach: „wie schön ist er!"
Denn für die kleine Philomele
War alles Ohr.

Man zieht doch immer eine schöne Seele
Dem schönsten Körper vor.

---

4. Die Parabel und Paramythie.

Die **Parabel** erzählt, wie die Fabel, eine erdichtete Begebenheit aus dem menschlichen Leben, durch welche eine Wahrheit anschaulich gemacht werden soll. Sie unterscheidet sich also von der Fabel dadurch, daß in dieser Thiere, in jener Menschen handelnd auftreten. Die schönsten Parabeln finden wir in den Evangelien. Jesus pflegte die Wahrheit, die er einschärfen wollte, durch Parabeln deutlich zu machen, z. B. die Gleichnisse vom verlorenen Sohn, vom barmherzigen Samariter, vom Pharisäer und Zöllner, vom Sämann, vom verlorenen Groschen, vom reichen Mann und Lazarus u. s. w.

Die **Paramythie** ist dasselbe, nur ist der Stoff nicht aus dem gewöhnlichen menschlichen Leben, sondern aus der griechischen oder morgenländischen Mythologie entlehnt.

Des Knaben Traum
(von Agnes Franz in Breslau, gest. 1843).

Der schwüle Tag war heimgegangen und mit ihm sein lautes, regsames Leben; die Vögel durchzogen nicht mehr die Lüfte, und auch in den Zweigen des Haines wurde es stiller.

Da kam ein Knabe daher, der weinte traurig vor sich, und klagte aus tief bekümmertem Herzen: „Wohin soll ich mich wenden, ich armer verwaister Knabe! Bin ich denn so ganz allein in der weiten Welt, daß ich kein Herz finden kann, das sich meiner annehme, und kein Auge, das freundlich und sorgend auf mich blicke? Wäre ich doch nur mit der Mutter zugleich in's Grab gesunken, dann dürfte ich nicht mehr so einsam wandern den ganzen langen Tag, und von Thüre zu Thüre irren wegen der spärlichen Brosamen. — Ach ich bin doch ein sehr verlassenes Kind! Keiner wird fortan sorgend meiner gedenken!"

Hierauf setzte er sich betrübten Sinnes unter einen Baum nieder; denn seine Füße waren wund von dem heißen Sand, und sein mattes Haupt sank erschöpft auf einen moosigen Stein, der ihm zur Seite log.

Da ward ihm auf einmal recht seltsam zu Sinn. Die dämmernde Flur schien sich um ihn her in immer engeren Kreisen zusammen zu ziehen, und er sah hinab, als ruhte er auf einem hohen Hügel; dabei zogen unendliche liebe Bilder an ihm vorüber, und ihm wollte bedünken, er läge wieder in der Mutter weichen Armen, ein stilles glückliches Kind, eingewiegt von den Armen der Liebe. Leis flüsterte es im Gebüsche, und es wehte wie leichter Flügelschlag um die nahen Blumen. Da legte sich eine weiche Hand auf seine Augen, und ihm ward, als höbe sich ein Schleier nach dem andern vor ihm empor.

Da ging es vor ihm auf wie morgenrother Tag; tausend helle leuchtende Gestalten zogen durch die Wolken und durch die Blumen der Erde. — Alle waren leicht beschwingt und regten sich in holder Geschäftigkeit. Aus dem strahlenden Himmelsthore schritt es wie ein leuchtender Triumphzug; aber als des Knaben geblendetes Auge heller ward, sahe er, daß es Engel waren, gar mild und freundlich anzuschauen; die streuten Rosen um den Himmel, und schöpften aus der Wolken duftigen Brunnen den stärkenden Thau, und träufelten ihn herab auf die Fluren. Und wie tausend Hände sich bewegten, den Himmel zu schmücken, so begann das geschäftige Leben auch in der Erde blühenden Thälern.

Jede Blume hatte ihre Engel; die hohe Lilie sah vertrauend zu ihrem Schutzgeist empor, der seine Hand über ihre zarten Blätter breitete, und auch die jungfräuliche Rose erblühte unter freundlichem Schutz.

Selbst das allerkleinste Blümchen stand unter liebender, wartender Hand; das Veilchen bekam seinen Thautropfen, und die Erdbeere wurde mit Ambrosia getränkt. Sanfte Hände führten das kleine Würmchen im Moos zum Veilchenkelch; hier durfte es sich laben an dem tiefen blauen Quell. Aber der Knabe sah nun auch nahe bei sich im Gebüsch einen Engel; der trat leise zu den schlummernden Vöglein und streute Futter in ihre Nester, ging dann geschäftig zu dem zarten Schmetterling, der seine Flügel noch nicht heben konnte, und trug ihn sorgsam auf ein weiches Rosenblatt, wo stärkender Thau ihn erquickte. Alsbald richtete er die kleinen Schwingen muthig empor und hob sich behutsam von einer Knospe zur andern.

Ueberall waltete und webte die sorglichste Liebe, und ihr Athem wehte durch Höhen und Tiefen gar mild und belebend.

Und der Knabe hob seinen Blick empor, als wollte er recht dankend zum Himmel beten. Da begegneten seine Augen einem unbeschreiblich milden Angesicht, das sich über ihn hinneigte, und lächelnd sprach:

„Wie konntest du dich doch verlassen wähnen, da ich dir doch immer zur Seite bin, und als dein schützender Engel von Anbeginn um dich gewacht habe? Steht nicht alles unter dem Schutz der Liebe? Wie kannst du doch klagen und weinen, als wärest du allein, verlassen? Siehe doch die Lilie auf dem Felde und die Vöglein unter dem Himmel! Wer sorgt denn für sie,

wenn es die ewige Huld nicht wäre? Wie sollte denn der Mensch, der Liebling des Himmels, noch zweifeln und zagen? O du Kleinmüthiger, glaube und vertraue! Kein Sandkorn rollt ungezählt in den Ocean; was da lebt und webt, ist gezählt und aufgeschrieben in das Buch des Lebens! — Lege darum dein Haupt vertrauend an meine Brust! ich führe dich gewiß recht treu und gut bis an des Lebens Ende!" —

„Ich glaube an dich, o du holder, freundlicher Engel!" rief der Knabe, und hob seine Arme zu dem himmlischen Freund empor; aber da fiel der Schleier wieder über seine Augen immer dichter und dichter, und er sah nicht mehr die schönen Gestalten in den Blumenreichen, noch die belebten Wolkenbilder, aber in sein Herz war ein schöner Glaube gekommen; der stand wie ein sanfter Mond über seiner Nacht, daß ihm nicht graute vor der finstern Verschleierung.

Schon war die Sonne emporgestiegen, da erwachte der Knabe aus seinem wonnigen Schlummer; langsam hob er den Blick dem jungen Licht entgegen; es war nicht die schöne blumenreiche Aue, die er im Traume erblickte; vor ihm lag die bekannte Flur.

Kein Engel war mehr zu sehen, aber statt dessen gewahrte er einen alten ehrwürdigen Hirten, der dicht vor ihm stand und ihn schweigend betrachtete. —

„Willst du mit mir gehen?" fragte er ihn mit milden Blicken. —

„Vater!" rief der Knabe unwillkürlich, und breitete ihm die Arme entgegen.

„Ja, ich will dein Vater sein, wenn du verlassen bist!" entgegnete freundlich der Alte, — „folge mir zu meiner Hütte!" Und vertrauend faßte der Knabe die dargebotene Hand, und schritt mit ihm hinab in das Thal; aber im Herzen gedachte er des Traumes, und der Glaube an eine ewig waltende Liebe schlug feste Wurzel in seiner Seele, daß er stark wurde an freudiger Hoffnung, und jeder bange Zweifel sich löste in tiefes, inniges Gottvertrauen.

Paramythie: Die Lilie und die Rose
(von v. Herder).

„Sagt mir, ihr holden Töchter der rauhen, schwarzen Erde, wer gab euch eure schöne Gestalt? denn wahrlich! von niedlichen Fingern seid ihr gebildet. Welche kleine Geister steigen aus euern Kelchen empor? und welches Vergnügen fühltet ihr, da sich Göttinnen auf euren Blättern wiegten? — Sagt mir, friedliche Blumen, wie theilten sie sich in ihr erfreuendes Geschäft, und winkten sich zu, wenn sie ihr feines Gewebe so vielfach spannen, so vielfach zierten und stickten? — Aber ihr schweigt, holdselige Kinder, und genießt eures Daseins. Wohlan! mir soll die lehrende Fabel erzählen, was euer Mund mir verschweigt."

Als einst, ein nackter Fels, die Erde dastand, siehe! da trug eine freundliche Schaar von Nymphen den jungfräulichen Boden hinan, und gefällige Genien waren bereit, den nackten Fels zu beblumen. Vielfach theilten sie sich in ihr Geschäft. Schon unter Schnee und im kalten, kleinen Grase fing die bescheidene Demuth an, und webte das sich verbergende Veilchen! Die Hoffnung trat hinter ihr her, und füllte mit kühlenden Düften die kleinen Kelche der erquickenden Hyacinthe. Jetzt kam, da es jenen so wohl gelang, ein stolzer prangender Chor vielfarbiger Schönen. Die Tulpe erhob ihr Haupt; die Narcisse blickte umher mit ihrem schmachtenden Auge.

Viele andere Göttinnen und Nymphen beschäftigten sich auf mancherlei Art und schmückten die Erde, frohlockend über ihr schönes Gebilde.

Und siehe! als ein großer Theil ihrer Werke mit seinem Ruhm und ihrer Freude daran erblüht war, sprach Venus zu ihren Grazien also: „Was säumet ihr, Schwestern der Anmuth? Auf! webet von euren Reizen auch eine sterbliche, sichtbare Blüthe!" Sie gingen zur Erde hinab, und Aglaja, die Grazie der Unschuld, bildete die Lilie, Thalia und Euphrosyne webten mit schwesterlicher Hand die Blume der Freude und Liebe, die jungfräuliche Rose.

Manche Blumen des Feldes und Gartens neideten einander; die Lilie und Rose neideten keine, und wurden von allen beneidet. Schwesterlich blühen sie zusammen auf einem Gefilde der Hora und zieren einander; denn schwesterliche Grazien haben ungetrennt sie gewebt.

Auch auf euren Wangen, o Mädchen, blühen Lilien und Rosen. Mögen auch ihre Huldinnen, die Unschuld, Freude und Liebe, vereint und unzertrennlich auf ihnen wohnen!

---

5. Die Satire.

Die Satire stellt auf eine witzige und launige Art die menschlichen Laster oder Thorheiten dar, um die Menschen entweder zu bessern oder zu warnen. Die menschlichen Laster schildert sie von ihrer verderblichen, die Thorheiten von ihrer lächerlichen Seite; denn Laster können als solche keine lächerliche Seite haben. Daher giebt es eine strafende und eine lachende Satire. Jene hat es meist mit Lastern, selten mit Thorheiten zu thun, weil bei diesen die lächerliche Seite die hervorstechendste ist; die lachende Satire behandelt nur menschliche Thorheiten. Sie bedient sich gewöhnlich der Ironie (Spottlob), indem sie sich das Ansehen giebt, als wolle sie etwas loben, dessen lächerliche Seite dadurch noch mehr hervortritt. Die ächte Satire muß aber niemals Personen angreifen, sondern nur Thorheiten, Mißbräuche, Vor-

urtheile oder Laster, und wird um so größern Beifall finden, je mehr Witz sie dabei aufwendet. Hier Beispiele in gebundener, und eins in ungebundener Rede.

Anschlagzettel im Namen von Philadelphia
(von Lichtenberg*).

Allen Liebhabern der übernatürlichen Physik wird hierdurch bekannt gemacht, daß vor ein paar Tagen der weltberühmte Zauberer Philadelphus Philadelphia, dessen schon Cardanus in seinem Buche de natura supernaturali Erwähnung thut, indem er ihn den von Himmel und Hölle Benedeieten nennt, allhier auf der ordinären Post angelangt ist, ob es ihm gleich ein Leichtes gewesen wäre, durch die Luft zu kommen. Es ist nämlich derselbe, der im Jahre 1482 zu Venedig auf öffentlichem Markte einen Knaul Bindfaden in die Wolken schmiß, und daran in die Luft kletterte, bis man ihn nicht mehr gesehen. Er wird mit dem 9. Jänner dieses Jahres anfangen, seine Einthalerkünste auf dem hiesigen Kaufhause öffentlich-heimlich den Augen des Publici vorzulegen, und wöchentlich zu bessern fortschreiten, bis er endlich zu seinen 500 Louisdorstücken kommt, darunter sich einige befinden, die, ohne Prahlerei zu reden, das Wunderbare selbst übertreffen, ja so zu sagen schlechterdings unmöglich sind.

Es hat derselbe die Ehre gehabt, vor allen hohen und niedrigen Potentaten aller 4 Welttheile, und noch vorige Woche auch im 5ten vor Ihro Majestät der Königin Oberea auf Otahaiti, mit dem größten Beifalle seine Künste zu machen.

Er wird sich hier alle Tage und Stunden des Tages sehen lassen, ausgenommen Montags und Donnerstags nicht, da er dem Congresse seiner Landsleute zu Philadelphia die Grillen verjagt, und nicht von 11—12 Vormittags, da er zu Constantinopel engagirt ist, und nicht von 12 — 1 Uhr, da er speiset.

Von den Alltagsstückchen zu Einem Thaler wollen wir einige angeben, nicht sowohl die besten, als vielmehr die, welche sich mit den wenigsten Worten fassen lassen.

1. Nimmt er, ohne aus der Stube zu gehen, den Wetterhahn von der Jacobikirche ab, und setzt ihn auf die Johanniskirche, und wiederum die Fahne des Johanniskirchthurms auf die Jacobikirche. Wenn sie ein paar Minuten gesteckt, bringt er sie wieder an Ort und Stelle. NB. Alles ohne Magnet, durch die bloße Geschwindigkeit.

2. Nimmt er 6 Loth des besten Arseniks, pulverisirt und kocht ihn in zwei Kannen Milch, und tractirt die Damen damit. Sobald ihnen übel

---

*) Philadelphia war ein berühmter Taschenspieler. Als er auch nach Göttingen kam, um den Leuten das Geld aus dem Beutel zu locken, dichtete Hofrath Lichtenberg folgenden Anschlagzettel in seinem Namen, der so viel wirkte, daß Philadelphia sich alsbald wieder fortmachte. Lichtenberg starb 1799 als Professor in Göttingen.

wird, läßt er sie 2—3 Löffel voll geschmolznes Blei nachtrinken, und die Gesellschaft geht guten Muthes und lachend auseinander.

3. Läßt er sich eine Holzaxt bringen, und schlägt damit einem Chapeau vor den Kopf, daß er wie todt zur Erde fällt. Auf der Erde versetzt er ihm einen zweiten Streich, da denn der Chapeau sogleich aufsteht und gemeiniglich fragt: was das für eine Musik sei? Uebrigens so gesund wie vorher.

4. Er zieht 3—4 Damen die Zähne sanft aus, läßt sie von der Gesellschaft sorgfältig durch einander schütteln, ladet sie alsdann in ein kleines Feldstück, und feuert sie besagten Damen auf die Köpfe, da denn jede ihre Zähne rein und weiß wieder hat.

5. Ein metaphysisches Stück, worin er zeigt, daß etwas wirklich zugleich sein und nicht sein kann. Erfordert große Zubereitung und Kosten, und giebt er es bloß der Universität zu Ehren für einen Thaler.

6. Nimmt er alle Uhren, Ringe und Juwelen der Anwesenden, auch baares Geld, wenn es verlangt wird, und stellt jedem einen Schein aus, wirft Alles hierauf in einen Koffer, und reiset damit nach Cassel. Nach 8 Tagen zerreißt jede Person ihren Schein, und so wie der Riß durch ist, so sind Uhren, Ringe und Juwelen wieder da. Mit diesem Stück hat er sich viel Geld verdient.

NB. Diese Woche noch auf der obern Stube des Kaufhauses, künftig aber hoch in freier Luft über dem Marktbrunnen. Denn wer nichts bezahlt, sieht nichts.

Göttingen, den 7. Jänner 1777.

Der Stern
(von Pfeffel, gest. 1809 in Colmar).

Der Thiere Großherr starb. Die hohe Facultät
Vereinte sich, um seine Majestät
Nach Stand'sgebühr zu balsamiren.
Man schnitt den Leichnam auf. Doch welch ein Phänomen!
Man fand kein Herz! Die Aerzte disputiren
Sich braun und blau; Hippokrates, Galen
Und Avicenna siegt; die Herren demonstriren
Das Gegentheil von dem, was sie vor Augen sehn,
Und streichen sich den Bart. Den Unfug zu vermeiden,
Verbot der junge Schach aus weiser Politik
Der Facultät bei Knut' und Strick,
In Zukunft die Monarchen auszuweiden,
Und ließ auf allen Fall sich an des Herzens Platz
Auf seinen neuen Purpurlatz
Ein Supplement von Silberfaden sticken.
Sein Sohn umgab das Ding mit einem Strahlenkranz';
Sein Enkel wandelte, vielleicht aus Ignoranz,
Vielleicht aus bloßer Lust zu flicken,

Das abgenutzte Herz in einen Stern;
Und so entstand der Klecks, womit die großen Herr'n
Sich noch auf diesen Tag den leeren Busen schmücken.

Das Gespenst

(von Gellert, Professor in Leipzig, gest. 1769).

Ein Hauswirth, wie man mir erzählt,
Ward lange Zeit durch ein Gespenst gequält.
Er ließ, des Geist's sich zu erwehren,
Sich heimlich das Verbannen lehren;
Doch kraftlos blieb der Zauberspruch.
Der Geist entsetzte sich vor keinen Charakteren,
Und gab, in einem weißen Tuch,
Ihm alle Nächte den Besuch.

Ein Dichter zog in dieses Haus.
Der Wirth, der bei der Nacht nicht gern allein gewesen,
Bat sich des Dichters Zuspruch aus
Und ließ sich seine Verse lesen.
Der Dichter las ein frostig Trauerspiel,
Das, wo nicht seinem Wirth, doch ihm sehr wohlgefiel.
Der Geist, den nur der Wirth, doch nicht der Dichter sah,
Erschien und hörte zu; es fing ihn an zu schauern;
Er konnt' es länger nicht als einen Auftritt dauern;
Denn, eh' der andre kam, so war er nicht mehr da.

Der Wirth, von Hoffnung eingenommen,
Ließ gleich die andre Nacht den Dichter wiederkommen.
Der Dichter las, der Geist erschien,
Doch ohne lange zu verziehn.
„Gut!" sprach der Wirth bei sich, „dich will ich bald verjagen!
„Kannst du die Verse nicht vertragen?"

Die dritte Nacht blieb unser Wirth allein.
Sobald es zwölfe schlug, ließ das Gespenst sich blicken.
„Johann!" fing drauf der Wirth gewaltig an zu schrein,
„Der Dichter (lauf' geschwind!) soll von der Güte sein,
„Und mir sein Trauerspiel auf eine Stunde schicken!"
Der Geist erschrak und winkte mit der Hand,
Der Diener solle ja nicht gehen,
Und kurz, der weiße Geist verschwand
Und ließ sich niemals wieder sehen.

Ein Jeder, der dies Wunder liest,
Zieh' sich daraus die gute Lehre:
Daß kein Gedicht so elend ist,
Das nicht zu etwas nützlich wäre.

Und wenn sich ein Gespenst vor schlechten Versen scheut,
So kann uns dies zum Troste dienen.
Gesetzt, daß sie zu uns'rer Zeit
Auch legionenweis' erschienen,
So wird, um sich von allen zu befrei'n,
An Versen doch kein Mangel sein.

Die Musen und Grazien in der Mark.

(Goethe.)

O wie ist die Stadt so wenig;
Laßt die Maurer künftig ruhn!
Unsre Bürger, unser König
Könnten wohl was Beſſ'res thun.
Ball und Oper wird uns tödten;
Liebchen, komm' auf meine Flur,
Denn besonders die Poeten,
Die verderben die Natur.

O wie freut es mich, mein Liebchen,
Daß du so natürlich bist;
Unsre Mädchen, unsre Bübchen
Spielen künftig auf dem Mist!
Und auf unsern Promenaden
Zeigt sich erst die Neigung stark.
Liebes Mädchen, laß uns waden,
Waden noch durch diesen Quark.

Dann im Sand uns zu verlieren,
Der uns keinen Weg versperrt,
Dich den Anger hin zu führen
Wo der Dorn das Röckchen zerrt!
Zu dem Dörfchen laß uns schleichen
Mit dem spitzen Thurme hier;
Welch ein Wirthshaus sonder gleichen!
Trocknes Brot und saures Bier.

Sagt mir nichts von gutem Boden,
Nichts vom Magdeburger Land!
Unser Samen, unsre Todten
Ruhen in dem leichten Sand.
Selbst die Wissenschaft verlieret
Nichts an ihrem raschen Lauf,
Denn bei uns, was vegetiret,
Alles keimt getrocknet auf.

Geht es nicht in unserm Hofe
Wie im Paradiese zu?
Statt der Dame, statt der Zofe

Macht die Henne: Glu! glu! glu!
Uns beschäftigt nicht der Pfauen,
Nur der Gänse Lebenslauf;
Meine Mutter zieht die grauen,
Meine Frau die weißen auf.

Laß den Witzling uns besticheln!
Glücklich, wenn ein deutscher Mann
Seinem Freunde Vetter Micheln
Guten Abend! bieten kann.
Wie ist der Gedanke labend:
Solch' ein Edler bleibt uns nah!
Immer sagt man: Gestern Abend
War der Vetter Michel da!

Und in unsern Liedern keimet
Sylb' aus Sylbe, Wort aus Wort.
Ob sich gleich auf deutsch Nichts reimet,
Reimt der Deutsche dennoch fort.
Ob es kräftig oder zierlich,
Geht uns so genau nicht an;
Wir sind bieder und natürlich,
Und das ist genug gethan.

6*

Dritter Abschnitt.

Epische Poesie.

Man erinnere sich, was wir oben über das Wesen der epischen Poesie gesagt haben. Alles, was der epische Dichter erzählt, muß so erzählt werden, daß es das Gefühl in Anspruch nimmt und die Phantasie auf eine angenehme Weise beschäftigt. Nur selten sind Ereignisse von der Art, daß sie sich von selbst dazu eignen; daher muß sie der Dichter nach seinem Plane umwandeln, oder er kann auch Thaten erzählen, die nie geschehen sind. Er kann entweder seinen Gegenstand ernst oder komisch erzählen, je nachdem er Bewunderung oder Lachen erregen will. Die dahin gehörenden Dichtungsarten sind:

1. Das ernste Heldengedicht.
2. Das komische Heldengedicht.
3. Die Romanze und Ballade.
4. Die Legende.
5. Die poetische Erzählung.
6. Der Roman, die Novelle und das Mährchen.
7. Das beschreibende Gedicht.

1. Das ernste Heldengedicht (Epos).

Das Epos ist die dichterische Erzählung einer vergangenen Begebenheit. Hierdurch unterscheidet es sich von dem lyrischen Gedicht, welches eine gegenwärtige Empfindung ausdrückt, wie von dem Drama, welches uns eine Handlung als vollkommen gegenwärtig vorführt. Im ernsten Heldengedichte läßt der Dichter einen mit außerordentlicher Kraft, oder mit großem Heldenmuthe, oder ungemeiner Klugheit, oder ausgezeichneter Tugend, überhaupt also mit Seelengröße begabten Menschen gegen

Schwierigkeiten ankämpfen. Diese Schwierigkeiten können entweder die Leidenschaften und die Bosheit andrer Menschen, oder die Feindseligkeit überirdischer Wesen, oder ein unabänderliches Schicksal, oder seine eigenen Leidenschaften, oder auch mehreres von diesen zugleich sein. Während des Kampfes zwischen dem Helden und seinen Gegnern muß der Ausgang unentschieden bleiben, weil das Interesse wegfallen würde, wenn man im Voraus wüßte, wer siegen, oder wer unterliegen würde. Zuletzt aber muß der Held siegreich aus dem Kampfe hervorgehen, oder, wenn er unterliegt, so muß er selbst besiegt noch Bewunderung erregen. Soll aber der Held Bewunderung und Interesse erregen, so ist dazu Körperkraft und Verstand nicht hinreichend; er kann unsre Achtung und Theilnahme nur dann erregen, wenn er sittlich-groß ist. Läßt ihn der Dichter daher auch Fehler begehen, so müssen sie doch vor dem Glanze seiner Tugenden in den Hintergrund treten.

Es hängt vom Dichter ab, ob er einen geschichtlichen Helden oder einen erdachten, ob er das Wunderbare, die Theilnahme der Gottheit und anderer überirdischen Wesen zu Hilfe nehmen will oder nicht. Mit Recht verlangt man aber von ihm, daß er Einheit der Person und der Handlung beobachte, d. h. daß der Held immer die Hauptperson bleibe, daß er alle Nebenpersonen an Größe der Seele überrage, und daß alle Nebenerzählungen auf ihn Bezug haben. Solche Nebenerzählungen, die zwar ein Ganzes für sich ausmachen, aber doch mit der Haupthandlung in Verbindung stehen müssen, werden Episoden genannt.

Das Heldengedicht hat eine ernste, würdevolle Sprache. Es zerfällt, seines größeren Umfangs wegen, in mehrere Gesänge, und fängt in der Regel mit Anrufung einer Muse oder einer andern Gottheit an, um den Leser auf die Wichtigkeit des zu besingenden Helden aufmerksam zu machen.

Man theilt das ernste Heldengedicht ein in:

1. Das eigentliche Heldengedicht oder Epos. Der Vortrag ist durchaus ernst und würdevoll; denn der Held erscheint höher, idealischer, als man ihn in der Wirklichkeit finden kann. Dahin gehören z. B. die Epopöen der alten Griechen und Römer: die Iliade und Odyssee von Homer, die Aeneide von Virgil, und aus der neuern deutschen Literatur: der Messias von Klopstock, die Noachide von Bodmer, nebst wenigen andern.

Hier stehe als Beispiel eine Stelle aus dem Messias. Zum Verstehen des Folgenden wisse man: der hohe Rath hatte sich versammelt, um zu berathschlagen, ob Jesus gerichtet werden sollte oder nicht. In der Versammlung waren zwei Parteien: die Pharisäer und die Sadducäer. Sie haßten sich, und waren nur eins in dem festen Willen, daß Jesus sterben müßte. Nur zwei bessere Männer saßen im Rathe: der weise Gamaliel und der fromme Nikodemus. Zwischen den Häuptern beider Parteien, dem Philo und Kaiphas, erhob sich ein mächtiger Streit. Philo hatte eben heftig gegen Kaiphas gesprochen.

— — — Von Grimm und von übermannender Wuth voll,
Lehnt an seinen goldenen Stuhl sich Kaiphas nieder,
Und erbebte. Ihm glühte das Antlitz. Er schaut' auf die Erde
Sprachlos, starr. Ihn sahn die Sadducäer, und standen
Gegen Philo mit Ungestüm auf. Wie tief in der Feldschlacht
Krieg'rische Rosse vor eisernen Wagen sich zügellos heben,
Wenn die klingende Lanze daher bebt, fliegend dem Feldherrn,
Den sie zogen, den Tod trägt, dann blutathmend zur Erd' hin
Stürzt. Sie wiehern empor und drohen mit funkelndem Auge,
Stampfen die Erde, die bebt, und hauchen dem Sturm' entgegen.
Jetzo hätt' in der Wuth sich schnell die Versammlung getrennet,
Wäre nicht unter ihnen Gamaliel aufgestanden.
Heitre Vernunft erfüllte sein Antlitz. Der Weisere sprach so:

„Wenn in diesem Sturme des grimmigen Zorns die Vernunft noch
Etwas vermag, ist Weisheit euch lieb: so höret mich, Väter!
Wenn der ewige Zwist stets wieder unter euch aufwacht,
Wenn Pharisäer und Sadducäer, wenn diese Namen
Ewig euch trennen, wie werdet ihr da den Propheten vertilgen?
Doch Gott sendet vielleicht die eifersüchtige Zanksucht
Unter euch, Väter, weil er es seinem hohen Gerichte
Vorbehalten, zu sprechen dem Nazaräer sein Urtheil.
Lasset, Väter, Gott sein Gericht! Ihr möchtet zu schwach sein,
Seinen Donner zu tragen, und unter den mächtigen Waffen,
Denen die Himmel erzittern, in niedrigen Staub hinsinken.
Schweigt ihr vor Gott, und hört der Stimme des kommenden Richters
Still entgegen! Er wird bald reden, und seine Stimme
Wird von dem Aufgang hören die Erd' und dem Untergange.
Spricht Gott zu dem Gewitter: „zerschmettr' ihn!" und zu dem Sturme:
„Hauche sein sinkend Gebein, wie Staub, in alle vier Winde!"
Oder zum blinkenden Schwert: „Auf! waffenrächende Hände,
Trinke des Sünders Blut!" Gebeut er der Erd' Abgründen:
„Thut euch auf, und verschlingt ihn!" so ist er der schuldige Träumer!

Aber wenn er durch himmlische Wunder die Erde zu segnen
Fortfährt, wenn der Blinde durch ihn zu der Sonne sein Antlitz
Freudig erhebt, und mit sehendem Aug' auf den leitenden Vater
Staunend blickt; (verzeiht mir, wofern ich, entflammt von der Größe
Seiner Thaten, vielleicht, nach eurem Sinn, zu erhaben
Von ihm rede!) wenn Tauben das Ohr sich der Stimme des Menschen
Wieder öffnet, wenn es die Rede des segnenden Priesters
Wieder vernimmt, und die Stimme der Braut, und die weinende Mutter,
Und das feiernde Chor, und die Hallelujagesänge;
Wenn durch ihn die Todten dahergehen, gegen uns zeugen,
Ach! gen Himmel weinen mit wieder lebendem Auge,
Göttlich zürnend auf uns herblicken, ihr Grab uns zeigen,
Und mit jenem Gericht' uns droh'n, vor dem sie schon waren;
Wenn er, welches noch göttlicher ist, untadelhaft fortfährt
Vor uns zu leben; wenn er, mit seiner mächtigen Tugend,
Wunder thut und Gott gleicht: ach! so beschwör' ich euch, Väter,
Beim lebendigen Gott, sprecht: sollen wir ihn verdammen?"

Also sagt' er. Jetzt strahlt die erhabene Mittagssonne
Ueber Jerusalem nieder. Um die Zeit nahte sich Judas,
In die Versammlung der Priester zu gehn. Vor ihm wandelten Satan,
Eilenden Tritts, und Ithuriel her, und sie standen im Saale
Neben den Priestern, und sah'n, ungeseh'n, in die tiefe Versammlung.

Aber Nikodemus saß, und betrachtete schweigend
Aller Antlitz. So wie ein Mann, der ein Sünder ist, zitternd
Stehet, und bleich wird, wenn über ihm nah' der Donner des Herrn ruft,
Also war die Versammlung. Auch Philo und Kaiphas schienen
Vor Gamaliel's Weisheit zu zittern. Mit Furcht und Verachtung
Sahe sie Nikodemus, stand auf, und wagt' es, zu reden.
Hochgebildet, ein Mann von menschenfreundlichem Ansehn,
Stand er. Wehmuth und Ernst erfüllte das denkende Antlitz,
Und die Ruh' des empfindenden unbefleckten Gewissens
Sprach sein ganzes Gesicht. Sein treuer Zeuge, das Auge,
Weint', und verbarg nicht die Thränen. Er glaubt', er spräche vor Menschen.

Also sagt' er: „Gesegnet sei mir, Gamaliel, ewig
Unter den Männern! Gesegnet sei, du Theurer, die Rede
Deines Mundes! Es hat dich der Herr zum Helden gesetzet,
Und ein schneidendes Schwert in deinen Mund dir gegeben!
Noch bebt unser Gebein, das deine Rede getheilt hat!
Noch sinkt unser ohnmächtiges Knie! Noch decket Dunkel
Unser Auge! Noch sehen wir Gott in strafenden Wettern,
Daß die Empörer wider sein Thun des Staubs sich erinnern,
Der sie gebar! Der Gott, der diese Weisheit dich lehrte,
Der ein Herz des Entschlusses dir und männlichen Muth gab,

Schütze, Gamaliel, dich! der Gott-gesandte Messias
Sei auch dein Messias, und deiner Kinder Messias!
Aber euch, euch segnen, die Gottes erhab'nen Propheten
Also verfolgen? Philo, dich nicht! dich, Kaiphas, auch nicht!
Weinen kann ich vor euch, wenn anders die Stimme des Weinens
Eurem Herzen hörbar noch ist, und wenn für die Unschuld
Menschlich vergossene Thränen noch eure Seele bewegen!
Jetzo klagt noch der Thränen Stimme, zu retten die Unschuld.
Höret sie, Väter! Ist erst ihr heiliges Blut vergossen,
O dann ruft, wie die Wetter Gottes, erhab'ner die Stimme
Ihres vergossenen Bluts! sie ruft, und steigt in den Himmel
Zu des Ewigen Ohr. Der wird sie hören, und kommen,
Und, im Gericht ohn' Erbarmen, um den Getödteten rechten:
„Juda! Juda! wo ist dein Messias?" Und wenn er nicht da ist,
Wird er vom Aufgang' her bis zum Niedergange vertilgen
Alle Männer des Bluts, die seinen Heiligen würgten."

Also trat er zurück. Noch saß mit drohendem Auge
Philo da, und erbebte vor Wuth und grimmigem Zorne
In sich selber, und zwang sich aus Stolz, den Zorn zu verbergen,
Aber er zwang sich umsonst. Sein Blick ward dunkel, und Nacht lag
Dicht um ihn her, und Finsterniß deckte vor ihm die Versammlung.
Jetzo mußt' er entweder ohnmächtig niedersinken,
Oder sein starrendes Blut auf einmal feuriger werden
Und ihn wieder mächtig beleben. Es hob sich und wurde
Feuriger, und von dem hochaufschwellenden Herzen ergoß sich's
In die Mienen empor. Die Mienen verkündigten Philo.
Sieh'! er sprang auf, und riß sich aus seiner Reih', und ergrimmte.
So, wenn auf unerstieg'nem Gebirg' ein nahes Gewitter
Furchtbar sich lagert, so reißet sich eine der nächtlichsten Wolken,
Mit den meisten Donnern bewaffnet, entflammt zum Verderben,
Einsam hervor. Wenn andre der Ceder Wipfel nur fassen,
Wird sie, von einem Himmel zum anderen, waldige Berge,
Wird hochthürmende, nicht absehbare Königsstädte
Tausendmal donnernd entzünden, und sie in die Trümmer begraben.
Philo riß sich hervor. Ihn sahe Satan, und sagte
Bei sich selber: „O sei mir zu deiner Rede geweihet!
Wie wir unten im Abgrund weihn, so weih' ich dich, Philo!
Gleich gefürchteten Wassern der Hölle, ströme sie wild hin!
Stark, wie das flammende Meer! wie vom Hauch der Donner geflügelt,
Die mein Mund spricht, wenn er gebeut! Wie je in dem Abgrund
Menschenfeindlich, mit Grimm, an seinen unendlichen Bergen
Von den Göttern hinunter geredet ward, daß die Ströme
Horchend es lernten und um sich herum den Strömen erzählten!
So sprich, Philo! so führe dies Volk im Triumphe gebunden!

Also denke! so fließe dein Herz von Empfindungen über,
Deren sich, wär' er ein Mensch, selbst Adramelech nicht schämte!
Sprich dem Nazaräer den Tod! Ich will dich belohnen,
Und dein Herz mit der Hölle Freuden, sobald du sein Blut siehst,
Ganz erfüllen, und kommst du zu uns, dein Führer werden,
Und zu den Seelen dich führen, die Helden waren, und würgten!"
So sprach Satan für sich, und Seraph Ithuriel hört' ihn.
Aber Philo stand da, schaut ernst gen Himmel, und sagte u. s. w.

2. Das romantische Epos schildert ritterliche Tapferkeit, Turniere, Schlachten, auch edle Frauen, die von tapfern Rittern aus Gefahren gerettet worden, aber nicht allein den Ernst des Lebens, sondern auch fröhliche Scenen; kurz, es führt eine große Mannigfaltigkeit ernster und heitrer Begebenheiten vor uns vorüber, und setzt dadurch, daß es den Helden in große Verlegenheit bringt, aus denen er sich durch Tapferkeit und Klugheit rettet, die Phantasie in eine angenehme Bewegung.

Wir geben zur Probe ein Stück aus dem Oberon (von Wieland). Kaiser Karl hatte dem jungen Ritter Hüon befohlen, nach Bagdad zu ziehen, und ihm von dort einige Zähne aus des Sultans Munde und einige Haare aus dessen Bart zu holen, in der Hoffnung, daß der Ritter, den er haßte, dabei umkommen würde. Aber Hüon überwand durch Hilfe des Elfenkönigs Oberon alle Schwierigkeiten, und kam, mit der Tochters des Sultans, der schönen Rezia oder Amanda, vermählt, glücklich nach Frankreich zurück.

Herr Hüon, dem das Herz von Freude überfloß,
Weckt seinen Alten*) auf; Amande
Sucht ihren Sohn, der noch auf Fat'mens**) Schooß
Sanftschlummernd lag. Sie sehn sich um: Wie groß
Ist ihr Erstaunen! — „Herr, in welchem Lande
„Glaubt ihr zu sein?" ruft Scherasmin entzückt
Dem Ritter zu. — „Kommt, seht von diesem Stande
„Nach Westen hin, und sagt, was ihr erblickt?"

Der Ritter schaut hinaus, und traut
Dem Anblick kaum. — Er, der so viel erfahren,
Und dessen Augen so gewöhnt an Wunder waren,
Glaubt kaum, was er mit offnen Augen schaut.

---

*) Seinen Knappen.
**) Der Dienerin.

Es ist die Sein'*), an deren Bord sie stehen!
Es ist Paris, was sie verbreitet vor sich sehen!
Er reibt sich Aug' und Stirn, schaut immer wieder hin,
Und ruft: „Ist's möglich, daß ich schon am Ziele bin?"

Nicht lange schaut er hin, vor Freude ganz betroffen,
So stellt sich ihm ein neues Schauspiel dar,
Ihm däucht, daß alles um die Burg in Aufruhr war,
Man hört Trompetenschall und eine Ritterschaar
Trabt dem Turnierplatz zu, die Schranken stehen offen.
„Mein Glück," ruft Hüon, „läßt mein Hoffen
„Stets hinter sich. Geh', Freund! wofern nicht alles mich
„Betrügt, giebt's ein Turnier; geh' und erkund'ge dich."

Der Alte geht. Inzwischen wird Amande
Von Fat'men angekleid't. Denn, was sie haben muß,
Sich mit dem Glanz, der ihrem hohen Stande
Und ihrer Schönheit ziemt, in diesem fremden Lande
Zu zeigen, fanden sie im reichsten Ueberfluß
Gehäuft zu ihren Füßen liegen.
Herr Hüon läßt indeß, mit manchem Vaterkuß,
Den kleinen Hüonnet auf seinem Knie sich wiegen,

Und sieht, mit inniglicher Lust,
Das schöne Weib durch alles fremde Zieren
Und Schimmern nicht gewinnen, noch verlieren.
Ob eine Rose ihre Brust
Umschattet, ob ein Strauß von blitzenden Juwelen
In Glanz sie hüllt — stets durch sich selber schön
Und liebeathmend, scheint durch den
Ihr nichts geliehn, bei jener nichts zu fehlen.

Der Alte kommt jetzt mit der Nachricht an,
Drei Tage sei bereits der Schranken aufgethan.
„Karl (spricht er), immer noch durch seinen Groll getrieben,
„Hat ein Turnier im Reiche ausgeschrieben:
„Und rathet, welchen Dank der Sieger heut' erhält?
„Nichts kleiners, Herr, als — Hüon's Land und Lehen!
„Denn, euch aus Babylon mit Ruhm gekrönt zu sehen,
„Ist, was dem Kaiser nicht im Schlaf zu Sinne fällt." —

„Auf, waffne mich!" ruft Hüon voller Freuden,
„Willkommner konnte mir kein' andre Botschaft sein.
„Was die Geburt mir gab, sei nun durch Tugend mein!
„Verdien' ich's nicht, so mag's der Kaiser dem bescheiden,

*) Der Fluß in Frankreich.

„Der's würdig ist!“ — Er sagt's, und siehet Rezia
Ihm lächelnd stillen Beifall nicken.
Ihr Herz verheißt ihm Sieg! — In wenig Augenblicken
Steht glänzend schon ihr Held in voller Rüstung da.

Sie schwingen sich zu Pferd, die Ritter und die Frauen,
Und ziehen nach der Stadt! und allenthalben schauen,
Von ihrer Pracht entzückt, die Leute nach, und wer
Die Gassen müssig tritt, läuft hinter ihnen her.
Bald langt mit Rezia Herr Hüon vor den Planken
Der Stechbahn an. Er läßt, nachdem er sich bei ihr
Beurlaubt, Scherasmin zu ihrem Schützer hier,
Zieht sein Visir herab, und reitet in die Schranken.

Ein lautes Lob verfolgt von beiden Seiten ihn,
Ihn, der an Anstand und an Stärke
Den Besten, die der ritterlichen Werke
Bisher gepflegt, weit überlegen schien.
Scheelsehend stand am Ziel, auf seinem stolzen Roß,
Der Ritter, der in diesen dreien Tagen
Des Rennens Preis davon getragen,
Und mit den Fürsten sah der Kaiser aus dem Schloß.

Herr Hüon neigt, nach ritterlicher Weise,
Sich vor dem Kaiser tief, dann vor den Damen und
Den Richtern — tummelt drauf im Kreise
Den muth'gen Hengst herum, und macht dem Sieger kund,
Daß er gekommen sei, den Dank ihm abzujagen.
Er sollte zwar erst Stand und Namen sagen;
Allein sein Schwur, daß er ein Franke sei,
Und seines Aufzugs Pracht macht vom Gesetz ihn frei.

Er wiegt und wählt aus einem Haufen Speere
Sich den, der ihm die meiste Schwere
Zu haben scheint, schwingt ihn mit leichter Hand
Und stellt, voll Zuversicht, sich nun an seinen Stand.
Wie klopft Amandens Herz! wie feurige Gebete
Schickt sie zu Oberon und allen Engeln ab,
Als itzt die schmetternde Trompete
Den Ungeduldigen zum Rennen Urlaub gab!

Dem Ritter, der bisher die Nebenbuhler alle
Die Erde küssen hieß, schwillt mächtiglich die Galle,
Daß er gezwungen wird, auf diese neue Schanz'
Sein Glück und seinen Ruhm zu setzen.
Er war ein Sohn des Doolin von Maganz,
Und ihm war Lanzenspiel kaum mehr wie Hasenhetzen.

Er stürmet, wie ein Strahl aus schwarzer Wolken Schooß,
In voller Wuth auf seinen Gegner los.

Doch, ohne nur in seinem Sitz zu schwanken,
Trifft Hüon ihn so kräftig vor die Brust,
Und wirft mit solcher Macht ihn seitwärts an die Planken,
Daß alle Rippen ihm von seinem Fall erkranken.
Zum Kampf vergeht ihm alle weitre Lust,
Vier Knappen tragen ihn ohnmächtig aus den Schranken.
Ein jubelnd Siegsgeschrei prallt an die Wolken an,
Und Hüon steht allein als Sieger auf dem Plan.

Er bleibt am Ziel noch eine Weile stehen,
Ob Jemand um den Dank noch kämpfen will, zu sehen;
Und da sich niemand zeigt, eilt er mit schnellem Trab
Amanden zu, die hoch auf ihrem schönen Rosse
Wie eine Göttin glänzt, und führt sie nach dem Schlosse.
Sie langen an. Er hebt gar höflich sie herab,
Und führt sie, unterm Vivatrufen
Des Volks, hinauf die hohen Marmorstufen.

Wie eine Silberwolk', umwebt
Amandens Angesicht ein undurchsicht'ger Schleier,
Durch den sich jedes Aug' umsonst zu bohren strebt.
Voll Ungeduld, wie sich dies Abenteuer
Entwickeln werde, strömt die Menge, ohne Zahl,
Dem edeln Paare nach. Jetzt öffnet sich ein Saal;
Hoch sitzt auf seinem Thron, von seinem Fürstenrathe
Umringt, der alte Karl in kaiserlichem Staate.

Herr Hüon nimmt den Helm von seinem Haupt,
Und tritt hinein, in seinen schönen Locken
Dem Gott des Tages gleich. Und Alle sehn erschrocken
Den Schnellerkannten an. Der alte Kaiser glaubt
Des Ritters Geist zu sehn. Und Hüon, mit Amanden
An seiner Hand, naht ehrerbietig sich
Dem Thron, und spricht: „Mein Lehnsherr! Siehe mich,
„Gehorsam meiner Pflicht, zurück in diesen Landen."

„Denn, was du zum Beding gemacht
„Von meiner Wiederkehr, mit Gott hab' ichs vollbracht!
„In diesem Kästchen sieh' des Sultans Bart und Zähne,
„An die, o Herr, nach deinem Wort, ich Leib
„Und Leben aufgesetzt — und sieh', in dieser Schöne,
„Die Erbin seines Throns, und mein geliebtes Weib."
Mit diesem Worte fällt von Reziens Angesichte
Der Schleier ab, und füllt den Saal mit neuem Lichte.

Ein Engel scheint, in seinem Himmelsglanz,
(Gemildert nur, damit sie nicht vergehen,)
Vor den Erstaunten dazustehen:
So groß, und doch zugleich so lieblich anzusehen,
Glänzt Rezia, in ihrem Myrtenkranz
Und silbernen Gewand. Die Königin der Feeen
Schmiegt, ungesehen, sich an ihre Freundin an,
Und alle Herzen sind ihr plötzlich unterthan.

Der Kaiser steigt vom Thron, heißt freundlich sie willkommen
An seinem Hof. Die Fürsten drängen sich
Um Hüon her, umarmen brüderlich
Den edeln jungen Mann, der glorreich heimgekommen
Von einem solchen Zug. Es stirbt der alte Groll
In Karl's des Großen Brust. Er schüttelt liebevoll
Des Helden Hand, und spricht: „nie fehl' es unserm Reiche
„An einem Fürstensohne der dir an Tugend gleiche!"

3. Das idyllische Epos führt in die stille, beschränkte Häuslichkeit friedlicher Menschen. Da wir in der Wirklichkeit selten ein glückliches, ganz ungestörtes Familienleben finden, so verschönert der Dichter die Wirklichkeit. Eigentliche Helden treten darin freilich nicht auf, sondern der Held oder die Heldin des Gedichts erscheint geschmückt mit den Tugenden, welche den Menschen wahrhaft beglücken: inniger Frömmigkeit, herzlicher Liebe zu den Seinigen, treuer Freundschaft, warmer Empfänglichkeit für die Schönheiten der Natur und die Freuden stiller Häuslichkeit. Darum ist auch die Sprache eines solchen Epos natürlich und einfach. Solcher Gedichte haben wir mehrere recht gelungene: Luise von Voß, Jukunde von Kosegarten, die Inselfahrt von demselben, die Parthenais von Baggesen, Hannchen und die Küchlein von Eberhard, und das trefflichste von allen bleibt Goethe's „Hermann und Dorothea", weil es wahrhaft auf dem Volksleben beruht und aus dessen Anschauungen hervorgegangen ist. Hier zur Probe eine Stelle aus Kosegarten's (gest. 1818 als Professor in Greifswald) Jukunde:

Und das Dunkel zerfloß. Ein wehender, glänzender Morgen
Folgt' auf die sternige Nacht. Aus den funkenstäubenden Fluthen
Tauchet entwölkt hervor und schimmerrollend die Sonne.
Freude wirbelnd begrüßte die Lerche den heiligen Sabbath,
Welcher gewünscht erschien den arbeitseligen Menschen,
Die, von den Schweißen der Woch' erschöpft und den Lasten der Ernte,

Länger heute der Ruh' und des Schlummers pflegten. Auch wachend
Dehnten sie noch wollüstig auf hartem Pfühle die Glieder.

Du nur, Bote des Herrn, ehrwürdiger Pfarrer von Medow,
Frühe geweckt von der innern Glut, und dem mächtigen Drange,
Deine Brüder das Recht und die Tugend zu lehren, den Lüstling
Aufzuschrecken vom geistigen Schlaf durch die Donner des Wortes,
Gnade hingegen und Heil zu verkünden dem reuigen Sünder,
Darzuhalten dem Wackern im Streit die Kron' und den Palmzweig —
Du nur standest bereits anbetend am offenen Fenster.
Froh des gefristeten Seins, dich weidend am Jubel der Schöpfung,
Athmend die Frisch' und den Duft des Balsam hauchenden Gartens,
Lüstern schlürfend den flüssigen Strahl des unendlichen Aethers,
Standest du, hochaufschauend zum Vater des Lichts und des Lebens,
Flamm' im Auge, die Lippe geregt von betender Inbrunst.

Lang' schon stand betrachtend also und begeistert der Lehrer,
Anzustimmen gedacht' er so eben den preisenden Hymnus,
Siehe, da trat wie die Frühe so frisch, wie der röthliche Morgen
Blühend zur Thüre herein sein erstgeborenes Mägdlein.
Blumen, so eben entblüht, von den Tropfen noch blinkend der Frühe,
Brachte die fromme Tochter dem blumenliebenden Vater;
Goldlack, Heliotrop, duftströmende dunkle Levkojen,
Sprenglichte Nelken, geplatzt von der drängenden Fülle der Blätter;
Auch ein Röschen noch brachte das Mägdlein, entdeckt in des Gartens
Tiefster Beschattung; ihm hatte der Schatten die Blüthe verspätet.
Lächelnd reichte die Blumen dem Vater die kindliche Jungfrau;
Welcher, nachdem er den Strauß genommen und höchlich gelobet,
Also begann, unmuthig fast, doch mildernd die Stimme.

„Giebt es doch immer Verschwörungen nur, und geheimeren Anschlag,
„Wenn zwei Mädchen die Köpfe zusammenstecken! Da hab' ich
„Eben ein Briefchen empfangen von Fräulein Thekla. Dich soll ich
„Zu ihr senden, ihr lassen das Kind für den Tag und den Abend.
„Viel verlangt fürwahr von dem hochgebietenden Fräulein!
„Ungern miss' ich dich, Kind, im Tempel des Ewigen, ungern
„Nach dem eifrig verkündigten Wort am erheiternden Tischchen.
„Aber was hilft's? Es bettelt so süß die Schmeichlerin! Nimmer
„Kann ich mich ihrer erwehren. So magst du denn gehen, Jukunde.
„Aber fein frühe, mein Kind! und bevor man zur Kirche geläutet!
„Daß nicht etwa das Volk, so des Wegs herwandelt zur Kirche,
„Schlendern dich sehe, dem Sabbath zu Trotz, auf offener Straße;
„Dich, die Tochter des Pfarrers! Kein löblich Exempel in Wahrheit!"

Ihm antwortete drauf die kindlich gesinnete Jungfrau:
„Lieber Vater, vernimm mein Wort, und glaube der Rede.
„Gerne zwar weil' ich bei Thekla, der Weisen und Guten. Ich scheide

„Immer von ihr, wie durchstrahlt von ihrem Geist und entzündet.
„Dennoch verweil' ich noch lieber in deiner Nähe, mein Vater.
„Ruht dein Auge auf mir voll milden Ernstes, so denk' ich
„Mich von dem Auge beschirmt der sanft uns leitenden Vorsicht.
„Seh' ich so starr zu Zeiten dich hinschau'n, grad' als schautest
„Ueber das Meer du hinaus zu fern aufdämmernden Ufern,
„Siehe, so dünkt mich so klein die Erde, gering und verächtlich
„Dünkt mich, was diesseits ist, und nur das Droben begehrbar."

Ihr erwiederte drauf mit milderen Worten der Vater:
„Gehe denn, Kind, geh' immer! Und falls du auch lieber bei Thekla
„Weiletest, als bei dem Vater, dem Ernsteren! nimmer verdächt' ich
„Solches dem jungen Gemüth; denn Gleiches gesellt sich zu Gleichem.
„Wohl geziemt es auch uns, die wir schon aus der Erde hinaus schau'n,
„Euch, die ihr kaum noch die Schwelle der lockenden lüstern beschrittet,
„Willig uns nachzusetzen. Genossen doch wir auch das Unsre!
„Gehe denn, gutes Kind, und grüße Thekla, und sag' ihr,
„Daß ich sie sicher erwarte sammt dir in der Stunde der Feier,
„Draußen im Tempel des Herrn, der nicht mit Händen gemacht ward,
„Nicht nach der Schnur gestreckt, und nicht erhöht nach dem Lothe.
„Gehe, mein Kind, und ordne zuvor, wie du pflegtest, den Haushalt."

Solches sagte der Vater. Behend enteilte die Jungfrau,
Ordnete sorgsam sogleich des Hauses Geschäfte, beschickte
Für das Gesinde zuvor die Frühkost; auch für den Mittag
Sorgte sie treulich; und als sie es alles beschickt und bestellet,
Schlüpfte sie in ihr Gemach, von Reseda duftend und Goldlack,
Festlich sich anzuziehen, wie sichs gebührt für den Sonntag.
Aus dem geglätteten Schrank, der treu ihr die Kleider verwahrte,
Nahm sie heraus vorsichtig den lilienweißen Anzug,
Den ihr der Vater geschenkt zu ihrem jüngsten Geburtstag.
Solchen hatte sie selber mit Ranken der grünende Myrte
Stickend besäumt, sie hatte geschmackvoll hierher und dorthin
Einzelne Veilchen gestreut; die Kunst war höchlich zu loben.
Und nun hüllte behende die blühenden Glieder die Jungfrau
In das schöne Gewand, das genau anliegend in weiten
Wallungen niederfloß, den dunkeln Teppich erleuchtend.
Unter der Brust dann schürzte sie sich mit der glänzenden Schürze,
Die ihr die Freundin verehrt; aus veilchenfarbiger Seide
War sie gewirkt mit Gold, in güldenen Troddeln sich endend.
Dann umschlang sie den Hals mit dem güldenen Kettchen, von welchem
Niedergesenkt die Brust ihr schmückte der Mutter Vermächtniß,
Ein bernsteinener Kranz, mit reinem Golde gerändelt.

Als sie die zierlichen Hände sodann und die rundlichen Arme
Fast bis zur Schulter hinauf gehüllt in die seidenen Handschuh',

Deren Violenglut zum lilienweißen Gewande
Schön abstach, ergriff sie den fein geflochtenen Spanhut,
Beides zur Zierde des Hauptes geformt und zum Schutze der Wangen,
Welche das bräunliche Haar, von keiner Schlinge gezügelt,
Noch von des Weizens Blüthe bestäubt, in üppigen Ringeln
Seidenweich umwallt' und wie Kastanien glänzend.

Also stand sonntäglich geschmückt die rosige Jungfrau,
Schlank von Wuchs, von Gestalt holdselig, edelen Anstands,
Sonder Tadel vom Wirbel des Haupts bis zur schwebenden Sohle.

---

2. Das komische Epos.

Auch im komischen Epos wird, wie im eigentlichen und romantischen, der Held des Stücks in mannigfaltige Schwierigkeiten verwickelt; aber er darf nicht unterliegen, sondern muß zuletzt siegreich aus dem Kampfe hervorgehen. Uebrigens ist dieser Held kein Held im höheren Sinne des Worts; er muß nur durch seine Eigenthümlichkeit im Stande sein, das Interesse der Leser zu erwecken. Diese sollen aber nicht zur Bewunderung hingerissen, sondern zum Lachen gereizt werden. Denn wie groß auch die Widerwärtigkeiten und Verlegenheiten sein mögen, in welche der Dichter seinen Helden verwickelt, so werden doch die Leser um sein eigentliches Schicksal nie bange, weil sie voraussehen, er werde aus aller Noth gerettet und zuletzt noch glücklich werden. Dem Dichter eines solchen Epos muß viel Witz und Laune zu Gebote stehen.

Folgende Probe ist aus dem Phaëton von Zachariä (Prof. und Hofrath in Braunschweig, gest. 1777).

Und der Oberste Tromm saß hoch im elastischen Lehnstuhl,
Fühlte die Stahlfedern nicht und sybaritischen Polster,
Hörte nicht des melodischen Cymbels harmonische Klänge,
Noch den süßen Gesang von seiner Tochter Diana.
Eine gefürchtete Furie peitschte mit Geißeln von Schlangen
Lange den Alten schon; Podagra heißt ihr schrecklicher Name.
Seine Füße lagen in Betten und dicken Verbänden,
Und ein knotiger Stock ward sinkenden Armen zur Stütze.
Ach! nun dacht' er zurück an seine gewonnenen Schlachten,
Ueber den Roßschweif der Türken und über des Galliers Fahnen!

Zweimal schon hatte der Mittag die gelbe Dirne gebraten,
Und den durstigen Landmann zum frischen Becher gelocket;

Zweimal schon drehten umsonst sich fettgemästete Hühner,
Enten, und langgeschnäbelte Schnepfen, und Puter ums Feuer;
Denn der Oberste schrie vor Schmerz, wie Mars und Zehntausend,
Und man durfte für ihn die trauernde Tafel nicht decken.
Aber als jetzt zum dritten Male der Mittag sich nahte,
Sprach des Alten Tochter, Diana, zu Hannchen, der Zofe:
„Nimm die frischesten Schwämme, die heute mir Peter, der Kuhhirt,
„Aus dem Walde gebracht, das Einzige, welches mein Vater
„Etwa im Schmerze noch ißt, und hol' mir aus meiner Commode,
„Wo Cornetten*) und Hemden und Schürzen bei Dutzenden liegen,
„Eine häusliche Schürze, und folge mir nach in die Küche;
„Denn dem Vater will ich dies Essen selber bereiten."

Da schlug Hannchen voll Schmerz die niedlichen Marmorhände
Ueber dem Kopfe zusammen, und sprach mit weinender Stimme:
„Meine schöne Gebiet'rin, nur eine feindliche Gottheit
„Schafft in deiner verwegenen Brust so stolze Gedanken!
„Welche Gräfin waget sich wohl zum untersten Stockwerk
„In die Küche? so tief hinab zum flammenden Feuer,
„Welches die Schönheit verderbt und alle Farbe verwüstet?
„Wird der ekle Geruch vom Eingeweide der Enten
„Deine hochadlige Nase, trotz alles Rapee's**), nicht erfüllen?
„Laß uns, o Schöne, doch nicht zu schmutzigen Köchinnen sinken,
„Und vor dem schwarzen Gesicht der Küchenjungen erschrecken!
„Ist nicht Brandis, der Koch, aus einer fürstlichen Küche?
„Wird er nicht eben so wie wir die Schwämme bereiten?"

Also sprach sie vergebens. Denn unter den zärtlichen Klagen
Hatte die Gräfin sich schon mit einer Schürze bewaffnet.
Und sie lachte voll Hoheit, und sprach: „Komm, folge mir, Feige!"

Alsbald stiegen sie beide hinab in der Küche Gewölbe,
Gleich dem beherzten Ulyß und gleich dem frommen Aeneas,
In die brüllende Hölle voll Gluth und prasselnder Flammen.
Wahrlich! schreckliche Bilder! An einen Bratspieß geschmiedet,
Drehte der schwitzende Kunz, ein andrer Ixion, den Braten.
Karpfen lagen umher mit aufgerissenen Bäuchen,
Schwammen in eigenem Blut, und schnappten nach eignen Gedärmen.
Kochender Essig wird bald wild über die Floßfedern strömen,
Und die glänzende Schuppe mit Himmelsfarbe sich färben.
Eine glühende Magd streift, mit blutgierigen Fäusten,
Einem Hasen das Fell voll Grausamkeit über die Ohren.
Ach! er wird sie nicht mehr am blumigen Abhange spitzen!
Wird nicht mehr, als die Zierde der Rammler, im Sprunge sich zeigen!

*) Nachthauben. **) Schnupftaback.

Brandis, der Wüthrich und Koch, war dieser Hölle Beherrscher,
Und ward reich und gemästet durch Marter und Qualen der Thiere.
Unrechtmäßig war er mit weißen Kleidern geschmücket;
Denn der Nacht Liverei gebührte dem Pluto zu tragen.
Eine zackige Gabel regiert' er in grimmigen Händen,
Und am Gürtel trug er ein scharfes, mördrisches Messer.

Alles bückte sich tief, als jetzt die himmlische Schönheit
Sich dem Feuerherd naht. Sie ruft dem Koch. Voll Erstaunen
Sieht er die Gräfin vor sich stehn, und sinkt ihr zu Füßen,
Hört ihr Verlangen hierauf, und küßt ihr zitternd die Schürze.
Alsbald greift er selber mit harten Händen in's Feuer,
Legt die glühenden Brände zurecht, und spielt mit den Bränden.
Also reitet im Feuer ein Waghals den flammenden Balken,
Wärmt sich am krachenden Haus, und senget die gelbe Perrücke;
Oder ein kühner Physikus faßt die elekrische Stange,
Fordert den Donner heraus, und leitet in Funken den Blitz ab.

Wellen von Butter verschlangen nunmehr die sprudelnden Schwämme.
Und es strahlte voll Gluth der Gräfin purpurne Wange,
Obgleich Hannchen's zitternde Hand mit dem Schnupftuch sie schirmte.

Und nun war es vollbracht. Auf einem silbernen Teller
Raucht das hohe Gericht, und wartet verzehret zu werden.
Etwas hatte der nagende Schmerz den Alten verlassen,
Und sein Magen fing an, nach einem Ragout sich zu sehnen,
Als sich Diana zu ihm mit ihrem Pilzengerichte
Voller Zärtlichkeit naht', und so holdselig ihn anred't:
„Theuerster Vater, wie sehr hat meine Seele gezittert,
„Und des Podagra Wuth für dich gewiß mit gefühlet.
„Aber dieses ist nun der dritte Mittag, da Brandis
„Seine besten Künste vergeblich verschwendet und trauert,
„Daß die Schnepfe nicht schmeckt, und die Pastete verschmäht wird.
„Doch ich hoffe mit Recht, du werdest dein Leibgericht essen,
„Das ich mit eigenen Händen für dich, mein Vater, bereitet."

Dieses sagte sie. Lächelnde Freude verschönert den Alten,
Und sein silbernes lockiges Haar umzittert das Haupt ihm.
Zärtlich sprach er zu ihr: „Du hast es glücklich errathen,
„Meine geliebte Diana, was ich zu essen gewünschet,
„Und mein Traum wird erfüllet; mir hat von Schwämmen geträumet.
„Keine Pariser Pasteten, noch Schnepfen und bunte Forellen
„Könnten mich in Versuchung führen, mit Wollust zu essen;
„Aber Champignons! Champignons! theuerste Tochter, die ess' ich,
„Oder ich hieße nicht Hans! Wo sind sie? Man decke die Tafel!" —

Feldherrnränke
(von Prätzel, Privatgelehrten in Hamburg).

Erster Gesang.

„Meister Bremsel! ohne lang' zu streiten,
„Mach' er sich's bequem, wie's ihm gefällt;
„Kein Vernünft'ger kann's als Hochmuth deuten,
„Wenn der Redner auf die Bank sich stellt.
„Leichter wird er unsern Muth erregen,
„Ist sein Heldenanblick uns verliehn.
„Kann ja allenfalls, des Schmutzes wegen,
„Sich indeß die Schuhe runter ziehn!"

Bremsel that's, und hub mit festen Mienen
Folgendergestalt zu sprechen an:
„Endlich ist der Augenblick erschienen,
„Endlich reift der langgenährte Plan!
„Vielfach hab' ich euern Muth beschworen,
„Hab' euch angereizt bei Bier und Wein;
„All umsonst! ihr hattet keine Ohren,
„Fieberangst durchlief euch Mark und Bein!"

„Schon seit Jahren, wenn die zwölfte Stunde
„Um die Zeit des Mai's vom Thurme schallt,
„Zeigen auf des Kirchhofs stillem Grunde
„Sich zween Geister, furchtbar von Gestalt!
„Schwarz und zottig sind sie anzuschauen,
„Ihre Augen sind ein Funkenmeer;
„Hörner tragen sie und Drachenklauen,
„Und nach Schwefel stinkt es weit umher!"

„Kiebitz, den einst an des Kirchhofs Planken
„Ein Berufsweg spät vorbeigeführt,
„Hat's den flinken Schenkeln nur zu danken,
„Daß vor Angst ihn nicht der Schlag gerührt!
„Küster's Elsbeth ward dem Schreck zum Raube;
„Halb gelähmt, mit Müh' und Noth entkroch
„Sie dem Platz, und unter ihrer Haube
„Rappelt es bis diese Stunde noch!"

„Diesem Unheil muß gesteuert werden!
„Herzhaft müssen wir dem Schreckbild nahn;
„Oder als das feigste Volk auf Erden
„Schildert uns des Auslands Lästerzahn.
„Will der Urian uns Schlingen legen,
„Treff' er uns gestählt mit Muth und Kraft;

„Auch wir sind, des trägen Zauderns wegen,
„Längst das Spottgedicht der Nachbarschaft."

„Bürger Tiefenbach's! o wenn ihr wüßtet,
„Wie so tief mich euer Anblick rührt!
„Mit Geschoß und Speer steht ihr gerüstet,
„Und das Werk seh' ich schon halb vollführt.
„Droht' uns auch das ganze Heer der Geister;
„Ich, der Schützengilde Flügelmann,
„Erbgeseßner Zunft- und Schneidermeister,
„Scheue nichts und zieh' euch kühn voran!" —

Sprach's und reckte fürchterlich die Glieder,
Stieg dann schwitzend von der Bank herab,
Schnallte hastvoll sich die Schuhe wieder
Und ergriff den knot'gen Feldherrnstab.
Alle drängten sich um ihren Führer
Wie die Bienen um den Weisel her,
Und es trank der große Herzenrührer
Manches Glas zu neuer Stärkung leer.

Rastlos hatte für die Abendstunde
Raps den Tag hindurch mit Weib und Kind
In des Kellers unterird'schem Grunde
Hier ein Glas geschwefelt, dort verdünnt;
Dennoch fand man, statt zufried'nen Dankes,
Seinen Landwein ohne Geist und Kraft,
Und den Vorrath seines Gerstentrankes
Für Stieglitzenschmäuse angeschafft.

Doch vor allen, die zum großen Werke
Jetzt sich stählten in des Gastwirths Haus,
Zeichnete durch seines Durstes Stärke
Sich der Altgesell wie immer aus!
Diesem Durst hat er das Loos zu danken,
Das sich draußen wider ihn verschwor;
Als er, rettungslos gebracht zum Wanken,
Mond und Stern' aus dem Gesicht verlor.

Tief und tiefer war die Nacht gesunken,
Und der Feldherr stellte, stillbemüht,
Die Verschwornen, die sich Muth getrunken,
Seinem Plan gemäß, in Reih' und Glied. —
Und nun sei, o Muse, mir gewogen!
Nenne sonder Umschweif und Verzug
Die Beherzten, die zum Kampfe zogen,
Und die Waffen, welche jeder trug!

Majestätisch an des Heeres Spitze
Prangt im grünalmanknen Sonntagsrock,
Auf dem linken Ohr die Bibermütze,
Gebhard Bremsel mit dem Knotenstock.
Aber wer erkennt den windesraschen,
Wer den vielgewandten Schneider mehr?
Spitze Steine füllen ihm die Taschen,
Und ein Sarras folgt ihm, lang und schwer.

Ihm zunächst schließt sich mit dickem Zopfe
Bärenschreck, der Huf- und Grobschmied, an:
Einen Karpfenkessel auf dem Kopfe,
Und mit steifem Schurzfell angethan.
In den Fäusten schwingt er Keul' und Messer,
Und auf edlen Siegesruhm erpicht,
Blickt dem ungestümen Eisenfresser
Mordlust aus dem rußigen Gesicht.

Auch den Aldermann der Feuerspritzen,
Hänsel Pfiff, sieht man im Zuge gehn;
Stets gerecht stehn seines Hutes Spitzen,
Mag er sie nach Süd und Westen drehn.
Muth und Liquor röthen ihm den Zinken;
Und so trabt er, hurtig und gewandt,
Eine Feuerzange in der linken,
Einen Zaunpfahl in der rechten Hand.

Raps, des Städtchens Gastwirth, trägt, der vierte,
Eine Peitsche, die er kurz vorher
Mit betheertem Glasstaub überschmierte:
Wo sie anschnellt, wächst kein Härchen mehr. —
Ihm gesellt mit rostiger Muskete
Sich Hans Hunger, der zur Mittagszeit,
Phantasirend auf der Pfennigsflöte,
Haus für Haus der Reihe nach erfreut.

An des Künstlers Seite nimmt ein zweiter,
Gleichgeschätzt im Städtchen, seinen Platz:
Peter Primel, Traum- und Zeichendeuter,
Hochgelehrt in Kart' und Kaffeesatz!
Jammervoll beschwert mit Magenkrämpfen
Ist er oft, zumal zur Zeit der Nacht;
Wo er dann, die inn're Pein zu dämpfen,
Sich vom Bett erhebt und Verse macht!

Eingeweiht in dunkle Künst' und Zeichen,
Thut er — kann er des Gespenstes Ohr
Mit den Zauberformeln erst erreichen —
Auch als Geisterbanner sich hervor,
Feuer frißt er, daß die Ohren dampfen,
Gläser kann er auseinander schrein. —
Diesen sieht man kühn den Boden stampfen,
Und mit blanker Holzaxt zornig dräun.

Aufgemuntert durch den Sonntagsbraten,
Den der Feldherr seinem Dienst versprach,
Folget auch, versehn mit Hark' und Spaten,
Feydelbach, der Todtengräber, nach.
Hinter ihm, mit büchnem Rockenträger,
Den er heimlich seinem Weib entwandt,
Schreitet Kiebitz, Schloß- und Kirchenfeger,
Und der Weichselzöpfige genannt.

Blitz und Donner auf der Felbelweste,
Und das Wamms mit Rauchwerk ausgelegt,
Trippelt Buhzel, der am Kirchmeßfeste
Ohne Notenblatt den Grundbaß sägt.
Ach, ihm wär' es nimmer zu verdenken,
Hätt' er sich vom Zuge losgesagt;
Doch den Spieß sieht man ihn muthig schwenken,
Trotz der Gicht, die seine Glieder plagt.

Auch der Fleischer nimmt, ein halber Heide
Und Gespensterläugner, schuldigst Theil;
Und am Gurt hängt ihm die Messerscheide
Und am Arm das blankgeschliff'ne Beil. —
„Was," so pflegte Stroppel oft zu sagen,
„Von Gespenstern in dem Städtchen spukt,
„Sind vielleicht die Kälber von drei Tagen,
„Die ihr Sonntags gierig niederschluckt!" —

Eine Trommel mit beschabtem Felle,
Und von melancholisch dumpfem Ton,
Trägt Elias Muff, der Altgeselle,
Schier ergraut in Stroppel's Brot und Lohn.
Denn ihn brachte Stroppel mit aus Polen,
Als er einst dahin gezogen war,
Für die Kirchmeß Rindvieh einzuholen.
Und sie blieben Freund' auf immerdar.

Nicht auf schlechtem Seitenweg' erschlichen
Ward dies Amt von der bescheid'nen Haut;
Nein, durch Stimmenmehrheit ausgeglichen,
Hat man ihm die Trommel anvertraut.
Aber nicht soll ihn der Muth verführen,
Eh' man siegreich von dem Schlachtfeld zieht,
Ungestümen Eifers sie zu rühren,
Darum wandelt er im Hinterglied. —

Leuchtend stand der Mond am Himmelsbogen,
Frühlingslüfte spielten lind und kühl,
Und die Tapfern, die bewaffnet zogen,
Nahten mehr und mehr sich ihrem Ziel.
Friedlich aber, vor des Kirchhofs Räumen,
Liegt ein Hügel, der, zur Seidenzucht
Hier und dort bepflanzt mit Maulbeerbäumen,
Schatten beut und vogelfreie Frucht.

Hier ward Halt gemacht; der Feldherr selber
Stieg hinauf mit raschem Ungestüm,
Und die andern alle, wie die Kälber,
Die den Hirschbock drängen, folgten ihm.
Buhzel selbst, als man an Ort und Stelle
Angelangt, stand in den Vorderreihn;
Auch die Trommel trug der Altgeselle
Unverdroßnen Muthes hinterdrein.

Und wie alles nun hinüberspähet,
Sieh', da springen aus dem Fliederstrauch,
Welcher innen an der Planke stehet,
Die Gespenster ganz nach altem Brauch,
Tummeln erst, den Lauschenden zum Schrecken,
Seltsam auf den Gräbern sich herum,
Klettern emsig auf und ab, und strecken
Endlich in das Gras sich, still und stumm.

Todtenstille herrscht' im Heldenkreise,
Die Gesichter wurden blaß und roth;
Bis der Gastwirth Raps, nach seiner Weise,
Der Versammlung eine Prise bot.
„Riecht ihr's auch?“ begann mit hohlem Flüstern
Hänsel Pfiff, der Held mit Zang' und Pfahl;
„Man erlebt solch' Funkeln und solch' Knistern
„Wohl sein Tage nicht zum zweiten Mal!“

„Kinder, laßt den Kopf uns nicht verlieren!"
Fiel der Feldherr jetzt mit Unmuth ein;
„Mußt' ich muthvoll euch zum Kampfe führen,
„Um ein Zeuge eurer Angst zu sein?
„Herzhaft müssen wir das Treffen wagen!
„Kehren wir zurück in träger Ruh',
„Bürger Tiefenbach's! die Weiber schlagen
„Uns die Thüren vor der Nase zu!"

„Zieht denn hin, euch Lorbeer'n zu erstreiten,
„Während ich mit Einsicht und Verstand
„Von dem Hügel aus die Schlacht zu leiten,
„Hier verharre, Flint' und Spieß zur Hand.
„Nicht dem Feldherrn ziemt's, mit blindem Wagen
„Seine unersetzliche Person
„In die Hitze des Gefechts zu tragen;
„Darum bleib' ich, wie gesagt, davon." —

Als ihm aber dieses Wort entfallen,
Plötzlich wurden alle Zungen frei.
Diesen sah man wild die Hände ballen,
Jener sprach von Trug und Schelmerei.
Alle sah er wider sich verschworen;
Da ergriff ein edles Zürnen ihn,
Und vor Eifer roth bis an die Ohren,
Sah man ihn der Plank' entgegen ziehn.

Alle folgten in gestrecktem Trabe,
Doch sobald man an der Pforte stand,
Winkte Bremsel mit dem Feldherrnstabe,
Das Gesicht den Seinen zugewandt.
„Jetzt," so sprach er, „laßt uns Rathes pflegen;
„Meinen Vorschlag höret allesammt;
„Stemmt euch nicht zum zweiten Mal dagegen,
„Oder niederleg' ich Stab und Amt!"

„Kinder! laßt nur diesmal mir den Willen!
„Siegt man denn durch Keul' und Spieß allein?
„Mit den Kieseln, die die Taschen füllen,
„Kann ich nur von weitem nützlich sein! —
„Ueberdieß ist mir die Kraft gesunken!
„Hätte doch sein saures Lagerbier
„Raps, der schnöde Schenkwirth, selbst getrunken!
„Denn vor Magenpein vergeh' ich schier!" —

Aber schwer verletzt durch diese Worte,
Warf ihn Raps, in seines Zornes Drang,
Dergestalt an die verschloss'ne Pforte,
Daß sie knarrend aus der Angel sprang.
Länger zähmet jetzt der Altgeselle
Die Begierde seines Muthes nicht,
Läßt sie wüthend aus am Trommelselle,
Daß der Schweiß ihm durch die Glieder bricht.

Und von innen tönt ein dumpfes Heulen,
Grauenvoll ist die Entscheidung nah;
An den Boden sinken Spieß' und Keulen,
Schreckenslaute hört man hier und da!
Bremsel strebt umsonst sich aufzurichten,
Todesangst umnebelt ihm den Sinn;
Und — zwei schwarze Pudelhunde flüchten
Ueber ihn mit Windesschnelle hin! —

---

3. Die Romanze und Ballade.

Die Romanze stellt eine oder mehrere Personen im Kampfe mit einem widrigen Schicksale dar, und läßt sie entweder siegen oder unterliegen, aber beides so, daß wir im ersteren Falle Bewunderung, im anderen Interesse empfinden. Aber nicht nur durch die Kürze unterscheidet sich die Romanze vom Epos, sondern auch durch den Grundton. Darstellung von Gefühlen ist zwar vom Epos auch nicht ausgeschlossen, aber bei der Romanze ist es wesentlich, daß die zartesten Gefühle des menschlichen Herzens der Erzählung zum Grunde liegen. Dadurch ist die Romanze der lyrischen Poesie verwandt. Von der poetischen Erzählung unterscheidet sie sich dadurch, daß bei dieser der Zweck des Dichters ist, eine Begebenheit darzustellen, der Romanzendichter dagegen die Größe oder Gemüthlichkeit einer oder mehrerer Personen darstellen will, wodurch er weniger für die Geschichte als für die darin vorkommenden Personen Interesse erweckt. Bei der Erzählung können mehrere Personen als gleich wichtig erscheinen; bei der Romanze ragt eine Person über die andern hervor, die nur um jener willen da sind. Den Stoff kann die Romanze aus allen Gestalten des Lebens nehmen; sie kann ihn aus dem Alter-

thume, aus dem Mittelalter oder der neuern Zeit herholen, sie kann das Ritter-, das Kloster- oder das häusliche Leben schildern. Ebenso hängt es lediglich vom Dichter ab, ob er überirdische Wesen in seine Erzählung mischen will oder nicht. Nöthig ist es keineswegs.

Die **Ballade** ist von der Romanze nicht wesentlich unterschieden. Einige machen den Unterschied, daß die Romanze frohe, die Ballade aber traurige, ergreifende Begebenheiten darstelle; Andere finden den Unterschied darin, daß die Romanze den Gegenstand rein episch, die Ballade aber mehr dramatisch (wie der Erlkönig von Goethe) behandle; allein Andere brauchen dagegen einen Ausdruck für den andern.*)

Der Taucher.

„Wer wagt es, Rittersmann oder Knapp',
„Zu tauchen in diesen Schlund?
„Einen goldnen Becher werf' ich hinab;
„Verschlungen schon hat ihn der schwarze Mund.
„Wer mir den Becher kann wieder zeigen,
„Er mag ihn behalten, er ist sein eigen."

Der König spricht es und wirft von der Höh'
Der Klippe, die schroff und steil
Hinaushängt in die unendliche See,
Den Becher in der Charybde Geheul.
„Wer ist der Beherzte, ich frage wieder,
„Zu tauchen in diese Tiefe nieder?"

Und die Ritter, die Knappen um ihn her,
Vernehmen's, und schweigen still,
Sehen hinab in das wilde Meer,
Und Keiner den Becher gewinnen will.
Und der König zum dritten Mal wieder fraget:
„Ist Keiner, der sich hinunter waget?"

---

*) „Ballade ist das **epische Lied**, das ein Erlebniß oder Begebniß ganz in Empfindung auflöst. Ihr gegenüber tritt die **Romanze**, als die **lyrische Erzählung**, in welcher die Begebenheit als solche in den Vordergrund tritt und nur die lyrische, aber nicht liederartige, sondern farbensatte Behandlung mit der epischen wechselt." R. **Gottschall's** Poetik.

Doch Alles noch stumm bleibt wie zuvor,
Und ein Edelknecht, sanft und keck,
Tritt aus der Knappen zagendem Chor,
Und den Gürtel wirft er, den Mantel weg,
Und alle die Männer umher und Frauen
Auf den herrlichen Jüngling verwundert schauen.

Und wie er tritt an des Felsens Hang
Und blickt in den Schlund hinab,
Die Wasser, die sie hinunterschlang,
Die Charybde jetzt brüllend wiedergab,
Und wie mit des fernen Donners Getose
Entstürzen sie schäumend dem finstern Schooße.

Und es wallet und siedet und brauset und zischt,
Wie wenn Wasser mit Feuer sicht mengt;
Bis zum Himmel spritzet der dampfende Gischt,
Und Fluth auf Fluth sich ohn' Ende drängt,
Und will sich nimmer erschöpfen und leeren,
Als wollte das Meer noch ein Meer gebären.

Doch endlich, da legt sich die wilde Gewalt,
Und schwarz aus dem weißen Schaum
Klafft hinunter ein gähnender Spalt,
Grundlos, als ging's in den Höllenraum,
Und reißend sieht man die brandenden Wogen
Hinab in den strudelnden Trichter gezogen.

Jetzt schnell, eh' die Brandung wiederkehrt,
Der Jüngling sich Gott befiehlt,
Und ein Schrei des Entsetzens wird rings gehört, —
Und schon hat ihn der Wirbel hinweggespült!
Und geheimnißvoll über dem kühnen Schwimmer
Schließt sich der Rachen; er zeigt sich nimmer. —

Und stille wird's über dem Wasserschlund,
In der Tiefe nur brauset es hohl,
Und bebend hört man von Mund zu Mund:
„Hochherziger Jüngling! fahre wohl!" — — —
Und hohler und hohler hört man's heulen,
Und es harrt noch mit bangem, mit schrecklichem Weilen.

„Und wärfst du die Krone selber hinein,
„Und sprächst: wer mir bringet die Kron',
„Er soll sie tragen, und König sein!
„Mich gelüstete nicht nach dem theuren Lohn.
„Was die heulende Tiefe da unten verhehle,
„Das erzählt keine lebende glückliche Seele."

„Wohl manches Fahrzeug, vom Strudel gefaßt,
„Schoß jäh' in die Tiefe hinab;
„Doch zerschmettert nur rangen sich Kiel und Mast
„Hervor aus dem alles verschlingenden Grab!"
Und heller und heller, wie Sturmessausen,
Hört man's näher und immer näher brausen.

Und es wallet und siedet und brauset und zischt,
Wie wenn Wasser mit Feuer sich mengt;
Bis zum Himmel spritzet der dampfende Gischt,
Und Well' auf Well' sich ohn' Ende drängt.
Und wie mit des fernen Donners Getose
Entstürzt es brüllend dem finstern Schooße.

Und sieh'! aus dem finster fluthenden Schooß'
Da hebet sich's schwanenweiß,
Und ein Arm und ein glänzender Nacken wird bloß,
Und es rudert mit Kraft und mit emsigen Fleiß,
Und — er ist's und hoch in seiner Linken
Schwingt er den Becher mit freudigem Winken.

Und athmete lang und athmete tief,
Und begrüßte das himmlische Licht.
Mit Frohlocken es Einer dem Andern rief:
„Er lebt! er ist da! es behielt ihn nicht!
„Aus dem Grab, aus der strudelnden Wasserhöhle
„Hat der Brave gerettet die lebende Seele!"

Und er kommt; es umringt ihn die jubelnde Schaar.
Zu des Königs Füßen er sinkt;
Den Becher reicht er ihm knieend dar,
Und der König der lieblichen Tochter winkt;
Die füllt ihn mit funkelndem Wein bis zum Rande,
Und der Jüngling sich also zum König wandte:

„Lang' lebe der König! Es freue sich,
„Wer da athmet im rosigen Licht'!
„Da unten aber ist's fürchterlich,
„Und der Mensch versuche die Götter nicht,
„Und begehre nimmer und nimmer zu schauen,
„Was sie gnädig bedecken mit Nacht und Grauen."

„Es riß mich hinunter blitzesschnell.
„Da stürzt mir aus felsigem Schacht'
„Wildfluthend entgegen ein reißender Quell;
„Mich packte des Doppelstroms wüthende Macht,
„Und wie einen Kreisel mit schwindelndem Drehen
„Trieb mich's um; ich konnte nicht widerstehen."

„Da zeigte mir Gott, zu dem ich rief,
„In der höchsten, schrecklichen Noth,
„Aus der Tiefe ragend, ein Felsenriff,
„Das erfaßt ich behend und entrann dem Tod',
„Und da hing auch der Becher an spitzen Korallen;
„Sonst wär' er ins Bodenlose gefallen."

„Denn unter mir lag's noch bergetief
„In purpurner Finsterniß da,
„Und ob's hier dem Ohre gleich ewig schlief,
„Das Auge mit Schaudern hinuntersah,
„Wie's von Salamandern und Molchen und Drachen
„Sich regt' in dem furchtbaren Höllenrachen."

„Schwarz wimmelten da, in grausem Gemisch
„Zu scheußlichen Klumpen geballt,
„Der stachlige Roche, der Klippenfisch,
„Des Hammers gräuliche Ungestalt,
„Und dräuend wies mir die grimmigen Zähne
„Der entsetzliche Hay, des Meeres Hyäne."

„Und da hing ich, und war's mir mit Grauen bewußt,
„Von der menschlichen Hilfe so weit,
„Unter Larven die einzige fühlende Brust
„Allein in der gräßlichen Einsamkeit,
„Tief unter dem Schall der menschlichen Rede,
„Bei den Ungeheuern der traurigen Oede."

„Und schaudernd dacht' ich's, da kroch's heran,
„Regte hundert Gelenke zugleich,
„Will schnappen nach mir; in des Schreckens Wahn
„Laß ich los der Koralle umklammerten Zweig;
„Gleich faßt mich der Strudel mit rasendem Toben;
„Doch es war mir zum Heil: er riß mich nach oben."

Der König darob sich verwundert schier,
Und spricht: „Der Becher ist dein,
„Und diesen Ring noch bestimm' ich dir,
„Geschmückt mit dem köstlichsten Edelgestein,
„Versuchst du's noch einmal und bringst mir Kunde,
„Was du sah'st auf des Meer's tief unterstem Grunde."

Das hörte die Tochter mit weichem Gefühl',
Und mit schmeichelndem Munde sie fleht:
„Laßt, Vater, genug sein das grausame Spiel!
„Er hat euch bestanden, was Keiner besteht;
„Und könnt ihr des Herzens Gelüsten nicht zähmen,
„So mögen die Ritter den Knappen beschämen."

Drauf der König greift nach dem Becher schnell,
In den Strudel ihn schleudert hinein:
„Und schaff'st du den Becher mir wieder zur Stell',
„So sollst du der trefflichste Ritter mir sein,
„Und sollst sie als Eh'gemahl heut noch umarmen,
„Die jetzt für dich bittet mit zartem Erbarmen."

Da ergreift's ihm die Seele mit Himmelsgewalt,
Und es blitzt aus den Augen ihm kühn,
Und er siehet erröthen die schöne Gestalt,
Und sieht sie erbleichen und sinken hin;
Da treibt's ihn, den köstlichen Preis zu erwerben,
Und stürzt hinunter auf Leben und Sterben.

Wohl hört man die Brandung, wohl kehrt sie zurück;
Sie verkündigt der donnernde Schall;
Da bückt sich's hinunter mit liebenden Blick;
Es kommen — es kommen die Wasser all'; —
Sie rauschen herauf — sie rauschen nieder —
Den Jüngling bringt keines wieder.

Der wilde Jäger

(von Bürger, gest. 1794 als Professor in Göttingen).

Der Wild- und Rheingraf stieß in's Horn!
„Halloh! Halloh! zu Fuß und Roß!"
Sein Hengst erhob sich wiehernd vorn;
Laut rasselnd stürzt ihm nach sein Troß;
Laut klifft und klafft es, frei vom Koppel,
Durch Korn und Dorn, durch Haid' und Stoppel.

Vom Strahl der Sonntagsfrühe war
Des hohen Domes Kuppel blank.
Zum Hochamt rufte dumpf und klar
Der Glocken ernster Feierklang.
Fern tönten lieblich die Gesänge
Der andachtsvollen Christenmenge.

Rischrasch quer über'n Kreuzweg ging's
Mit Horridoh und Hussassa.
Sieh' da, sieh' da! kam rechts und links
Ein Reiter hier, ein Reiter da!
Des Rechten Roß war silberblinken,
Ein feuerfarbnes trug den Linken.

Wer waren Reiter links und rechts? —
Ich ahn' es wohl, doch weiß ich's nicht.
Lichthehr erschien der Reiter rechts,
Mit mildem Frühlingsangesicht.
Groß, dunkelgelb der linke Ritter,
Schoß Blitz vom Aug', wie Ungewitter.

„Willkommen hier zu rechter Frist,
„Willkommen zu der edlen Jagd!
„Auf Erden und im Himmel ist
„Kein Spiel, das lieblicher behagt." —
Er rief's, schlug laut sich an die Hüfte,
Und schwang den Hut hoch in die Lüfte.

„Schlecht stimmet deines Hornes Klang,"
Sprach der zur Rechten sanften Muths,
„Zu Feierglock' und Chorgesang.
„Kehr' um! erjagst dir heut' nichts Gut's.
„Laß dich den guten Engel warnen,
„Und nicht vom Bösen dich umgarnen!"

„Jagt zu! jagt zu, mein edler Herr!"
Fiel rasch der linke Ritter drein,
„Was Glockenklang! was Chorgeplärr?
„Die Jagdlust mag euch baß erfreun!
„Laßt mich, was fürstlich ist, euch lehren,
„Und euch von Jenem nicht bethören!" —

„Ha! wohlgesprochen, lieber Mann!
„Du bist ein Held nach meinem Sinn.
„Wer nicht des Waidwerks pflegen kann,
„Der geh' zum Paternoster hin!
„Mag's, frommer Mann, dich baß verdrießen,
„So will ich meine Lust doch büßen!" —

Und hurre! hurre! vorwärts ging's,
Feld ein und aus, Berg ab und an.
Stets ritten Reiter rechts und links
Zu beiden Seiten neben an.
Auf sprang ein weißer Hirsch von ferne
Mit sechzehnzackigem Gehörne.

Und lauter stieß der Graf in's Horn;
Und rascher flog's zu Fuß und Roß;
Und sieh'! bald hinten und bald vorn
Stürzt einer todt dahin vom Troß.
„Laß stürzen! Laß zur Hölle stürzen!
„Das darf nicht Fürstenlust verwürzen!"

Das Wild duckt sich in's Aehrenfeld,
Und hofft da sichern Aufenthalt.
Sieh' da! ein armer Landmann stellt
Sich dar in kläglicher Gestalt.
„Erbarmen, lieber Herr! Erbarmen!
„Verschont den sauren Schweiß der Armen!“ —

Der rechte Ritter sprengt heran,
Und warnt den Grafen sanft und gut.
Doch baß hetzt ihn der linke Mann
Zu schadenfrohem Frevelmuth.
Der Graf verschmäht des Rechten Warnen,
Und läßt vom Linken sich umgarnen.

„Hinweg, du Hund!“ schnaubt fürchterlich
Der Graf den armen Pflüger an,
„Sonst hetz' ich selbst, bei'm Teufel! dich.
„Halloh, Gesellen! d'rauf und d'ran!
„Zum Zeichen, daß ich wahr geschworen,
„Knallt ihm die Peitschen um die Ohren!“

Gesagt, gethan! Der Wildgraf schwang
Sich über'n Hagen rasch voran,
Und hinterher bei Knall und Klang
Der Troß mit Hund und Roß und Mann;
Und Hund und Mann und Roß zerstampfte
Die Halmen, daß der Acker dampfte.

Vom nahen Lärm emporgescheucht,
Feld ein und aus, Berg ab und an
Gesprengt, verfolgt, doch unerreicht,
Ereilt das Wild des Angers Plan,
Und mischt sich, da verschont zu werden,
Schlau mitten zwischen zahme Heerden.

Doch hin und her, durch Flur und Wald,
Und her und hin durch Wald und Flur
Verfolgen und erwittern bald
Die raschen Hunde seine Spur.
Der Hirt, voll Angst für seine Heerde,
Wirft vor dem Grafen sich zur Erde.

„Erbarmen, Herr! Erbarmen! Laßt
„Mein armes stilles Vieh in Ruh'!
„Bedenket, lieber Herr, hier grast
„So mancher armen Wittwe Kuh.
„Ihr Eins und Alles spart der Armen
„Erbarmen, lieber Herr! Erbarmen!“

Der rechte Ritter sprengt heran,
Und warnt den Grafen sanft und gut.
Doch baß hetzt ihn der linke Mann
Mit schadenfrohem Frevelmuth.
Der Graf verschmäht des Rechten Warnen
Und läßt vom Linken sich umgarnen.

„Verweg'ner Hund, der du mir wehrst!
„Ha, daß du deiner besten Kuh
„Selbst um- und angewachsen wärst,
„Und jede Wittwe noch dazu!
„So sollt' es baß mein Herz ergötzen,
„Euch stracks in's Himmelreich zu hetzen."

„Halloh, Gesellen! d'rauf und d'ran!
„Jo! doho! Hussa Hussasa!" —
Und jeder Hund fiel wüthend an,
Was er zunächst vor sich ersah.
Bluttriefend sank der Hirt zur Erde,
Bluttriefend Stück für Stück die Heerde.

Dem Mordgewühl entrafft sich kaum
Das Wild mit immer schwächerm Lauf.
Mit Blut besprengt, bedeckt mit Schaum,
Nimmt jetzt des Waldes Nacht es auf.
Tief birgt sich's in des Waldes Mitte
In eines Klausners Gotteshütte.

Risch, ohne Rast, mit Peitschenknall,
Mit Horridoh und Hussasa,
Und Kliff und Klaff und Hörnerschall,
Verfolgt's der wilde Schwarm auch da.
Entgegen tritt mit sanfter Bitte
Der fromme Klausner vor die Hütte.

„Laß ab, laß ab von dieser Spur!
„Entweihe Gottes Freistatt nicht!
„Zum Himmel ächzt die Kreatur
„Und heischt von Gott dein Strafgericht.
„Zum letzten Male laß dich warnen,
„Sonst wird Verderben dich umgarnen!"

Der Rechte sprengt besorgt heran,
Und warnt den Grafen sanft und gut.
Doch baß hetzt ihn der linke Mann
Zu schadenfrohem Frevelmuth.
Und wehe! Trotz des Rechten Warnen
Läßt er vom Linken sich umgarnen!

„Verderben hin! Verderben her!
„Das," ruft er, „macht mir wenig Graus.
„Und wenn's im dritten Himmel wär',
„So acht' ich's keine Fledermaus.
„Mag's Gott und dich, du Narr, verdrießen,
„So will ich meine Lust doch büßen!"

Er schwingt die Peitsche, stößt in's Horn:
„Halloh, Gesellen! d'rauf und d'ran!"
Hu! schwinden Mann und Hütte vorn,
Und hinten schwindet Roß und Mann;
Und Knall und Schall und Jagdgebrülle
Verschlingt auf Einmal Todtenstille.

Erschrocken blickt der Graf umher;
Er stößt in's Horn — es tönet nicht;
Er ruft — und hört sich selbst nicht mehr;
Der Schwung der Peitsche — sauset nicht;
Er spornt sein Roß in beide Seiten,
Und kann nicht vor-, nicht rückwärts reiten.

D'rauf wird es düster um ihn her,
Und immer düstrer, wie ein Grab.
Dumpf rauscht es wie ein fernes Meer.
Hoch über seinem Haupt herab
Ruft furchtbar mit Gewittergrimme
Dies Urtheil eine Donnerstimme.

„Du Wüthrich teuflischer Natur,
„Frech gegen Gott und Mensch und Thier!
„Das Ach und Weh der Kreatur
„Und deine Missethat an ihr
„Hat laut dich vor Gericht gefodert,
„Wo hoch der Rache Fackel lodert."

„Fleuch, Unhold! fleuch, und werde jetzt,
„Von nun an bis in Ewigkeit,
„Von Höll' und Teufel selbst gehetzt,
„Zum Schreck der Fürsten jeder Zeit,
„Die, um verruchter Lust zu frohnen,
„Nicht Schöpfer noch Geschöpf verschonen!" —

Ein schwefelgelber Wetterschein
Umzieht hierauf des Waldes Laub.
Angst rieselt ihm durch Mark und Bein;
Ihm wird so schwül, so dumpf und taub.
Entgegen weht ihm kaltes Grausen,
Dem Nacken folgt Gewittersausen.

Das Grausen weht, das Wetter saust,
Und aus der Erd' empor — huhu!
Fährt eine schwarze Riesenfaust;
Sie spannt sich auf; sie krallt sich zu;
Hui! will sie ihn beim Wirbel packen,
Hui! steht sein Angesicht im Nacken.

Es flimmt und flammt rund um ihn her
Mit grüner, blauer, rother Gluth.
Es wallt um ihn ein Feuermeer,
Darinnen wimmelt Höllenbrut.
Jach fahren tausend Höllenhunde,
Laut angehetzt, empor vom Schlunde.

Er rafft sich auf durch Wald und Feld,
Und flieht, laut heulend Weh und Ach;
Doch durch die ganze weite Welt
Rauscht bellend ihm die Hölle nach,
Bei Tag tief durch der Erde Klüfte,
Um Mitternacht hoch durch die Lüfte.

Im Nacken bleibt sein Antlitz stehn,
So rasch die Flucht ihn vorwärts reißt.
Er muß die Ungeheuer sehn,
Laut angehetzt vom bösen Geist,
Muß sehn das Knirschen und das Jappen
Der Rachen, welche nach ihm schnappen. —

Das ist des wilden Heeres Jagd,
Die bis zum jüngsten Tage währt,
Und oft dem Wüstling noch bei Nacht
Zu Schreck und Graus vorüberfährt.
Das könnte, müßt' er sonst nicht schweigen,
Wohl manches Jägers Mund bezeugen.

Die nächtliche Heerschau

(von J. Christ. Freiherrn von Zedlitz).

Nachts um die zwölfte Stunde
Verläßt der Tambour sein Grab,
Macht mit der Trommel die Runde,
Geht wirbelnd auf und ab.

Mit seinen entfleischten Armen
Rührt er die Schlägel zugleich,
Schlägt manchen guten Wirbel,
Reveill' und Zapfenstreich.

Die Trommel kinget seltsam,
Hat gar einen starken Ton;
Die alten todten Soldaten
Erwachen im Grabe davon.

Und die im tiefen Norden
Erstarrt in Schnee und Eis,
Und die in Welschland liegen,
Wo ihnen die Erde zu heiß;

Und die der Nilschlamm decket
Und der arabische Sand,
Sie steigen aus ihren Gräbern,
Sie nehmen's Gewehr zur Hand.

Und um die zwölfte Stunde
Verläßt der Trompeter sein Grab,
Und schmettert in die Trompete,
Und reitet auf und ab.

Da kommen auf luftigen Pferden
Die todten Reiter herbei,
Die blutigen alten Schwadronen
In Waffen mancherlei.

Es grüßen die weißen Schädel
Wohl unter dem Helme hervor.
Es halten die Knochenhände
Die langen Schwerter empor.

Und um die zwölfte Stunde
Verläßt der Feldherr sein Grab,
Kommt langsam hergeritten,
Umgeben von seinem Stab.

Er trägt ein kleines Hütchen,
Er trägt ein einfach Kleid,
Und einen kleinen Degen
Trägt er an seiner Seit'.

Der Mond mit gelbem Lichte
Erhellt den weiten Plan;
Der Mann im kleinen Hütchen
Sieht sich die Truppen an.

Die Reihen präsentiren
Und schultern das Gewehr,
Dann zieht mit klingendem Spiele
Vorüber das ganze Heer.

Die Marschäll' und Generale
Schließen um ihn einen Kreis;
Der Feldherr sagt dem Nächsten
In's Ohr ein Wörtlein leis'.

Das Wort geht in die Runde,
Klingt wieder fern und nah:
„Frankreich" ist die Parole,
Die Losung: „St. Helena!"

Dies die große Parade
Im elysäischen Feld,
Die um die zwölfte Stunde
Der todte Cäsar hält.

Die drei Zigeuner

(von Nic. Niembsch von Strehlenau gen. Lenau).

Drei Zigeuner fand ich einmal
Liegen an einer Weide,
Als mein Fuhrwerk mit müder Qual,
Schlich durch sandige Haide.

Hielt der Eine für sich allein
In den Händen die Fiedel,
Spielte umglüht vom Abenschein
Sich ein lustiges Liedel.

Hielt der zweite die Pfeif' im Mund,
Blickte nach seinem Rauche,
Froh, als ob er vom Erdenrund
Nichts zum Glücke mehr brauche.

Und der Dritte behaglich schlief,
Und sein Cimbel am Baum hing,
Ueber die Saiten der Windhauch lief,
Ueber sein Herz ein Traum ging.

An den Kleidern trugen die Drei
Löcher und bunte Flicken,
Aber sie boten trotzig frei
Spott den Erdengeschicken.

Dreifach haben sie mir gezeigt,
Wenn das Leben uns nachtet,
Wie man's verraucht, verschläft, vergeigt —
Und es dreimal verachtet.

Nach den Zigeunern lang' noch schau'n
Mußt' ich im Weiterfahren,
Nach den Gesichtern, dunkelbraun,
Den schwarzlockigen Haaren.

4. Die Legende.

Die Legende ist eigentlich eine Untergattung der Romanze. Denn auch sie erzählt eine bewundernswürdige That und schildert die dadurch angeregten Gefühle. Nur muß der Stoff der Legende immer aus der Geschichte der christlichen Kirche, meist der sogenannten Heiligen genommen sein, d. i. der Männer, welche in den ersten Jahrhunderten nach der Stiftung des Christenthums für den Glauben stritten und duldeten. Das fromme Gedächtniß dieser Männer wurde durch Sagen erhalten, von denen viele allerdings erfunden sein mögen, um Andere zur Nacheiferung zu erwecken. Man pflegte die Geschichte solcher Heiligen, die durch die Sage mit vielen Wundern ausgestattet wurden, den Leuten zum Lesen zu empfehlen; daher der Name Legende, d. i. etwas, was gelesen werden soll.

Der Legendendichter hat nach der Wahrheit der Sage nicht zu fragen; er untersucht nur, ob sie für die poetische Bearbeitung sich eigne. Die meisten Legenden sind ernsthaft, indem der Dichter seine Bewunderung des hohen Geistes seines Helden ausspricht. Aber es giebt auch komische Legenden. Oft ist

nämlich der Wunderglaube des Volks zu Betrügereien benutzt worden, und hat ein solcher Versuch einen lustigen Ausgang gehabt, so eignet sich die Geschichte zur komischen Legende. Hier Proben von beiden Arten:

Die verlorne Kirche
(von Uhland, Rechtskonsulent in Stuttgart).

Man höret oft im fernen Wald'
Von oben her ein dumpfes Läuten;
Doch Niemand weiß, von wann es hallt,
Und kaum die Sage kann es deuten.
Von der verlor'nen Kirche soll
Der Klang ertönen mit den Winden.
Einst war der Pfad von Wallern voll,
Nun weiß ihn Keiner mehr zu finden.

Jüngst ging ich in dem Walde weit,
Wo kein betret'ner Steig sich dehnet;
Aus der Verderbniß dieser Zeit
Hatt' ich zu Gott mich hingesehnet.
Wo in der Wildniß Alles schwieg,
Da hört' ich das Geläute wieder;
Je höher meine Sehnsucht stieg,
Je näher, voller klang es wieder.

Mein Geist war so in sich gekehrt,
Mein Sinn vom Klang' hinweggenommen,
Daß mir es immer unerklärt,
Wie ich so hoch hinaufgekommen.
Mir schien es mehr denn hundert Jahr',
Daß ich so hingeträumet hätte,
Als über Nebeln, sonnenklar,
Sich öffnet' eine freie Stätte.

Der Himmel war so dunkelblau,
Die Sonne war so voll und glühend,
Und eines Münsters stolzer Bau
Stand in dem goldnen Lichte blühend.
Mir dünkten helle Wolken ihn,
Gleich Fittigen, empor zu heben,
Und seines Thurmes Spitze schien
Im sel'gen Himmel zu verschweben.

Der Glocke wonnevoller Klang
Ertönte schütternd in dem Thurme,
Doch zog nicht Menschenhand den Strang;
Sie ward bewegt vom heil'gen Sturme.

Mir war's, derselbe Sturm und Strom
Hätt' an mein klopfend Herz geschlagen.
So trat ich in den hohen Dom
Mit schwankem Schritt und freud'gem Zagen.

Wie mir in jenen Hallen war,
Das kann ich nicht mit Worten schildern.
Die Fenster glühten dunkelklar
Mit aller Märt'rer frommen Bildern;
Dann sah' ich, wundersam erhellt,
Das Bild zum Leben sich erweitern;
Ich sah hinaus in eine Welt
Voll heil'gen Frauen, Gottesstreitern.

Ich kniete nieder am Altar,
Von Lieb' und Andacht ganz durchstrahlet.
Hoch oben an der Decke war
Des Himmels Glorie gemahlet.
Doch als ich wieder sah empor,
Da war gesprengt der Kuppelbogen;
Geöffnet war des Himmels Thor
Und jede Hülle weggezogen.

Was ich für Herrlichkeit geschaut
Mit still anbetendem Erstaunen,
Was ich gehört für sel'gen Laut,
Als Orgel mehr und als Posaunen:
Das steht nicht in der Worte Macht.
Doch wer danach sich traulich sehnet,
Der nehme des Geläutes Acht,
Das in dem Walde dumpf ertönet.

Die heilige Regiswind von Laufen

(von Justinus Kerner, Arzt in Weinsberg im Würtembergischen).

Herr Ritter Ernst, der war ergrimmt zu einer bösen Stund';
Er schlug die falsche Dienerin mit seinen Fäusten wund,
Er schlug die falsche Dienerin, er stieß sie mit dem Fuß:
„Herr Ritter Ernst! und wißt fürwahr, daß euch dies reuen muß!"

Es war die falsche Dienerin, die eilte durch den Saal,
Sie eilte durch den weiten Hof, hinab in's grüne Thal.
Da saß Herrn Ernst's sein Töchterlein, ein Fräulein fromm und zart.
Es spielt mit bunten Blumen nach and'rer Kinder Art.

Da pflückt die falsche Dienerin drei Röslein auf dem Plan,
Zu locken dieses stille Kind zum wilden Strom hinan.
„Komm, liebes Kind! komm, süßes Kind! da blühen Röslein rund!"
Sie faßt es an dem gold'nen Haar, sie schleudert's in den Grund.

Eine Weil' das Kind die Tiefe barg, eine Weil' es oben schwamm;
Auflacht die falsche Dienerin; doch bald ihr Reue kam.
Sie flieht von dem unsel'gen Strom, flieht über Berg und Thal,
Sie irrt so viele hundert Jahr, kann ruh'n kein einzig Mal.

Es sah Herr Ernst von hoher Burg, sah in den grünen Grund;
Sie brachten todt sein süßes Kind; auf Rosen man es fund;
Es blüht wie eine Rose roth, wie eine Lilie weiß.
Er legt's in einen gold'nen Sarg, bestattet es mit Fleiß.

Manch' Mutter kniet mit ihrem Kind auf Regiswindens Gruft;
Doch wenn Herr Ernst, der Vater, kam, entstieg ihr Rosenduft.

Seitdem erscheint zur Todesnacht gar manchem frommen Kind,
Bekränzt mit duftigen Röslein roth, die heil'ge Regiswind.
Auch liegt seitdem manch' frommes Kind, das Nachts erlitt den Tod,
Am Morgen in der Wieg' umkränzt mit jungen Röslein roth.

Der Substitut des heiligen Georg

(von Langbein in Berlin, gest. 1835).

In einer dunkeln Dorfkapelle,
Dem heiligen Georg geweiht,
Stand er in Lebensgröß' auf einer hohen Stelle
Zum Trost des Volks seit langer Zeit.
Der Priester sorgte stets auf' Beste
Für des verehrten Schutzherrn Ruhm,
Und reinigt' einst zu seinem Feste
Mit eigner Hand das Heiligthum.
Um dieses gute Werk zu krönen,
Wollt' er ihn selbst — den Herrn Patron — verschönen,
Und säubert' ihn vom Fuße bis zum Schopf;
Der Besen aber stieß zu hart ihn an den Kopf,
Und dieser — der vielleicht schon immer
Ein wenig schwach gewesen war —
Brach knack vom Hals, und fiel in Trümmer.

Der Priester raufte wild sein Haar.
„O ich Unglücklichster auf Erden!
„Was fang' ich an? Das Dorf wird rasend werden!
„Ich stehe morgen in Gefahr,
„Daß es in Rotten sich vereinigt,
„Und mich aus Christeneifer steinigt." —

So klagend trat er an die Thür',
Und seufzte himmelan: „Ihr Engel!
„Ihr guten Engel! helfet mir!“

Es kam nicht Einer; — doch dafür
Erschien ein alter Galgenschwengel,
Der weit und breit das Land durchzog,
Theils betteln ging, und theils betrog.
Er schlich gebückt an einem Stabe,
Und bat um eine kleine Gabe.

Mit Staunen sah der Kapellan
Vom Fuße bis zum Kopf' ihn an,
Und murmelte, hinweggewendet:
„Den haben mir die Engelein gesendet;
„Er gleichet, schwarzbraun wie ein Mohr,
„Dem Heil'gen, der sein Haupt verlor,
„So Zug für Zug, als wären's Zwillingsbrüder.
„Der Mensch ist mir ein wahrer Schatz!
„Ich stell' ihn an Georgens Platz,
„Und alles Volk fällt vor ihm nieder!“

Ein kluger Einfall! Der Vagant
War in der Gegend nicht bekannt,
Und nah und fern ließ sich kein Lauscher spüren.
So hemmte nichts den Kapellan,
Das kühne Wagstück auszuführen.
Und leise fühlt' er stracks dem Bettler auf den Zahn,
Ob er des nächsten Tag's der Rolle
Des heiligen Georg's sich unterziehen wolle.

Der Gauner hätte wohl für ein Glas Branntewein
Sich nicht bedacht, der Teufel selbst zu sein.
Was sollt' er lange sich besinnen,
Als Heiliger ein Trinkgeld zu gewinnen?
Er sagte: Ja! verschlief die Nacht
In einem Winkel der Kapelle,
Und blähte sich bei früher Tageshelle,
Bekleidet mit der Gallatracht
Des Heiligen, an seiner Stelle. —

Bald fanden sich viel fromme Seelen ein
Und strömten hin zum Könige des Festes.
Er that, was ihm befohlen war, sein Bestes,
Und stand wie ein geborner Stein.
Sie warfen sich mit flehenden Geberden

Zu seinen Füßen auf die Knie',
Und glaubten fest, von ihm gehört zu werden.
„Seht! wie er lächelt!" riefen sie, —
„Er blickt uns an, als lebt' er noch auf Erden!"

Der Afterheilige vernahm
Mit Schrecken diese Schmeichelworte,
Verwünschte still den bösen Kram,
Und sehnte weit sich weg von seinem Orte,
Wo bald das Ding noch schlimmer kam. —

Ein Teufelchen, das — ohne Zweifel
Beordert von dem Oberteufel —
In einer Wespe Körper fuhr,
Stach, wie mit einem Dolch,
Ihn tückisch in die Nase.
Fast platzte er heraus mit einer Flucherphrase;
Doch blieb's bei dem Gedankenschwur:
Flugs nach dem Gottesdienst der Rache zu genießen,
Und jenen Plagegeist zu fangen und zu spießen.

Indessen nahm die schwellende Blessur
Der Fliegengott selbst in die Cur,
Und eilte, Balsam drauf zu gießen.
Das war brühheißes Wachs, das an des Altars Wand,
Drei Spannen überm Kopf des Substituten,
Von einer Kerze floß, die dort hellflammend stand,
Und, schief gebeugt von Satans Hand,
Nicht geizig war mit ihren Perlengluthen.
Dies Tropfbad hielt der Patient
Nur zwei Secunden aus: „Kreuz tausend Element!"
Schrie er, und sprang mit Schmerzgrimassen
Herab von seinem Postament.

Ha! welcher Aufruhr in des Kirchleins Gassen!
Die sämmtliche Gemeinde floh
Zur Thür mit Zetermordio,
Als würd' ein Leu von Ketten losgelassen.
Der Bettler, stürzend durch's Gewühl,
Rief laut: „Schön Dank für solch ein Spiel!
„Nein, lieber ein Verdammter in der Hölle,
„Als so ein Heiliger in dieser Angstkapelle!"

5. Die poetische Erzählung.

Alles, was wirklich geschehen ist oder nur möglicherweise hätte geschehen können, kann die poetische Erzählung darstellen, sobald die Begebenheit nur überhaupt poetisch darstellbar ist. Demnach umfaßt diese Dichtungsart sehr viel. Wie sie sich vom Epos, der Romanze und der Legende unterscheide, ist schon gesagt worden. Sie stellt nämlich keine Hauptperson dar, um derentwillen sie eine Begebenheit erzählt, sondern sie hält sich nur an die Begebenheit. Diese ist ihr die Hauptsache, die handelnden Personen sind ihr Nebensache; daher erscheint auch selbst die Hauptperson der Erzählung nicht als ein Held, der gegen das Schicksal oder andere Schwierigkeiten ankämpft.

Die Darstellung muß natürlich und leicht sein. Der Dichter wählt gewöhnlich das iambische oder daktylische Versmaaß, weil diese beiden am leichtesten dahinfließen. An bestimmte Strophen pflegt er sich nicht zu binden; auch haben die Zeilen selten gleich viele Füße. Die Erzählung kann entweder ernsthaft oder komisch sein. Jene theilt ernste Vorfälle des menschlichen Lebens, diese Thorheiten und Schwachheiten oder scherzhafte Mißverständnisse mit. Von beiden Arten hier Proben:

Edle Rache
(von Prätzel in Hamburg).

Friedlich, nach durchlaufner Bahn
Den erstarrten Leib zu pflegen,
Kam, gepeitscht vom Herbstorkan
Und durchnäßt von Schnee und Regen,
Der mobile Handelsmann
Levi Schmul im Wirthshaus an.
Zechend im zufried'nen Kreise
Saß des Städtchens Bürgerschaft,
Labte sich am Gerstensaft,
Und besprach sich wechselsweise
Hier von Schul- und Kirchenzucht,
Vom verheerenden Kometen,
Dort von Pest und Kriegesnöthen,
Und des Alpes Zentnerwucht.
Levi grüßt', und nahm bescheiden
In der Eck' ein Plätzchen ein;
Unwillkomm'nes harrte sein;

Schmach und Kränkung mußt' er leiden,
Statt der Ruhe sich zu freu'n.
Denn zur Lust der Kümmelbrüder
Brannte mit dem Pfeifenspan
Borkenfeld, der Seifensieder,
Ihm den Bart von hinten an.
Gellendes Gelächter krönte
Seine Großthat für und für.
Schamvoll schlüpfend durch die Thür',
Sucht' im Stall sich der Verhöhnte
Friedensrast und Nachtquartier.

Mitternacht mit dunkler Hülle
Deckte Thal und Hügel schon!
Alles Leben war entfloh'n.
Aber furchtbar durch die Stille
Drang der Feuerglocke Ton! —
Prasselnd schlägt die Wuth der Flammen
Um des Seifensieders Dach.
Heulend läuft das Volk zusammen,
Alle Schläfer werden wach.
Alles regt sich, und geschwinde
Wird der Wasserschlauch gefüllt,
Daß die Flamme, kühn und wild,
Aufgejagt vom Wirbelwinde,
Den gewalt'gen Gegner finde.

Doch wer faßt ein Herz und fliegt
Rettend nach dem zarten Kinde,
Das im Erker schlummernd liegt? —
Denn die Mutter sieht man rennen;
Angst beflügelt ihren Lauf,
Und verzweifelnd kreischt sie auf:
„Lasset Haus und Habe brennen!
„Reißt das Kind aus Feuersgluth!"

Sieh'! da zeigt mit hohem Muth,
Wo die Funken sprüh'n und stieben,
Sich ein Fremdling, eilt in's Haus,
Eilt', vom Dampf zurückgetrieben,
Wieder vor die Thür' heraus,
Blickt empor, und klimmt behender
Als der Marder, scheu im Lauf',
Giebelwärts am Weingeländer,
Bricht die Fensterpfosten auf,
Steigt hinein mit Windeseile,

Knüpft, indeß mit Todesgrau'n
Aller Augen aufwärts schau'n,
Mit gelös'tem Wiegenseile
Sich das Kind am Busen fest,
Eilt', vom Augenblick' gepreßt,
Aus dem dampfenden Reviere,
Steigt am schwankenden Spaliere
Niederwärts in heit'rer Lust,
Legt das Kind, wie er's gefunden,
Lebend an die Mutterbrust,
Wendet sich — und ist verschwunden. —

Und das Haus, der Gluthen Raub,
Sinket schnell in Schutt und Staub.

Doch, so wie der Morgen wieder
Purpurfarbig sich erneu't,
Tritt der Gastwirth, still erfreut,
Zum verarmten Seifensieder,
Einen Beutel in der Hand.
„Levi," spricht er, „der die Wand
„Deines Giebelwerks erklommen,
„Der dein Kind der Wieg' entnommen,
„Levi hat mich hergesandt,
„Diese Gabe dir zu reichen.
„Dank und Thränen spare dir!
„Seine Baarschaft ließ er hier;
„Doch ihn selbst sah ich entweichen."

Christi Namen führet ihr!
Gehet hin, und thut desgleichen!

Karl der Fünfte im Kloster
(von Bürde, Hofrath in Breslau, gest. 1831).

Ein kluger Fürst, ein Held in mehr als einer Sphäre
War Karl der Fünfte, und dabei
Im Punkt des Glaubens und der Kirchenlehre
Ein strenger Orthodox, Feind aller Ketzerei.
In mancher Schlacht hatt' er den Siegeskranz errungen,
Manch' Riesenwerk, zu dem sein Geist den Plan sich schuf,
War, von dem Glück begünstigt, ihm gelungen;
Von seinen Thaten sprach mit tausend Zungen
Vom Aufgang bis zum Niedergang der Ruf;
Doch seinem grauen Haupte ward die Krone
Zuletzt zu schwer; er übergab

Bei seiner Lebenszeit das Regiment dem Sohne,
Stieg in ein Kloster von dem Throne,
Und dachte dort bußfertig an das Grab.

So lebt er, fern vom Weltgetümmel,
Einsiedlerisch, halb Mönch, halb Philosoph;
Auch störet jetzt im Umgang mit dem Himmel
Kein Zuspruch ihn; kein Mensch macht ihm den Hof;
Kein Dichter mag die Leier jetzt den Thaten
Des von dem Thron gestieg'nen Helden weihn;
Denn ach! ein König ohne Staaten
Ist nicht geeignet, ein Mäcen zu sein.

Die reine Luft, die Ruh', ein kleiner Garten,
Den Karl mit eigner Hand zu warten
Sich zum Vergnügen macht, beschäftiget und stärkt
Die von der Gicht gelähmten Glieder;
Die Zeit entschlüpft ihm unvermerkt,
Und da er an dem Tisch der strengen Ordensbrüder
Nur Wasser trinkt und einfach speist,
Verjüngt mit seinem Körper sich sein Geist,
Und der betagte Fürst erkiest sich wieder
Des Künstlerlebens stille Thätigkeit.
Er hatte sich als junger Prinz die Zeit
Mit der Mechanik angenehm vertrieben;
Er fängt in dieser Kunst sich emsig an zu üben,
Und bringt in Kurzem es so weit,
Daß er sich selbst bewegende Figuren
Verfertiget und jede Gattung Uhren.

In seiner kleinen Zelle schmückt
Er rings umher das Täfelwerk der Wände
Mit Uebungsstücken seiner Hände.
Der mannigfache Takt, den jedes Uhrwerk pickt,
Ergötzt sein Ohr jetzt mehr, als eh'mals Symphonieen.
Gewohnt, die Uhren selbst des Mittags aufzuziehen,
Bemerkt er stets nach dieser Zwischenzeit
In ihrem Gang Verschiedenheit;
Nie zeigt ein Weiser gleich dem andern;
Der scheint zu schnell, zu langsam der zu wandern.

Des Kaisers Künstlerstolz erwacht:
„Wie?“ spricht er bei sich selbst, „mir sollt' es nicht gelingen,
„Die Werke meiner Hand in gleichen Gang zu bringen,
„Mir, der so Manches doch in's rechte Gleis gebracht?“

Er ist nun noch weit eifriger bedacht,
Die Uhren Tag für Tag vollkommen gleich zu stellen;
Hier mindert er die Federkraft der schnellen,
Spannt dort sie bei der träg'ren an; erneut
Wird der Versuch zwar oft, doch zeigt in allen Fällen
Sich in der Uhren Gang — Verschiedenheit.

„O!“ ruft er tief beschämt, „die Hand des Künstlers kann
„Die eignen Werke nicht nach eigner Willkür lenken!
„Und ich, ich maßte mich im stolzen Wahn
„Der Herrschaft über Geister an!
„Es sollten Millionen denken,
„Wie ich gebot! Gott! was hab' ich gethan!
„Von blindem Eifer hingerissen,
„Macht' ich mir Grausamkeit zur Pflicht,
„Zog Meinungen vor's Blutgericht
„Und unterjochte die Gewissen!
„Weh' mir! Vergebens seh' ich meinen Irrthum ein!
„Ohnmächtig, wie ich bin, muß ich den Trost entbehren,
„Ihn zu verbessern! Ach! mir bleiben nur die Zähren
„Des Menschen, um die Schuld des Königs zu bereu'n!“ —

Predigt am Magdalenentage

(von v. Göckingk, Geh. Ober-Finanzrath in Berlin, gest. 1828 in Deutsch-Wartenberg in Schlesien).

Ein Priester predigte am Fest' der Magdalene
Vom Gräuel ihrer ersten Lebensart;
Doch ward hernach das Lob der Schöne,
Ob ihrer Reu' und Buße, nicht gespart.

„Nun,“ fuhr der Redner zu den Damen,
Die vor ihm saßen, eifernd fort:
„Wie viel sind unter euch, die mehr an diesen Ort
„Sich zu belustigen, als zu erbauen kamen!
„O sonderlich ist Eine unter euch,
„Bei der hilft weder Droh'n noch Bitten;
„An unverschämten, ausgelass'nen Sitten
„Bleibt sie vielmehr sich immer gleich.
„Wie heilig hat sie alle Jahr
„Im Beichtstuhl Besserung versprochen!
„Allein wie bald war dies Gelübd' gebrochen!
„Und da sich ihre Frechheit immerdar
„Noch gar vermehrt: wer kann's uns übel nehmen,
„Wenn endlich wir sie öffentlich beschämen?

„Denn, sagt die Bibel, wenn der Bruder fehlt,
„Erinnr' ihn ein-, auch zweimal dran;
„Doch wenn er dann den Weg der Besserung nicht wählt,
„So zeig's nach Pflicht der Kirche an.
„Das will auch ich jetzt thun. Es ist — es ist —
„Was meint ihr? Soll ich namentlich sie nennen?
„Ich sollte billig wohl; doch wißt —
„Allein, warum nicht? — Gut, ihr sollt sie kennen!
„Vielleicht bringt dies zu ihrer Pflicht
„Sie noch zurück, so leid mir's thut, sie zu beschämen.
„Es ist — doch ohne Makel könnt' ich nicht
„Den Namen nur einmal auf meine Zunge nehmen.
„Ich will sie denn auf andre Art der Welt
„Kund machen, und einmal an ihr das Strafamt schärfen.
„Dort sitzt sie! Wie sie sich nicht stellt!
„Jetzt werd' ich mein Gebetbuch nach ihr werfen.
„Gebt Acht! Gebt Acht; auf welch' es fällt!" —

Indem er nun empor mit seinem Buche fuhr,
Ward jede bange vor dem Falle,
Und jede bückte sich. — „Verdorbene Natur!
„Ich dacht', es wäre Eine nur;
„Nun seh' ich erst, sie sind es Alle!"

---

6. Der Roman, die Novelle und das Mährchen.

Der Roman schildert das wirkliche menschliche Leben nach der großen Mannigfaltigkeit seiner möglichen Ereignisse. Aber zum Unterschiede vom Epos, welches seine Culturgemälde an einen Völkerkampf anknüpft, hält der Roman sich an ein individuelles Erlebniß und an erfundene Helden. Da nun das alltägliche Leben selten so viel Interessantes enthält, daß seine Beschreibung anziehend sein könnte, verschönert der Roman die menschlichen Begebenheiten, und stellt sie so dar, daß die Leser Vergnügen empfinden. Darum gehört der Roman zu den Gedichten, auch wenn er, wie fast immer, in ungebundener Rede geschrieben ist. Der Romandichter kann seinen Stoff aus der Geschichte entlehnen, oder ihn selbst erfinden. Auch im ersteren Falle bleibt ihm unbenommen, die wahre Geschichte nach seinem Zwecke zu verändern, hinzuzusetzen und wegzulassen, wie er will. Man nennt solche Dichtungen historische Romane. Also an historische

Wahrheit ist der Dichter nicht gebunden; wohl aber muß das, was er erzählt, wahr sein können, und selbst wahrscheinlich gemacht werden. Das Letztere erreicht er dadurch, daß er die Charaktere richtig zeichnet, eine Kunst, die freilich nur wenige Romanschreiber verstehen. Je feiner und richtiger dies geschieht, je genauer die Eigenthümlichkeiten der verschiedenen Stände und Lebensalter geschildert werden, desto interessanter wird der Roman sein und desto belehrender zugleich für jüngere Personen, denen genaue Kenntniß der Welt und des menschlichen Herzens noch fremd ist. So nützlich also auch die Lesung eines solchen Romans sein kann, so schädlich ist dagegen der Gebrauch des größten Theils unsrer Romane, in denen theils die Welt ganz anders geschildert wird, als sie wirklich ist, theils sogar Unsittlichkeiten und andere Schlechtigkeiten in Schutz genommen werden. Daher ist das Lesen der Romane in der Jugend nur mit großer Vorsicht anzurathen.

Dem Inhalte nach unterscheidet man lyrische, didaktische und epische Romane.

Die lyrischen oder sentimentalen stellen die Gefühle der Liebe, der Freundschaft, der Wehmuth u. s. w. dar, und machen dieselben zur Grundlage der Handlungen und Gespräche der aufgeführten Personen; z. B. Werther's Leiden von Goethe; Siegwart von Miller. Sie sind unstreitig die gefährlichsten, da sie so leicht beitragen können, das in der Jugend ohnehin schon sehr lebendige Gefühl zu überspannen, und eine süßliche Empfindelei auszubilden, die dem Geiste alle Kraft und dem Gemüthe alle Zufriedenheit raubt.

Die didaktischen wollen zwar nicht eigentlich belehren und den Verstand mit neuen Begriffen und Kenntnissen bereichern, aber wohl durch Darstellung eines veredelten Lebens, hoher Tugend, strenger Sittlichkeit, kurz durch Zeichnung eines idealen Lebens auf das Gefühl und den Nachahmungstrieb der Leser wirken; z. B. Hallo's glücklicher Abend von Sintenis; Theodor's glücklicher Morgen; Vater Roderich unter seinen Kindern, von demselben; Starke's Gemälde des häuslichen Lebens. Sie können daher sehr nützlich merden, wenn der Leser nur Erfahrung genug hat, um zu wissen, daß er wohl solchen Mustern nach-

streben solle, daß er dieselben aber in diesem Erdenleben nicht leicht antreffen werde.

Die epischen (historischen) schildern eine der Geschichte entlehnte Begebenheit: in selbsterfundener Ausführung und in einem umfangreichen, die geschichtliche Epoche nach allen Seiten hin abspiegelnden Gemälde, und unterscheiden sich von dem Epos nur durch den Mangel des Metrums und durch ihren minder idealen Schwung. Dahin gehören die Romane von Feßler, Caroline Pichler, Spindler, Rehfues, Steffens, Scheffer, Paalzow, W. Alexis, H. König u. a. m.

Der Begriff der Novelle ist noch nicht recht festgestellt. Während Einige darunter einen Roman von geringerem Umfange verstehen, der Novelle mehr die Schilderung einfacher Vorfälle und Situationen zuweisen, und von ihr weniger ausführlichere Charakterzeichnung verlangen, — meinen wieder Andere: die Novelle sei eine solche Erzählung, welche einen größeren oder kleineren Vorfall in's hellste Licht setzt, der, so leicht er sich auch ereignen kann, doch wunderbar erscheint und die Leser überrascht. Sie müsse also eine plötzliche Wendung enthalten, einen Punkt, von welchem aus die Erzählung unerwartet eine ganz andere Richtung nimmt, und doch natürlich, dem Charakter der Personen und den Umständen angemessen, die Folge entwickelt. Sie kann bizarre, eigensinnige, phantastische, witzige, geschwätzige, tragische, komische, tiefsinnige, neckische Charaktere enthalten; nur darf jener sonderbare, auffallende Wendepunkt nie fehlen, der sie von allen andern Gattungen der Erzählung unterscheidet. Ein solcher Wendepunkt ist z. B. in der Novelle: der schwarze Fritz von Caroline Pichler, wo ein junges, vornehmes Mädchen den ihr als Kind verlobten ebenbürtigen Bräutigam, als sie ihn im erwachsenen Alter als einen zum Tode verurtheilten Verbrecher wiederfindet, dennoch mit Liebe anerkennt und zu retten sucht; denn dies ist wunderbar und doch ganz natürlich.

Das Mährchen unterscheidet sich von beiden dadurch, daß der Stoff nicht nur ganz erdichtet ist, sondern die Handlung auch nicht wahr sein kann; denn es werden überirdische Wesen, Zaubereien, Verwandlungen u. dergl. mit eingemischt. Nirgends hat daher die Phantasie einen so freien Spielraum, wie hier.

Von der Novelle können wir keine Probe geben, weil dann nöthig wäre, eine ganze Novelle zu liefern, um das Charakteristische derselben darzustellen. Hierzu ist aber kein Raum. — Anders ist es mit dem Roman. Können wir auch keinen ganzen Roman hier aufführen, so geben wir doch einzelne Abschnitte aus einigen der berühmtesten Romane der neuesten Zeit; zuerst einen Abschnitt aus Steffen's Roman: Walseth und Leith, um daran zu zeigen, mit welcher Lebendigkeit der Dichter seine Schilderungen vorzutragen vermag. (Steffens gest. 1835 als Prof. und Geh.-Rath in Berlin.)

Des Nachmittags (1794) saß die königliche (dänische) Familie in den Gemächern des rechten Flügels (des Schlosses Christiansburg in Kopenhagen) bei der Tafel, als man die Nachricht brachte, daß es in dem Schlosse brenne. Es erregte kaum einige Unruhe. Daß ein Brand in den Ofenröhren, am hellen Tage entdeckt, in einem so massiven Gebäude gefährlich werden könnte, vermochte man sich nicht vorzustellen. Einen ähnlichen geringen Eindruck machte das Gerücht, welches sich sehr schnell in der Stadt verbreitete. Nach kurzer Zeit drang aber in die königlichen Gemächer und fast eben so bald durch die Stadt die beunruhigende Nachricht, daß der Brand auf eine sehr bedenkliche Weise überhand nehme; das Feuer zeige sich an mehren Orten zugleich. Jetzt gerieth Alles im Schlosse, welches von einer großen Menge höherer und niederer Beamten mit ihren Familien bewohnt war, in unruhige Bewegung. Das unerwartetete Gerücht versammelte eine ungeheure Menge von Menschen, die sich jeden Augenblick vermehrte, um das Schloß.

Mancherlei Vermuthungen äußerten sich später über die Möglichkeit, daß der Brand so verzehrend um sich greifen konnte in einem so festen Gebäude. Die wahrscheinlichsten sind diese: Schon seit zwei bis drei Wochen hatte man in mehren Gemächern einen brandigen Geruch verspürt, der anzeigte, daß einige Röhren brennen müßten. Die Röhren waren mit einander in Verbindung; sie waren, um die sich durchkreuzenden Gänge zu erwärmen, durch die Mauer geleitet. So mag das Feuer schon seit längerer Zeit still und unbemerkt im Verborgenen gewühlt haben. Wahrscheinlich sind mehre Schornsteine zugleich gesprungen. Die weitläuftigen Böden des Schlosses dienten als Niederlage für getrocknete Bretter und Balken, die plötzlich Feuer fingen, und brennende Balken stürzten durch eine große Oeffnung, die von oben bis unten durch die ganze Höhe des Schlosses ging, weil man da eine marmorne Treppe bauen wollte. Sie zündeten unten, und so füllten sich plötzlich alle die verschlungenen Gänge mit dickem Rauche, der jeden Zutritt der Rettenden gefährlich, oft unmöglich machte. Dennoch drangen Viele kühn hinein, aber nur Wenige kamen zurück. Sie verirrten sich in den langen, mit Rauch erfüllten labyrinthischen Gängen, in welchen selbst mit völliger Ruhe am hellen Tage sich zurechtzufinden dem Unkundigen schwer wird.

Wirklich behauptet man, daß bei dem Schloßbrande eine größere Anzahl Menschen das Leben verlor, als bei dem großen Stadtbrande ein Jahr später, wo doch ein brennender hoher Kirchthurm herunterstürzte und auf einmal fast eine ganze Straße anzündete.

Als unsere Freunde den Schloßplatz erreichten, stand der rechte Flügel in vollem Brande, die Flammen brachen aus den mächtigen Fenstern hervor, und wirbelten, zu einer ungeheueren Feuermasse zusammengedrängt, aus dem entzündeten Dache. Die Mitte des Schlosses und der linke Flügel lagen dunkel und düster da, und über ihnen schwebten drohend die Flammen. Die königliche Familie hatte das Schloß verlassen. Ein unermeßlicher Menschenhaufe wogte, von Erstaunen und Entsetzen gefesselt, auf dem weitläuftigen, durch die Feuersäule erleuchteten, Platze. Funken fielen wie ein dichter Regen auf die erhellten Häuser jenseit des Kanals, auf die Schiffe, auf den Platz. Hier rasselten Wagen, liefen, wie betäubt, Menschen mit Kleinigkeiten, die sie gerettet hatten, ertönte das dumpfe Geschrei, während Polizeidiener die Rettenden, wie die blos Neugierigen, ergriffen, damit sie Reihen bildeten, die das Wasser in Schläuchen von dem Kanale bis zu den Spritzen sich reichen sollten. Bull war von Steenersen getrennt. Er eilte durch die Menschenmasse gerade auf das große Portal des Schlosses zu. Oft ward er ergriffen. Man wollte ihn, wie die Uebrigen, zwingen, sich in die Reihen, die sich die Schläuche zureichten, zu stellen. Mit Macht riß er sich los und suchte immer eiliger nach dem Schlosse durchzudringen. In dem Portale waren Wagen, Spritzen, Menschen zusammengedrängt, ein verworrenes Geschrei, eine mehr störende als förderne Anstrengung, zwecklos nach allen Richtungen. Die befehlenden Anführer vermochten kaum einige Ordnung in dieses Chaos zu bringen, und Bull sah kaum die Möglichkeit ein, wie er hindurchkommen könnte. Aber er mußte. Hin und her gestoßen, getreten, oft selbst in gebietendem Tone zurückgewiesen, drang er immer vorwärts, und erreichte den Hof. Hier wohnte zwei Treppen hoch, in dem linken Flügel des Schlosses, die Schwester seiner verstorbenen Mutter. Durch Meubles, Wagen, Spritzen, hin und her laufende Menschen, oft von den Wasserstrahlen benetzt, suchte er mit großer Anstrengung den wohlbekannten Eingang zu finden. Aber auch da noch waren die Schwierigkeiten nicht überwunden. In erschrockener Eile stürzten die Meisten, mit großen Bündeln beladen, die Treppe herunter, und hinderten die wenigen Kühneren, die hinauf wollten. „Eilt, eilt, hinunter zu kommen, eilt um Gotteswillen aus dem Gebäude!" schrieen die Ersteren. Viele von den Letztern ließen sich abschrecken. Sie liefen mit den Uebrigen hinunter. Wenige drängten sich noch immer vorwärts. Bull stieß Jeden zurück, und je größer man ihm die Gefahr schilderte, desto mehr eilte er. Um ihn herum knisterten die Flammen; ob auch unter ihm, vermochte er nicht zu unterscheiden. Ein langer ihm wohlbekannter Gang lag vor ihm. Allenthalben lagen zerbrochene Meubles, Kleider, Geräthe von allerlei Art; aber kein Mensch war mehr zu sehen. Die Thüren an beiden Seiten waren offen, und zeigten in den verlassenen Gemächern die größte Verwirrung. Endlich erreichte er die Wohnung der theuern Tante. Sie hatte in seiner Kindheit, in seiner

früheren Jugend die Stelle der verstorbenen Mutter vertreten, sie war ihm über Alles werth. Auch diese Wohnung schien verlassen. Die Thüren waren alle eröffnet, und in der Wohnstube erblickte er heruntergerissene Spiegel, zerbrochene Stühle, Wäsche, Kleider, Betten, unter einander, die Schubladen aller Schränke herausgezogen, und ein brennendes Talglicht stand düster leuchtend auf einem Tische. Laut rief er in die leeren Stuben hinein. Da trat ein alter Diener hervor, noch beschäftigt, einige Sachen von Werth zu retten.

„Knud!" rief Bull, „wo ist die Frau?"

„Fort, gerettet," antwortete dieser.

„Aber das arme Kind, das liebliche Mädchen aus Tellemarken, die liebe, liebe — Louise?" — schrie Bull, und der Athem stockte. —

„Ja diese! Sie rettete mit aller Besonnenheit, und während die Frau in großer Verwirrung herumlief, beschwur sie sie, sich auf das Wichtigste zu besinnen. Da besann sich die Tante auf eine Schatulle in einem entfernten Gemache, das Mädchen eilte dahin; sie waren eben kurz vorher zusammen da gewesen — und wir haben sie nicht wieder gesehn."

Ohne weiteren Bescheid zu erwarten, stürzte Bull fast besinnungslos zur Thüre hinaus; mehr durch Instinkt, als durch Ueberlegung geleitet, lief er die Treppe hinauf, die zur Mansarde (Dachstube) führte. Aber eben, indem er sich der Kammer näherte, in welcher nach dem Bericht des Dieners die Schatulle stand, stürzte krachend und brennend das Gebälk herunter, Flammen und Rauch wirbelten ihm entgegen, und er hörte, wie die herabbrechenden Balken und Mauern immer tiefer hinunterfallend die untern Decken im Fallen zertrümmerten. Die Treppe, die er eben bestiegen, war zerstört, der Rückweg ihm gesperrt, und halb bewußtlos eilte er in der Richtung nach der Façade des Schlosses, die dem Schloßplatz zugekehrt ist. Um ihn knisterten die Flammen, krachten die brennenden Balken, und während die entsetzliche Gewißheit: „sie ist verloren," dumpf in seinem Innern widerhallte, ergriff ihn mit Grauen das Gefühl, daß auch er in dem ungeheuern, wüsten Gebäude, von dem Abgrunde der Flammen rings umgeben, dem furchtbarsten Tode preisgegeben sei. Die Rauchsäulen drängten sich hinter ihm her und drohten ihn zu ersticken. Er fand eine Treppe, die noch nicht brannte; er erreichte glücklich die hohen Gänge des ersten Stockwerkes. Kein Mensch war zu sehen. Alle hatten sich aus dem verzehrenden Feuerschlunde gerettet, in dessen Mitte er sich noch immer befand. Der breite Gang mit den ansehnlichen Gemächern auf beiden Seiten dehnte sich vor ihm aus und führte nach der großen Treppe hin, die nach dem Portale hinunterlief. Schon hörte er in der Ferne das Gemurmel der Menschen, und fing an, Hoffnung zu schöpfen, obgleich der Rauch ihm den Athem hemmte. Düster leuchteten die Flammen durch die Fenster der offenen Zimmer, und erhellten den Rauch, der die Gänge erfüllte. Da wälzte sich eine furchtbar dicke Rauchsäule aus einem Nebengange hervor und sperrte ihm den Weg. Dunkel röthlich blickten die Gluthen durch die dicken schwarzen Dampfwolken hervor, und mit der letzten Anstrengung der Verzweiflung, den Athem an sich haltend, stürzte er sich in den brennenden Rauch hinein. Es gelang ihm, von seinem Mantel geschützt,

den er über das Gesicht hielt, durchzudringen. Eine offene Thür gab der Dampfsäule eine Richtung quer über den Gang. Kaum war er durchgedrungen, als er ein einzelnes Mädchen angstvoll laufen, schwanken, hinfallen sah. Er eilte auf sie zu, ergriff sie, und selbst erschöpft mußte er das ohnmächtige Mädchen mehr schleppen, als tragen. Sie näherten sich schon der Treppe, als eine helle Flamme ihnen den Weg versperrte: durch diese war der Rauch verzehrt, allein eine brennende Hitze an die Stelle getreten. Das Mädchen schöpfte Athem, richtete sich auf, er umfaßte sie, schob sie von der Richtung des Feuers weg, schützte sie und sich mit dem Mantel, den er der Flamme vorhielt, und drang noch einmal glücklich durch. Das Mädchen hatte sich, wie es schien, gänzlich erholt; sie lief mit ihm eilig vorwärts, und eben als sie die große Treppe erreicht hatten, sahen sie in dem fernen Gange durch den dicken Rauch zwei männliche Gestalten auf eine Flügelthüre zuschreiten. Sie war verschlossen, mit großer Gewalt ergriff der eine, ein mächtig hoher Mann, das Schloß, die Thüre ging krachend auf, und sie stürmten in das Gemach hinein, indem sie die Thüre, offenbar um den Rauch abzuhalten, schnell wieder schlossen.

Als nun die sichere Treppe vor ihnen lag, wagten Beide zuerst für einen Augenblick ruhig Athem zu schöpfen und indem das Mädchen die langen Augenwimpern aufschlug, die großen Augen öffnete und ihren Retter anblickte, erschrak dieser, und er zweifelte nicht mehr, daß es ihm gelungen sei, die zu retten, die er schon für verloren ansah. Seine Vermuthung ward Gewißheit, als er die kleine, ihm wohlbekannte Schatulle erblickte, welche die Geängstete noch immer krampfhaft festhielt. Er ließ sich nichts merken; auch konnte er sich über die mannigfaltigen, sich durchkreuzenden Gefühle, seine eigene Rettung, die Rettung des Mädchens, und die seltsamen Verhältnisse, unter welchen er sie zuerst kennen lernte, noch keine Rechenschaft geben. Denn noch immer drohte die Gefahr; die Flammen und die dicken Rauchsäulen erfüllten den Gang und näherten sich immer mehr. Sie eilten die Treppe hinunter und waren nun in dem gedrängten Haufen von Menschen unter dem Portal. Aber es war unmöglich, durchzudringen. Sie wurden unwillkürlich nach dem innern Hofe hingeschoben und suchten hier einige ruhige Augenblicke. Unter dem verworrenen Haufen von Meubles und Geräthen allerlei Art fanden sie ein Sopha, und ließen, völlig erschöpft, auf diesem sich nieder. Ihre Lage war nichts weniger als gefahrlos, und nur das Gefühl, daß sie einer weit größeren Gefahr, fast wie durch ein Wunder, entgangen waren, daß sie hier die geringere mit einer Menge kühner, emsig beschäftigter Menschen theilten, ließ sie eine Zeit lang das Bedenkliche dieses Zustandes übersehen. Aus allen Fenstern schlugen die Flammen heraus, und selbst in dem Mittelpunkte des Hofes, wo sie unter hin- und herlaufenden Menschen den Ruheplatz fanden, in der größtmöglichen Entfernung von dem Gebäude, herrschte eine furchtbare Glut. Das Wasser der Spritzen strömte durch den Hof und über die hier und da eingestürzten Mauern, die Feuerfunken fielen in dichten Haufen herunter, und das Gewirr der einander durchkreuzenden, rufenden, schreienden Stimmen erfüllte einen Jeden mit Entsetzen. Ein Gespräch konnte sich

unter allen Umständen nicht anknüpfen, ogleich alle Versuche, durch das Gedränge von Wagen, Spritzen, Meubles und Menschen, die das Portal erfüllten, durchzudringen, lange fruchtlos blieben.

Endlich, als das Mädchen versicherte, daß sie sich völlig erholt habe, wagte man den entscheidenden Versuch. Beide wurden nun von einer Masse Menschen ergriffen, welche die nämliche Absicht hatten. Sie geriethen in die Mitte dieser immer gewaltsamer, immer ängstlicher vordringenden Masse; das zarte Mädchen war in Gefahr, erdrückt zu werden. Mit großer Anstrengung hob Bull sie in die Höhe, daß sie von den Nächsten getragen wurde. Der Gewalt der vorwärts dringenden Menge mußte jedes Hinderniß weichen, und wie ein mächtiger Strom, wenn er, eingeengt durch Felsenwände, dann sich wieder frei bewegen kann, nach allen Seiten sich ergießt: so zertheilte sich, wie fortgeschnellt von elastischen Federn, der zusammengepreßte Haufe, so wie sie den freien Platz erreichten. Jetzt erst waren Beide gerettet, und durften es sich gestehen. Sie eilten, sich von dem Schlosse zu entfernen, und eben wollten sie sich über die Richtung, die zu nehmen sei, berathen, als sie ein mächtiges, lautes Rufen um Hilfe hörten.

Aus „Godwie Castle. Aus den Papieren der Herzogin von Nottingham."
(Von der Majorin Paalzow, geb. Wach, in Berlin.*)

Es war um eine spätere Stunde des Nachmittags, als Lord Richmond mit seinem Gefolge sich dem Schlosse der geliebten Großmutter nahte.

Das blühende Küstenland, das er den letzten Tag durchzogen, die Schönheit der Gegend, in der er sich eben befand, und an welche sich so theure Erinnerungen seiner Jugend knüpften, endlich der Anblick des Schlosses selbst, das von den höchsten Zinnen seines altväterlichen Baues bis in die kleinsten Winkel seiner inneren Räume die heiteren Bilder einer glücklichen Kindheit ihm darbot: Alles wirkte vereint, sein Herz zu erheitern und es mit der ungeduldigen Sehnsucht zu erfüllen, mit der wir einem gewissen Glück entgegeneilen. In fröhlicher Hast versuchte er die Schnelligkeit seines Rosses, welches, gleich seinem Herrn die behagliche Stelle ahnend, ihn im flüchtigen Lauf vor die Thore des Schlosses trug.

Ein eisgrauer Pförtner ruhte an dem geöffneten Eingange, und ließ sich von den röthlichen Strahlen der herbstlichen Sonne bescheinen. Ein Bild des tiefen Friedens, der hier zu walten schien, statt der Thore und Fallgatter und geschickten Bogenschützen, die früher in dem Haushalte eines mächtigen Herrn nicht fehlen durften, um den Eingang zu behüten. Doch alsbald weckte den friedlich Träumenden der Hufschlag der Rosse, und lustig

---

*) Frau Maj. Paalzow trat 1838 mit diesem Romane, ohne sich zu nennen, auf. Da derselbe alsbald mit großem Beifalle begrüßt wurde, so hat sie 1839 einen zweiten: St. Roche, folgen lassen, der sich eben solcher, ja fast noch größerer Anerkennung erfreut. (Godwie Castle [sprich Gohdwie Kassel] spielt zur Zeit der Regierung Jakob's I. von England.) Ihr dritter Roman war: Thomas Thyrnau. Gest. 1847 in Berlin.

schwenkte er sein Mützchen, als er in dem Nahenden den Enkel seiner geliebten Herrin erkannte, der stets jedem Diener ein willkommener Gast war, von welchem jeder seinen Antheil freundlicher Worte und Blicke gewiß hatte. Geschäftig eilte er alsdann ihm in den inneren Hof voran, seine Ankunft laut verkündend.

Hier war das bunte, heitere Leben der Geselligkeit auch unter den Dienern der Gäste, welche das Schloß erfüllten, verbreitet, und die noch theilweis gedeckten Tische, die vollen Kannen und Becher und die heitere Stimmung Aller bekundete hinreichend die freigebige Haushaltung der alten Dame. Die neuen Gäste erhöhten nur die allgemeine Freude, und Richmond drängte sich, langsam und freundlich die herzlichen Begrüßungen erwiedernd, bis zu der großen Halle hin, in der er voll Ehrfurcht von dem ehrenwerthen Lovelace bewillkommt ward, der, in das Innere des Schlosses ihn führend, für die Meldung seiner Ankunft sich kurzen Verzug erbat, weil die beiden Herzoginnen sich für einige Stunden zurückgezogen hatten, einer kleinen Ermüdung nachgebend.

Richmond ließ von dem verlegenen Diener, der sich fast versucht gefühlt hätte, das Gebot bei einer solchen Veranlassung zu umgehen, sich seine Zimmer anweisen, und ermahnte ihn, die bestimmte Zeit der Ruhe für beide Damen nicht zu unterbrechen.

Bald hatte er dann seine Reisekleider abgeworfen, und eilte nun, mit steigendem Vergnügen, in einem Gange durch die wohlbekannten Räume des alten Wohnsitzes, ganz in der Stille das Fest der Erinnerung zu feiern. Die Stunde des Tages war ihm günstig, die Gesellschaft zu Pferde und Wagen hinausgeeilt, die Schönheit des Wetters zu genießen, und Lord Richmond konnte sicher sein, den Theil des Schlosses, wohin sein Herz mit kindlicher Lust sich sehnte, zu erreichen, ohne vor dem Besuch bei den Herzoginnen mit den andern Bewohnern zusammenzutreffen.

Die Zimmer, die er zu besuchen wünschte, stießen zunächst an die Wohnung der alten Herzogin, und man gelangte zu ihnen durch eine Gallerie, die eine zahllose Reihe alter Ahnenbilder aus dem Hause Nottingham und den nach und nach damit verbundenen Häusern, welche die Frauen zu diesem berühmten Geschlecht geliefert hatten, enthielt. In dem Alter ihres Daseins stellten sie außer dem Stammbaum ihres stolzen Hauses auch noch die stufenweise Entwickelung der Kunst dar, die hier von den naivesten Versuchen einer dürren Angabe von Kopf und Händen bis zu den entzückenden Schöpfungen eines Holbein und van Dyk in Uebergängen zu finden war. Zu diesen Studien hatte Richmond offenbar keine Andacht mitgebracht; denn er schlich eilig an ihnen hin, als fürchte er ihre Ansprüche an seine Theilnahme, und schnell sehen wir ihn in einer Hauptthür verschwinden, die nach der Frontseite des Schlosses führte.

Er stand jetzt einsam und seinen Gefühlen überlassen in dem großen Gemach mit purpurrothen Sammettapeten, das in seiner stillen Pracht und hergebrachten Ordnung sich behauptete, trotz der Jahre, die über ihm hingegangen. Die Fenster waren große Thüren, durch deren helle Scheiben ein

klares Licht einfiel, und die zugleich einen Ausblick gewährten auf einen breiten, an mehreren Zimmern hinlaufenden Altan. Ein steinernes Geländer umzog diesen luftigen Raum, und zeigte in regelmäßiger Entfernung schlanke Strebepfeiler, welche einen leichten Ueberbau, mit reicher Stuccatur versehen, trugen, der den Altan deckte, und ihn zu einem offenen und doch gegen die Unbilden des Klima's in etwas gesicherten Saal machte, dessen angenehm geschützte Lage ihn zum Lieblingsaufenthalte für die Morgen- und Abendstunden der alten Herzogin bestimmt hatte.

Die tiefe Stille, die hier herrschte, und nur durch den Gesang der Vögel unterbrochen ward, welche in den dichten Laubgebüschen unter dem Altan nisteten, machte ihn zu einem Asyl der Heimlichkeit und Ruhe. Doch beherrschte der Blick, weit über diese Waldeinsamkeit hinaus, das Land in großartigen Massen, mit dem glänzenden Bande des breiten Stromes und den schönen Berglinien des ferneren Hochlandes, ein weites und geräuschvolles Bild des Lebens entfaltend, dessen Einwirkung an der grünen Oase dieses friedlichen Ruhepunktes zu enden schien.

Hierher sehnte sich Richmond, hier wollte er wieder der süßen Zwiesprache lauschen, die er als Knabe mit seiner Sehnsucht und seinen Träumen gehalten. Diese Räume schienen für ihn geweiht durch das Andenken an entscheidende innere Entwickelungsmomente. Hier hatte er stundenlang in ungestörter Einsamkeit geweilt, um unermüdet in die Ferne zu blicken und ihrem unbestimmten Nebelgrunde die warmen, farbenreichen Bilder seiner Phantasie einzuprägen. Hier war der Augenblick ihm eingetreten, der uns zum Selbstbewußtsein weckt, und uns dem Leben als abgesondert gegenüberstellt. Wer kennt nicht die Stelle, wo dies Wunder ihm offenbart ward, und betrachtet sie nicht als Heiligthum, geweiht für alle Zeiten?

Zum Manne gereift, durch früh erlangte innere Mündigkeit den Jahren weit vorangeeilt, sah er nach langer Trennung auf der heiligen Stelle sich, als ob seit diesen Jahren kaum eine Nacht verflossen; so hatte hier die Zeit am wohlbegründeten Besitz ihr Recht verloren. Vor Allem aber blickte er fast zärtlich auf den hohen, breiten Lehnstuhl der theuern Großmutter, der mit seiner hohen Lehne weit über den Sitzenden ragte und ihn vor jedem Luftzug schützte.

Auf dem Boden und auf dem Rande des steinernen Geländers lag zerstreutes Vogelfutter, die kleinen Gäste aus dem Park zu locken, die, ihre Wohlthäterin schon kennend, in ganzen Schaaren zu ihren Füßen den Bedarf sich sammelten. Daneben stand das kleine alterthümliche Tischchen mit dem Ebenholzkästchen, in welchem sie Seide zupfte. Alles deutete auf kürzlichen Gebrauch, und daß dies Plätzchen noch immer in seinen vollen Rechten bei der Besitzerin stand.

Eine bunte Gedankenreihe war es, die auf dieser Stelle an dem jungen Manne in sehr abwechselnden Erscheinungen vorüberzog. Der weiche Ausdruck kindlicher Hingebung in seinem schönen Antlitz ging langsam in jene feste, ernste Miene über, womit wir im glücklichsten Falle dem Leben die Kenntniß seiner Ergebnisse bezahlen, und als er den langen Blick aus der

Ferne zurückzog, brachen sich die festen Lippen in einem Hauche, einem Seufzer ähnlich, und sein Auge blickte feucht.

Von Stimmen aufgeschreckt, die aus dem eben verlassenen Zimmer zu ihm drangen, eilte er schnell in das daneben liegende Cabinet, das nächste Ziel seiner Wanderung. Hier hingen Bildnisse, welche die alte Lady zu ihren kostbarsten Besitzthümern zählte. Sie waren theils Geschenke, die ihr Gemahl der hohen Gunst seiner Souveraine verdankte, theils von ihm selbst um hohe Preise von den ersten Künstlern erworben, und Abbildungen der bedeutendsten Personen aus der königlichen Familie von England.

Die schönen Bilder hatten auf den jungen Richmond stets einen Zauber ausgeübt, der zusammentraf mit seinem lebhaften Interesse für die Geschichte seines Vaterlandes, und am liebsten von ihren ausdrucksvollen Zügen rief er sich zurück, was von ihrem Leben schon abgeschlossen in dem Spiegel der Geschichte aufgefaßt erschien.

Das ganze Zimmer war von feiner, sorgfältiger Einrichtung, daß es mit seinen hell polirten Wänden und Fußboden und den reich vergoldeten Stuccaturen einem Schmuckkästchen glich, wozu noch der feine Duft des reichlich darin verwandten Cedernholzes kam, und einige bequeme Sessel von purpurfarbenem Sammet, die in stets unverrückter Ordnung seit einem halben Säculum voll Ehrfurcht die gewählten Gäste zu erwarten schienen, die sich einer so hohen Versammlung zu nähern wagen würden. Auch war Richmond fast der einzige unter seinen Geschwistern, dem als Kind erlaubt gewesen war, allein hier einzutreten, und er fühlte sich selbst heute noch mit scheuer Freude erfüllt, als er die schön gefugte Thüre aufdrückte, durch deren große Scheiben das Licht in vollem Glanze diese Bilder zeigte. Er lauschte dem eigenthümlichen Laute, womit die glatten Angeln der Thüre sich stets zu drehen pflegten, und der ihn auch jetzt sogleich begrüßte, ihn einzutreten einlud, und wie durch einen Zauber ihn in die Gemeinschaft mit den lebensvollen Gestalten des vergangenen Jahrhunderts einführte.

Er blieb am Eingange stehen, den Raum gleichsam befragend, ob er derselbe sei, und mußte bald sich eingestehen, verändert sei nur er, um ihn dagegen sei Alles in unerschütterlicher Ordnung geblieben. Er sah sie noch alle vor sich, die großen Gefährten seiner damaligen Einsamkeit; sie blickten aus ihren breiten goldenen Rahmen noch mit denselben Blicken nieder und schienen noch jetzt zufrieden, in so vollkommener Abbildung der Nachwelt überliefert zu sein. Doch anders war der Antheil gestellt, mit dem der Mann die Ansprüche, die ihnen in Wahrheit zustanden, abwog, sie zuerkannte oder verweigerte; und wenn er von manchen ihrer Sünden sich mit Verachtung wegwandte, hatte er dagegen nicht minder für ihre Herrschertugenden und das durch sie beiwirkte Gute ein vaterländisch anerkennend Herz.

Er wandte sich, wie absichtlich, von dem ihm zunächst befindlichen Bilde, und eilte dem entgegen, das, als die Krone aller, der Thüre gegenüber die Hauptwand einnahm.

Es war das Bild der Königin Elisabeth, ihr Pathengeschenk bei der Geburt des letztverstorbenen Herzogs, von einer unbekannten Meisterhand im

vollsten Zauber von Farbe und Licht dargestellt. Es liebte die stolze Frau auf ihrer unbestrittenen Höhe, zur frühern Ungunst des Geschickes sich zurückversetzt zu sehen, und Woodstock, wo sie in philosophischer Zurückgezogenheit und Verbannung den Wissenschaften gelebt hatte, blieb wohl zu allen ihren Bildern der selbstgewählte Hintergrund. Auch hier gewahrte man das kleine feste Schloß, von dessen Terrassen sich ein breiter Weg bis zu dem schönen Eichbaume hinzog, unter dessen Schatten sie einst die Gesandten Englands empfing, die sie auf den Thron ihrer Väter riefen.

Sie selbst saß auf diesem Bilde vor einem violetten Vorhange, der, an der rechten Seite aufgezogen, die erwähnte Gegend zeigte. Ihre Physiognomie trug den lebhaften und geistreichen Ausdruck, der ihren großen und männlichen Gesichtsformen ein wahrhaft königliches Ansehen gab, und, in Betracht ihrer hohen Bestimmung, jeden Anspruch auf weibliche Schönheit leicht aufgeben ließ.

Ihr reiches Kleid von Silberstoff war mit einem Latz von Perlen und Juwelen um ihren vollen Körper in der freien Mode damaliger Zeit so geordnet, daß ihre schönen Schultern unverhüllt und von dem hohen Spitzkragen zart umsäumt erschienen.

Sie hatte den Kopf hoch gehoben und etwas zur rechten Seite gewendet; ihr glänzendes röthliches Haar war frei empor gekämmt, und zeigte die große runde Stirn mit den hochgewölbten Augenbrauen. Auf der Mitte des Kopfes nach hinten über saß eine brillantene Krone, und die Fülle von Locken, die ihr reiches Haar zuließ, fiel von da, wie es scheinen sollte, in leichter Nachlässigkeit von beiden Seiten nieder. Die Lippen waren wie zu einer rednerischen Bewegung geöffnet, und die rechte Hand, von großer Schönheit, hielt in ihrem Schooße die Oden des Horaz. Etwas zur Linken zeigte sich auf einer Herme die Büste des Plato und darunter, aus dem Bilde schon herausgehend, so daß man nur einen Theil eines Tabourets gewahrte, sah man den königlichen Hermelin, auf den Elisabeth so eben, wie der Horaz in ihrer Hand andeutete, den Musen huldigend, mit ihrer linken Hand den Zepter niederlegte.

Wie reich und bedeutungsvoll dies Bild auch in seinen Beiwerken sein mochte, es war dem Künstler doch vollkommen gelungen, sie sämmtlich der mächtigen Persönlichkeit der königlichen Frau unterzuordnen. Dieser kühne, überzeugte Blick, diese stolz gehobenen Lippen kündigten vollkommen sie als diejenige an, die Sixtus der Fünfte nächst sich selbst und Heinrich dem Vierten zu den drei einzigen Selbstherrschern rechnete, und gewiß mußte vor ihrem Bilde ein Jeder in seinen Ausruf einstimmen: Un grand cervello di principessa!

Links ihr zur Seite hing das Bild ihres Vaters, Heinrich des Achten, von seinem Liebling Holbein mit aller Kunst und Sorgfalt dieses großen Meisters ausgeführt. Er war zur Zeit der Vermählung seiner Schwester mit Ludwig dem Zwölften bei dem Hoflager zu Calais gemalt, zur schönsten Zeit seines männlichen Alters und in dem vollen Glanze des damals unermeßlichen Kleideraufwandes.

Er saß zurückgelehnt in einem thronartigen Sessel, einen kleinen mit Juwelen besetzten und mit einer Feder aufgeklappten Hut halb zurückgeschoben auf dem hohen Kopfe; die eine Hand über die auf einem Tische seitwärts stehende Krone gelegt, hielt er in der andern seine eigene Uebersetzung des Neuen Testamentes.

Sein Gesicht schaute halb lächelnd gerade aus. Es lag mehr Hohn und Triumph als Freude oder Heiterkeit darin, und dem Beobachter mußte leicht der Uebergang zu finden sein von diesen noch jugendlich überwölbten Zügen zu dem wilden Gepräge des später so blutdürstigen Tyrannen.

Ihm gegenüber hingen die Bilder seiner beiden Kinder, Eduard des Sechsten und dessen grausamer Schwester, der nachherigen Königin Maria.

König Eduard war als Knabe abgebildet; er hatte seinen Lieblingshund, ein großes, weißes Windspiel, mit dem rechten Arme umfaßt, und schien die zarte, schwankende Gestalt an ihm zu stützen. Seine dichten braunen Locken hingen schlicht um das bleiche, kranke Antlitz, und die großen dunkeln Augen blickten aus dem wasserblauen Grunde mit einer Wehmuth, als wollten sie im Voraus das trübe Loos des künftigen schwachen Königs beklagen.

Weit hinter ihm in der gothischen Halle, die den Raum des Bildes füllte, lagen auf einem kleinen Polster die Insignien der ihn einst so drückenden königlichen Würde.

„Schmerzliches Loos!" rief Richmond, „wenn die Natur im Widerspruche mit dem Berufe, den uns der Himmel durch die Geburt zu überweisen scheint, die Mittel uns versagt, ihn zu erfüllen; und besser doch dein trübes, schwaches Walten in Kraftermangelung, als jener Mißbrauch empfangener Gewalt, um die Höllengeister deines Innern in's Leben zu rufen. Wer würde dein Loos nicht preisen vor dem Bilde deiner Schwester!"

Sie war in ihrem acht und dreißigsten Jahre nach ihrer Verlobung mit Philipp dem Zweiten von Spanien gemalt. Der Hintergrund des Bildes, vielleicht durch Zufall, von einem schlicht niederfallenden blutrothen Vorhange bedeckt, erhöhte wunderbar den grauenhaften Eindruck, den das Ganze machte. Denn wer konnte das Bild dieser blutdürstigen Frau erblicken, ohne zu denken, sie tauche aus den Bächen von Blut auf, welche sie mit Freuden um des Glaubens willen fließen ließ. Sie saß auf einem Stuhle, auf dessen hoher Lehne links das Wappen Spaniens, rechts das von England thronte. Nach der bigotten Weise ihres Lebens war sie in das schwarze Gewand einer Karmeliterin gekleidet, doch über der verhüllten Stirn war die kleine brillantene Königskrone befestigt, über der wieder ein feiner schwarzer Flor bis auf den Boden niederfiel. Zur linken Seite stand ihr ein roth behangener Tisch, auf dem ein Andachtsbuch, ein Kruzifix und zu dessen Füßen das Zepter, doch, über Alles dies hinweg, eine scharf gezeichnete Geißel lag.

Ihr Arm ruhte auf diesem Tische, und die Enden der Geißel waren durch ihre Finger gezogen, während ihre rechte Hand das Bild des damals sechs und zwanzigjährigen Philipp's von Spanien hielt, für den sie eine allzuheftige Neigung nährte.

Ihr breites schlaffes Antlitz, von jedem Reize der Jugend oder Schönheit weit entfernt, trat in erschreckender Wahrheit aus den dunkeln Hüllen hervor, und zeigte den vereinten Ausdruck stumpfen Geistes und satanischer Bosheit.

Richmond hatte ihr fürchterliches Unrecht und das Elend, das sie in fünfjähriger Regierung über sein Vaterland gebracht, mehr noch, als früher, empfinden lernen, und wenn er als Knabe sich zwang, vor diesem Bilde, das er haßte, so lange festzustehen, bis es ihm schien, als erhöbe sie drohend sich und wolle ihn ergreifen, so wandte voll Verachtung sich der Mann von diesen Zügen, die der Nachwelt, könnte der Name auch verloren gehen, noch sagen werden, was sie war.

Und auch wie damals, wenn der Knabe für das Schrecken, das er sich heraufbeschworen, Beschwichtigung suchte, wandte er sich. Denn hier hing neben Heinrich dem Achten, ihrem Großohm, das Bild der siebzehnjährigen Königin von neun Tagen, das erste blutige Opfer der schrecklichen Maria, die schöne tugendhafte Johanna Gray.

Wie ein Engel, als Bote eines bessern Lebens der Welt auf kurze Zeit gesandt, so blickte aus diesen tiefen blauen Augen der Himmel in der eignen Brust. Funfzehnjährig schon Gemahlin des ihrer so würdigen Guilford, war als Braut sie dargestellt. Im Weggehn aufgehalten, wie es schien, stand sie mit leichter Grazie aufgerichtet vor einem Sessel, und blickte mit dem vollen Antlitze aus dem Bilde. Die feine jugendliche Gestalt, die kaum die Gränzen der Kindheit überschritten, war in die Farben des väterlichen Hauses Suffolk, in weißen Silberstoff mit himmelblauer Robe, gekleidet. Ihr wunderschönes blondes Haar floß wie gesponnenes Gold in zarten Wellen ohne Zwang den halb gewendeten Rücken entlang, und reichte über die Hälfte der kindlichen Gestalt; an den Schläfen von der weißen Stirn gescheitelt, war es mit blauen Schleifen zierlich aufgebunden, und auf dem Hintertheile des Kopfes ruhte die herzogliche Krone. Eine Säulenhalle zog bis in die weite Ferne sich als Hintergrund, und am Ende derselben sah man perspektivisch verkleinert Lord Guilford daher eilen.

„Ach,“ rief Richmond, von so viel Unglück und so viel Tugend tief bewegt, „hätte nie dein kindlich Haupt ein schwereres Diadem belastet, als diese leichte Herzogskrone, das unbestrittene Erbtheil deiner Väter!“

Noch blieb er sinnend stehen, dem spiegelhellen Boden zugewendet. Es blieb ein Bild noch zu betrachten übrig, er wußte es wohl. Doch zögernd verschob er seinen Anblick, als müßte er erst das eigene Herz betrachten und seinen schnellen Schlägen lauschen. Sollt' er als Mann erfahren, was ihn als Knabe schon bewegt? Mußt' er es eingestehn, daß das wunderbare Loos ihm gefallen sei, an ein Bild die süßesten Regungen des Gefühls verschenkt zu haben? „Nein!“ rief er, „dem Knaben gehört diese Schwärmerei!“ Er wandte muthig sich, er stand davor, und wie am Strahl der Sonne der leichte Nachtfrost einer Mainacht zu einem Thautropfen sich verwandelt, so verschwamm in seinem ersten Blick Wille, Absicht, jeder Widerstand der Ueberlegung, und Herz und Seele sogen sich fest an ihren alten Wahn.

Dicht an der hellen Eingangsthür und wie in einem Schreine, da die Holzwand herausgehoben war, es einzulassen, hing ein Brustbild, dessen Rahmen in einem runden Medaillon das lebenvolle Antlitz der schönen unglücklichen Königin von Schottland umfaßte. Der Rahmen trug in Gold und Farben und reichen Edelsteinen die drei Wappen, welche die unglückliche Frau mit Eigenthumsrecht behauptete. Die Wappen Schottlands und Frankreichs waren an dem oberen Rande, unter der dreidoppelten Krone im Mittelpunkte des Rahmens, das Wappen Englands, das zu behaupten, ihr so großen, nur mit Blut gesühnten Haß der eifersüchtigen Elisabeth zuzog, unter den beiden ersteren. Reich mit Laubwerk und Emaillen war das Kunstwerk dieses Rahmens ausgeführt, und enthielt in Arabeskenform noch viele Anspielungen auf den hohen Geist der königlichen Frau. Das Ganze war umschlungen von einem emaillirten Bande, auf dem in goldener Schrift die Namen Plato, Aristoteles, Horaz, Pindar, Homer, Dante und Ariost, als der Gefährten ihrer Einsamkeit, zu lesen waren, und wie vorzüglich auch das Bild zu nennen war, der Rahmen an sich blieb ein schätzbares Kunstwerk.

Aus einem tiefen, schattigen Hintergrunde, einer Tapete von grünem Damast ähnlich, trat der in wunderbarer Wahrheit aufgefaßte Kopf der Königin hervor. Das hellbraune Haar war frei weggehoben, und zeigte die ganze Schönheit der königlichen Stirn. Die lichtvollste Freiheit der Gedanken schien diese schöne Wölbung selbst gebildet zu haben, und das glänzende Licht, das von Innen aus diese reine Form zu durchdringen schien, hätte auch ohne den Ausspruch dreier Kronen sie zur geistigen Beherrscherin ihrer Zeit erhoben. Von den feinen, leicht eingedrückten Schläfen bildete sich der Contur des zarten Kopfes im reinsten Oval, bis zu dem vollen jugendlichen Kinn, über dem mit allen Grazien der schön gewölbte Mund die holde Mähre von ihren Scherzen, ihrem feinen Witze zu erzählen schien.

In den vollen, leicht gefärbten Wangen ruhte der feine Anfang eines zarten Grübchens, geschaffen, um ihres Lebens Liebesglück und Schmerzen zu verrathen.

Ihr waren zuerst die Augen verliehen, die, seitdem ein Erbtheil ihres unglücklichen Stammes, mit einem Zauber jeden zu fesseln wußten, auf wen sie einmal in Liebe sich geheftet.

Unter einer kaum merklichen Wölbung der feinen Augenbrauen ruhten weit und schön geschnitten die großen braunen Augen, die klar und tief den hohen Geist, der ihnen inne wohnte, von Lieb' und Sehnsucht halb bezwungen, zeigten. Sie schienen wider Willen der hohen Abkunft von Mißgeschick zu reden, und die langen schwarzen Wimpern hingen auch bei'm vollsten Aufblick wie ein leichter Trauerschleier um den vollen Glanz.

Dazwischen hob sich an der Stirn breit und voll die feine griechische Nase, und verstärkte mit ihrer edeln, festen Form den hohen geistigen Ausdruck ihrer Züge. Ihr wunderschönes braunes Haar war ohne Schmuck der Königin, sich selbst in seiner seltenen Fülle die Krone flechtend, doch zeigte es unverdeckt in einem hohen Spitzkragen die runde, schlanke Säule des Halses, auf welcher der Kopf so leicht und zierlich ruhte, daß beide je zu trennen,

nur ein Barbar zu denken wagen konnte. Hier hörte das Bildniß auf; leicht in den Schulterlinien war ein schwarzes Sammetkleid angegeben, das unter dem Kragen mit einem in Brillanten eingelegten rothen Steine befestigt war.

Ungezählt entflohn die Augenblicke vor diesem Bilde, und das innerste geheimste Leben Richmond's trat hervor, und ließ sich nicht mehr zur Rechenschaft ziehen vor dem Geiste der Ueberlegung, der fragend, ja mißbilligend es anschaute. Es war da! und hatte sich zum sichersten Bewußtsein in diesen Augenblicken aufgeschwungen; es lebte! und sein Leben ward eingestandene Wonne. Still und mit Rührung gelobte sich Richmond, der Welt, dem rohen Vertrauen der Menschen ewig verhüllt, wollte er selbst nimmermehr mit diesem Gefühle hadern, sondern es hoch halten. Eine kleine glückselige Insel sollte es in ihm fortan bilden, auf der er landen wollte, aus der Wirklichkeit verschlagen.

So sich jugendlich überspannend, störte es ihn nicht, Gesang und Harfenton vom Altan her zu hören. Die schönen vollen Frauentöne, das kunstreich ausdrucksvolle Spiel der Harfe, es schlich sich ein in seine Träume, verwebte sich darein, als ihnen angehörend. Mit steigendem Entzücken hörte er die Worte des göttlichen Shakespeare, dieselben, welche die Frauen der Königin in Heinrich dem Achten der unglücklichen Katharina am Vorabend des Gerichts singen.

Orpheus sang:

1.

Der Bäume Wipfel
Und der Berge starre Gipfel
Beugte seiner Laute Macht.

2.

Pflanz' und Blum' entsproß voll Wonne,
Als hätt' Regenguß und Sonne
Ew'gen Lenz hervorgebracht.

3.

Jedes Wesen ward Gehör,
Selbst die wilde Well' im Meer
Hing das Haupt und legte sich.

4.

Tonkunst, deine Zauberei'n
Hört der Gram, und schlummert ein,
Hört dich fort und stirbt durch dich.

Mit feierlichen Accorden schlossen diese rührenden Worte und weckten den glücklichen Träumer. Nein, sie war es nicht selbst, die unglückliche Königin Maria, die dies Lied gesungen! Er war nicht zu Stirling, zu Holyrood-House; er war in Burtonhall, in der Nähe seiner Familie, und nur ein paar Schritte vielleicht führten ihn in ihre Mitte.

Bewegt von der Wirklichkeit und von seinen Träumen, öffnete er die Thür und stand am Ende des Altans seinen Lieben gegenüber.

Die jungen Damen des Schlosses hatten sich hier zu einiger Muße aus dem größeren Kreise der Gesellschaft zurückgezogen, und Alle sich mit dem Wunsche um Lady Melville versammelt, sie zur Harfe singen zu hören. Dies war auf die erwähnte Weise geschehen. Sie saß jetzt ausruhend in ihrer schwarzen Kleidung auf dem Lehnstuhle der alten Herzogin. Die Harfe ruhte, seitwärts geschoben, noch in ihrem Arme; auf dem purpurrothen Sammet des hoch über ihr emporragenden Stuhles hob sich der schöne Kopf in seiner ganzen regelmäßigen Zierlichkeit, und belebt vom Gesange und dem lobspendenden Zuspruch der lieblichen Gefährtinnen, leuchtete von ihm der volle Zauber ihres lebhaften Geistes. Sie hatte sich zu der ihr rechts stehenden Gruppe gewandt, welche Arabella und Anna Dorset sich im Arm haltend zeigte; zu ihren Füßen, und den Kopf in zärtlichem Schmachten zu der Sängerin aufgehoben, saß Ollonie Dorset, während Lucie von hinten den Stuhl erklommen hatte, und eben mit Jubelgeschrei ihren blonden Lockenkopf herüberbog, um ihren Liebling von da aus zu umfassen. Schnell und leicht sprang Lady Marie jetzt auf, zog den kleinen Engel zu sich herüber, und nun, sogleich von Allen umfaßt, stand sie wie die Göttin der Liebe und Freude da.

Die reichen braunen Locken zurückschüttelnd, richtete sie das Haupt empor; da erblickte ihr Auge den Lord am Ende des Altans ihnen gegenüber in stiller Anschauung vertieft, und nachdem sie ihn einige Augenblicke betrachtet, streckte sie die schöne Hand, nach ihm deutend, aus, und rief: „Siehe da, Lord Richmond!“

Aus „St. Roche.“

(Von derselben Verfasserin.)

(Leonin, der einzige Sohn des französischen Marschalls, Herzogs von Crecy, hatte sich, von seinen Eltern auf Reisen geschickt, in Schottland mit der liebenswürdigen Tochter eines Landgeistlichen vermählt, und seine junge Frau nach seinem Stammschlosse St. Roche geführt, während er selbst zu seinen Eltern nach Paris reiste. Seine stolze Mutter weigerte sich, die Ehe anzuerkennen, und zwang den schwachen Sohn zu einer andern Heirath mit einer Hofdame der Königin von Frankreich, Gemahlin Ludwig's XIV., Fennimor. Jene erste Frau, der dies nicht verborgen bleiben konnte, starb vor Gram, und hinterließ einen äußerst liebenswürdigen Sohn, Reginald, der unter dem Namen eines Chevalier von St. Roche von dem Abbé Fenelon auferzogen wurde. Bei demselben erhielt auch Ludwig, der einzige Sohn Leonin's aus seiner zweiten Ehe, seine Erziehung. Beide Jünglinge liebten einander schwärmerisch, ohne zu wissen, daß sie Brüder wären. Endlich erfuhr Reginald durch eine alte Dienerin, die in St. Roche lebte, wer sein Vater, daß Ludwig sein Bruder, und daß er eigentlich der rechtmäßige Erbe der Crecy'schen Güter sei. Er bat Ludwig, ohne die Entdeckung ihm mitzutheilen, mit ihm nach St. Roche zu reisen, in der Absicht, ihm hier an

dem Grabe seiner Mutter Fennimor zu erzählen, was er über seine Familienverhältnisse erfahren habe. Diese Mittheilung erfolgte schon unterwegs auf der Reise nach St. Roche, und statt die Brüder zu entzweien, diente sie nur dazu, die Bande der Liebe und des Vertrauens noch fester zu knüpfen.)

Mitternacht war indessen vorüber, als sie die gelichteteren Stellen des Waldes, die das (alte, von Katharina von Medicis benutzte) Schloß St. Roche erkennen ließen, erreichten. Der Regen hatte aufgehört, aber der Sturm wälzte sich heulend und mit furchtbarer Gewalt über den zitternden Boden. Die jungen Leute hatten den Wagen verlassen; sie wollten sich selbst den Eingang zum Schlosse suchen; denn ihre Diener hatten mit den erschöpften Pferden zu thun, und der Wegweiser erklärte, daß er um keinen Preis das alte Geisterschloß betreten würde, und that Alles, was seine plumpe Ueberredungsgabe vermochte, die jungen Herren gleichfalls davon abzuhalten.

„Herr, Herr!" sprach er, „das ist ein Unglückshaus; noch Niemand hat es unbeschädigt verlassen; die Meisten fanden ihr Grab darin, und litten vorher viele höllische Qualen. Räuber sollen auch darin hausen! Und was Wunder — seit St. Albans, der alte Kastellan, verstorben ist, steht Alles verlassen; die Thore und Gitter sind offen, ohne Wächter, ohne Schloß und Riegel. Was Wunder, daß sich einnistet, wer finster Werk treibt; denn die alte böse Hexe*), die sich dort abgesperrt, die wird es nicht hindern."

Dessenungeachtet machte diese Rede nur bei der Dienerschaft Eindruck; die jungen Männer befahlen, daß man den Mundvorrath, nach dem sie anfingen einiges Verlangen zu tragen, ihr nöthiges Gepäck und die Windlichter nachbringen möchte, der Wagen langsam den Eingang suchen sollte, und eilten, Arm in Arm, dem Schlosse zu. Jetzt standen sie an einer terrassenartig ansteigenden Befestigung, die, durch Gräben getrennt, mit kaum wahrzunehmenden Brücken überbaut war, hinter welchen sich die dunkle Masse des Schlosses zeigte, die gegen den Nachthimmel, der, mit zerrissenen Wolken bedeckt, die, vom Sturm gejagt, einen schauerlichen Wechsel trieben, wahrhaft drohend und gebietend abstach.

Beide blieben stehen, lebhafter von seinem Anblicke ergriffen, als sie erwartet hatten. „Weiß Gott!" rief Reginald, „man möchte zu den bösen Dingen Glauben fassen, die über dies alte Schloß im Munde der Nachbarn sind; es sieht aus, als riefe es jedem eine Warnung vor seinem Bereiche zu."

„Ja," sprach Ludwig bewegt, „wie das riesige Grabmal eines ganzen Geschlechtes sieht es aus. Die Valois erbauten es, wie Du mir sagtest, — sie hätten mit allen ihren Sünden darunter Raum."

Sie schritten vor, und erreichten trotz des wüthenden Sturmes, der sich ihnen wie Menschenhände entgegendrängte und sie zurückzuschleudern schien, die Eingangsbrücken. „Dieser Nacht werde ich gedenken bis an mein Ende!" rief Reginald, und ergriff das Gitter, das den düstern Hof umschloß. Er zog Ludwig nach sich, der, matt und erschöpft, ihm kaum folgen konnte, und

*) Fennimor's ehemalige alte Dienerin.

Beide traten nun durch das offene Gitter in den Schloßhof, der ihnen wenigstens einigen Schutz verlieh, obwohl das Geheul des Sturmes sich nur noch schauerlicher gegen all' die Ecken und Giebel brach, die, mit eisernen Gittern und Wetterfähnchen besteckt, ein wunderliches Concert bildeten.

„Laß uns Quartier machen, wo wir zukommen!" sprach Reginald; „so spät, so über Mitternacht hinaus erwartet uns die alte Freundin nicht mehr; wir wollen sie nicht beunruhigen, und werden doch Dach und Fach finden für die wenigen Stunden."

„Ja," erwiederte Ludwig, „laß uns Schutz suchen ohne Zeitverlust; ich fühle mich erschöpft. Vielleicht bestätigt sich das Gerücht, daß die Thüren aufgeblieben sind."

Beide überschritten nunmehr den Hof, und ihre Erwartung erfüllte sich. Sie traten ohne Hinderniß in die weitläuftige Halle des untern Geschosses, und nachdem die Diener Windlichter angezündet hatten, sahen sie, wie von hier aus schwere, eichene Treppen mit großem Aufwande von Raum in die obern Gemächer führten.

„Hier ist nicht Bleibens trotz der alten Kamine, die vielleicht unsern Leuten nützlich werden," sprach Ludwig. „Es ist hier kalt und feucht; wir wollen höher steigen; wir finden oben wohl bessere Räume."

Die Diener leuchteten, und man erreichte den oberen Treppensaal, der, mit dunklem Marmor getäfelt, an eben solchen Wänden mit Portraitstatuen umstellt war und rechts und links große Eingangsthüren zeigte, die, von Eichenholz schwer und überladen verziert, in Einfassungen von schwarzem Marmor liefen.

„Das sind finstere Eingänge!" rief Ludwig, „wie die Pforten zu einer Gruft."

Reginald schauderte. „Laß uns lieber den Theil des Schlosses suchen, wo Emmy wohnt," rief er lebhaft aus. „Zu Entdeckungen in diesen düstern Räumen sind wir nicht hergekommen."

„Nein!" rief Ludwig, „das Bedürfniß nach Ruhe beherrscht mich ausschließend. Laß uns eintreten rechts oder links; ich strecke mich sogleich nieder, wär' es auch auf den Stufen eines Grabmals. Leuchtet! wir treten hier ein."

Die Diener gingen zögernd voran. Ludwig schob sie weg; er selbst drückte das kunstreich umschnörkelte Schloß. Es gab nach, und sie traten in ein schmales, hohes, gewölbtes Zimmer, welches, mit breitem Kamin und herumlaufenden Bänken, einem großen, steinernen Becken in der Wand, und daneben befestigtem Schenktisch, als ein Vorzimmer zum Eß- oder Banketsaal zu erkennen war.

„Das zweite Zimmer wird besser sein!" rief Ludwig, jetzt thätiger werdend als Reginald, der mit unbeschreiblicher Gemüthsbewegung und höchst widerwillig nur dem Grafen folgte. „Halt," sagte er, „die angelehnte Thüre aufstoßend, „das ist ein Prunkgemach, und offenbar noch königlichen Ursprungs. Siehe den Thronhimmel mit der Krone und den kostbaren Purpurbehängen."

Die Lichter erhellten nur sparsam den großen Prachtsaal früherer Zeiten; denn dem damaligen Geschmack gemäß war überall düsteres Material, wie schwarzer Marmor, Ebenholz, eichenes Getäfel und von der Zeit leicht geschwärzte Vergoldung zu abenteuerlichen, gigantischen Verzierungen verbraucht. Doch waren hier bequeme Stühle, Kamine, die vielleicht die Feuerung vertrugen, und was sie mit näherem Forschen erspähen konnten, machte diesen Raum für furchtlose Gemüther zu einem tadellosen Ruhepunkte weniger Stunden. Ludwig schob sogleich einen der großen damastenen Lehnstühle gegen ein Kamin, und indem er befahl, von einigen zusammengestürzten, auf dem Herde aufgehäuften Meublestrümmern Feuer zu machen, verrieth seine abgebrochene Rede, seine todtenähnliche Farbe, wie groß seine physische Erschöpfung sei. Obwohl dies für Reginald wie für ihre Diener nichts Ungewöhnliches war, regte es doch auch jedes Mal den guten Willen Aller an, ihm zu Hilfe zu kommen. Während die Diener sich mit dem Feuer beschäftigten, bemühte sich Reginald, von den alten Stühlen und ihren bauschigen Kissen Ludwig's Stuhl bequem zu machen, und als der ihn stumm, aber dankbar anlächelnde Bruder ruhte und mit warmen Mänteln überdeckt war, zog er ein klirrend schreiendes Tischchen von getriebenem Kupfer herbei, das seine Staubdecke räumen mußte, und auf dessen mit künstlichen Bildern eingelegter Platte Reginald mit jugendlich gelenkiger Geschicklichkeit die Mundvorräthe ausbreitete. Bald war so eine Art Bequemlichkeit eingetreten, die wenigstens als Gegensatz des draußen wüthenden Sturmwinds so genannt werden konnte, da das Kamin wirklich in hellen, prasselnden Flammen die zertrümmerte Pracht des vorigen Jahrhunderts verzehrte, und damit in seiner Nähe eine wohlthuende Wärme verbreitete. Ludwig griff nun auch, sichtlich erquickt, zu den Speisen, und fühlte sich besonders von dem alten starken Weine neu belebt

„Jetzt," rief Reginald, „bin ich erquickt, und unsere Leute werden es auch sein. Ruhe Du hier, mein Lieber! Ich will mit den Leuten und unsern Pistolen die nächsten Räume untersuchen; denn ein offenes Haus will ein nöthiges Bedenken erregen. Behalte Du eine Deiner geladenen Pistolen hier; mit den andern bewaffnen wir uns."

Ludwig war es zufrieden, und Reginald durchspähte zuerst ihren Aufenthalt. Das Zimmer war mit kostbaren, aber verwitterten Gobelins behangen; darunter standen fest und unversehrt verschlossene Schränke, die eine fortgesetzte Sculptur in Ebenholz waren, und, mit Gold, Silber und Elfenbein untermischt, Gegenstände aus dem alten und neuen Testamente darstellten. In der Gegend des Thronhimmels stand eine lange, eben so kostbar gearbeitete Tafel, über die ein verstaubter Teppich von purpurrothem Sammet mit goldnen Franzen hing. Außer der Eingangsthüre befanden sich noch zwei kleinere in diesem Zimmer; die eine öffnete sich nach einer offenen Gallerie, von der ihnen sogleich der Sturm entgegenwehte, der sie der festen Thüre froh werden ließ. Dagegen war neben dem Thronhimmel eine vierte größere Thüre, die Neugierde und Verdacht in ihnen erweckte, da sie mit mehreren Schlössern und eisernen Balken verwahrt war, die nach einigen

Versuchen, sie zu öffnen, sich als zu stark befestigt zeigten, um den Eingang möglich zu machen. Dies machte auf Reginald einen sehr unangehmen Eindruck, und er fühlte damit Sorge und Unruhe in sich angeregt, obwohl er bemüht war, sie zu verbergen, da er Ludwig's eintretende Ruhe zu stören fürchtete. Um so sorgfältiger untersuchte er die anstoßenden Räume, und alle zeigten sich durchaus beruhigend. Er befahl einem der Diener, mit dem Pistol in der Hand, im Vorsaal zu lagern; den zweiten ließ er vor der Thüre nach der Gallerie sich legen; er selbst aber nahm Ludwig gegenüber am kupfernen Tischchen Platz, so daß er die geheimnißvolle Thür im Auge behielt. Er hoffte, Ludwig's leichten krankhaften Schlummer bewachen zu können, trank mehr Wein als gewöhnlich, um sich munter zu erhalten, und da das sonderbare, wehklagende Geschrei der vom Sturm umwehten Zinnen und Thürme in dem mannichfachsten Wechsel seine Phantasie anregte, fühlte er sich auch der Müdigkeit widerstehend, die ihn von dem Augenblick an bedrohte, als Ludwig vor ihm in gleigmäßigeren, ruhigeren Schlaf versank. Er faßte das scharf geladene Pistol fest in der rechten Hand, und sich in den Lehnstuhl zurücklehnend, blieben seine Augen, wie gefesselt, an der verschlossenen Thüre haften. O, wie sammelte die Ruhe, die für seine Gedanken eintrat, die Bilder, die aus Emmy's mächtiger Rede über das Verhängniß dieses Hauses in ihm niedergelegt waren! Von der Gruft der Claudia von Bretagne*) an, bis zu dem blühenden, schönen Bilde seiner kindlichen Mutter, durchlief seine angeregte Phantasie nach Emmy's strenger Anordnung alle Begebenheiten. Wie schmerzlich und qualvoll stieg ihr und sein Schicksal in ihm auf, und wie dämonisch wuchs besonders Souvré's Gestalt in diesem Bilde an, von dem er sich erst jetzt eingestand, wie sehr er ihm in der Stille abgeneigt geblieben war. Wie verhängnißvoll erschien ihm dies Schloß selbst, das in seinem Bereich immer nur Unglück und Schuld über seine Bewohner häufte; denn Emmy hatte nicht unterlassen, die Gräuel der Katharina von Medicis, des Theophim von Crecy, des Spinola, zu berühren, und erregte fieberhaft sein wallendes Blut. Der kühne Jüngling, der die Furcht noch erst erfahren sollte, lernte plötzlich ein Gefühl kennen, für das er, da es ihm neu war, den Namen nicht wußte. Er blickte in dem ungeheuren dunkeln Raume mit klopfendem Herzen umher; das tiefe Schweigen, was jetzt hier herrschte, schien ihm entsetzlich; dieser Schauplatz geselliger Lust, ohne Zweifel von allen und den verschiedensten Bewohnern zu diesem Zwecke benutzt, zeigte keine Spur mehr seines früheren Lebens. Die Sessel blieben unbesetzt, die Tische leer, und die ungeheuren Schränke verhüllten ihren Inhalt, zum Dienste jener Zeit gehörend. „O," rief Reginald plötzlich unbewußt — „dies Schweigen ist unerträglich! Besser, es belebte sich Alles mit den Gestalten der Vergangenheit."

„So folge mir!" rief eine hohle, ernste Stimme hinter ihm. Entsetzt wandte er sich, und sah, daß er bei seinem Umherblicken die Richtung nach

*) So nennt man die erste Frau König Franz's I. von Frankreich. Sie war eine Tochter König Ludwig's XII. und der Anna v. Bretagne, gest. 1524.

der verschlossenen Thüre aufgegeben hatte, die jetzt geöffnet war; von da her, das übersah er mit einem Blick, war die Männergestalt gekommen, die diese Worte zu ihm sprach. Aber Reginald fühlte seinen Athem stocken, und doch konnte er es nicht nachweisen, warum ihn eben diese Gestalt so entsetzte. Seine Züge waren nicht ganz zu erkennen; ein spanischer Hut mit breiter Krämpe, nur seitwärts mit einer Agraffe aufgeschlagen, beschattete sein Gesicht, doch schien es Reginald gelb und bleich. Um seine Schultern hatte er einen kurzen feuerfarbenen Mantel, der drei große Löcher auf der Brust zeigte; übrigens schien er in schwarzem Sammet altspanisch gekleidet, und trug ein breites Schwert in reicher Scheide eng an sich gedrückt.

Immer deutlicher trat es Reginald hervor — er hatte die ganze Gestalt, so wie sie jetzt vor ihm stand, noch so eben unter den Portraitfiguren auf dem Treppensaal erblickt; dazwischen schien es ihm, er sähe Souvré's Züge, und die Gestalt nur widersprach in ihrer Größe dem flüchtigen Gedanken. — Und dieser Mann aus einem andern Jahrhundert forderte ihn auf, ihm zu folgen; Reginald fühlte sich wie von einer unabweisbaren Autorität beherrscht! Ohne es deutlich sehen zu können, glaubte er das stechende Auge des rothen Mannes zu fühlen; er wandte sich ängstlich nach Ludwig um. Aber dieser war nicht allein schon erwacht, es schien sogar, er war früher aufgefordert worden, als er selbst; denn er stand bereits ebenso willfährig, als Reginald.

„Gesellschaft sollt Ihr finden,“ fuhr der rothe Mann fort — „und für zwei Grafen von Crecy, an deren Leben die Erhaltung des Hauses Crecy-Chabanne hängt, soll es passende, unterhaltende Gesellschaft sein! Ihr fürchtet Euch doch nicht?“ setzte er höhnisch hinzu.

Dies schreckte Reginald empor. Jetzt erst fühlte er den erstarrten Zorn sich in seiner Brust beleben. „Wer seid Ihr?“ rief er. „Welch' ein Recht habt Ihr, in unserm Schlosse eine Einladung an uns zu richten, als wäret Ihr der Herr desselben?“

Eine Art Schnauben, wie es der Zorn zuweilen bei sehr wilden Menschen hören läßt, ging voran, dann folgte ein höhnendes Lachen. „Kind, halte ein mit deiner Wichtigkeit,“ rief dann der rothe Mann — „und hüte dich, mich zu reizen, daß du nicht gleich erfährst, welche Macht ich hier habe — eine solche, die in ihrem Alter und in ihrer Rechtmäßigkeit die deinige überbieten könnte!“

Und Reginald — der kühne, hochherzige Jüngling — schwieg. Ihm war so fremd und erdrückt zu Muth; als er sprach, fühlte er keine Kraft, seinen Worten Ton und Stärke zu geben; sein Athem war so kurz, sein Kopf schien ihm nicht frei — nur die Nähe Ludwig's beruhigte ihn. An seiner Seite folgte er dem voranschreitenden rothen Manne, willenlos — wie durch Zauber ihm nachgezogen, und an Ludwig dieselbe Gewalt wahrnehmend.

Als sie die Schwelle der jetzt geöffneten, früher so fest verschlossenen Thüre überschritten, blieb der rothe Mann stehen, und indem er zurückschaute, sagte er: „Ihr hattet, denke ich, große Lust, diese Räume zu betreten! Als

ich Euch an den Schlössern hämmern hörte, konnte ich denken, wer es war. Ihr hattet Recht, hier Einlaß zu wünschen — nur kam es mir zu, Euch hier willkommen zu heißen; denn es ist so recht eigentlich mein Bezirk — auch wartete ich schon längst auf Euch, Ihr Grafen von Crecy-Chabanne!" Ein kurzes feindliches Lachen folgte, und die erschütterten Jünglinge eilten ihm nach, der mit geräuschlosen Schritten über das dunkle Getäfel voranglitt.

Sie fanden erleuchtete Räume, ohne den Moder der Zerstörung, doch in dem Geschmack des Jahrhunderts eingerichtet, dem der Mann im rothen Mantel anzugehören schien. Sie kamen erst durch einige kleine Wohnzimmer, durch ein Schlafzimmer mit einem großen Bette, gegen dessen verschlossene, schwersammetne Vorhänge ihr Führer wild drohend die Hand erhob — und wie glich er jetzt Souvré!*) dann öffneten sich weite Säle, und die Jünglinge erstaunten über die Ausdehnung des Schlosses und den Glanz der Ausstattung. Diese Räume wurden jedoch von einer Schaar geschäftiger Diener und Dienerinnen belebt, die in einer ungewöhnlichen Thätigkeit umhersausten, doch ohne anderes Geräusch vernehmen zu lassen, als daß sie die Luft zu bewegen schienen, die oft schneidend und kalt an den Jünglingen vorüberstreifte, und auch die zahllosen Kerzen in einer beständig wehenden Bewegung erhielten.

Der rothe Mann hatte mit Allen zu verkehren, und Beide behielten Zeit, das zahlreiche wunderliche Personal zu betrachten, das, einig und in derselben Richtung wirkend, doch durch das Kostüm so getrennt erschien, als lägen zwischen den einzelnen Gruppen Jahrhunderte. Das Erstaunen Beider verschlang jede Frage; sie waren im Sehen aufgelöst, und von großer Beklemmung und einem nicht zu beherrschenden Grauen erfüllt; denn diese wort- und geräuschlosen Geschöpfe änderten jeden Augenblick mit Blitzesschnelle ihre Plätze, und die abenteuerlichsten, längst vergessenen Kostüme, die, schwerfällig und beladen, jede Bewegung zu hindern drohten, wurden hier mit einer Leichtigkeit getragen, als wären es Gewänder, von Staub und Luft gewoben. Die Jünglinge wurden von Niemand bemerkt, von Niemand berührt, obwohl sie von der großen Anzahl immer umkreist waren und ihren kalten Lufthauch fühlten. Alle waren beschäftigt, eine Tafel zuzurichten; von den alten Geschirren in den kostbarsten Metallen, die sie herbeischleppten und ordneten, waren einige kaum in ihrer Bestimmung zu erkennen, so fern mußte die Zeit ihres Gebrauchs liegen; dazwischen kamen neuere Gegenstände; die köstlichsten Geschirre und Becher, zu deren vervielfältigten Modellen Benvenuto Cellini als Erfinder genannt wird. Dann das leichte florartige Glas der Venetianer mit Wappen, Farben und Vergoldungen — jedes Jahrhundert, schien es, hatte seine Geschirre und seine ihm zugehörende Bedienung.

---

*) Marquis v. Souvré, ein alter Bösewicht und Höfling, war von der alten Marschallin v. Crecy gebraucht worden, die Ehe ihres Sohnes mit Fennimor zu stören, und hatte durch die Kränkungen, welche er dieser zugefügt, besonders ihren frühen Tod beschleunigt.

Vergeblich rang Reginald mit der wahnsinnigen Verwirrung, in die er sich gestürzt fühlte; die Dinge behielten ihre Gestalt, und zogen ihn endlich in einem Maße an, daß die Ueberlegung in ihm erstarb — nur Ludwig's Arm, sein antwortendes Auge, das er zuweilen suchte, gab ihm ein Gefühl von Haltung und Ruhe.

Jetzt winkte ihnen der rothe Mann, ihm zu folgen, und Beide traten mit ihm in den nächsten Saal, welcher glänzend erhellt und von großer Ausdehnung, aber mit einer Masse von Gestalten beinah' überfüllt war. — Doch waren sie früher den Dienern begegnet, standen sie hier den Gebietern gegenüber. Wohin in dieser glänzenden Versammlung zuerst das Auge richten — wie den Reichthum fassen, der hier den Glanz aller erdenklichen Kleiderpracht mit dem Zauber von Schönheit und Jugend vereinigt zeigte? — Die Jünglinge waren geblendet — ihre Phantasie war überboten; sie fühlten eine schüchterne Hingebung, und schienen sich kaum berechtigt, zu einer so anspruchsvollen Versammlung gehören zu wollen. Doch auch hier fiel Reginald bald die chronologische Folge auf; auch hier zeigten sich aus der Gesellschaft verschwundene Kostüme, oder solche, die nur noch in alten Bildwerken bewahrt wurden, und bei ruhigerer Betrachtung sah er zwei Frauen, die wie schroff bezeichnete Zeitabschnitte sich gegenüberstanden, und einen ganzen Kreis ähnlicher Gestalten um sich versammelten. Es ist ein Maskenscherz! wollte Reginald denken; aber er glaubte an dem Gedanken zu ersticken. Der Athem blieb ihm stehen, er wollte laut aufschreien, sich die Qual zu erleichtern — aber der Laut erstarb — die Lippen blieben tonlos. — Da trat der rothe Mann, der Alle wie seine Gäste zu leiten schien, zu ihnen; er führte sie umher. Sie wurden vorgestellt — er hörte viele Namen — und sich und Ludwig immer gleich als Grafen Crecy bezeichnen; doch schien es ihm, der rothe Mann spreche kein Wort, und hier, wie bei den Dienern, herrschte lautlose Stille. Dennoch wußte er, die blasse, hagere Frau mit den tiefgesenkten Augenlidern, mit der ruhigen Stirn und dem Ernst einer Heiligen sei Claudia von Bretagne. Sie trug den thurmhohen Bau eines steifleinenen Kopfputzes, jener Mode, woran radförmig Halskrause und Brustlatz liefen, die keine Ahnung einer menschlich weiblichen Gestalt zuließ. Von grobem aschfarbenen Wollenzeug hingen die Gewänder in festgenähten Falten ohne Gürtel bis zum Boden; nur die Hände sahen mit den Fingerspitzen aus den aufgeschlagenen Aermeln hervor; sie waren schön und fein, doch gelblichweiß, und umschlossen ein schwarzes Kruzifix. Aus den Falten des Rockes hing eine Spindel nieder, und nur auf der höchsten Spitze des widrig steifen Kopfputzes saß die kleine Königskrone; sie hatte aber einen Schein wie Sternenlicht, und so auch leuchtete ein Kreuz von Edelsteinen, welches auf dem Brustlatz ruhete. Um sie standen junge bleiche Frauenbilder in der entstellenden Tracht der Zeit, mit Angesichtern, so still, so mienenlos und kalt, als sei das Buch des Lebens mit seinem ganzen Inhalte vor ihnen immer verschlossen geblieben. Sie umschwirrten die stille, unbewegliche Herrin, die ihrer nicht zu achten schien; dazwischen sah man Ritter mit unbedecktem Haupte, Pagen in Wappenfarben, gleich Gerüsten dieser Abzeichen, geschmacklos über-

laden mit bunten Farben und ungefälligem Schnitt der Kleider. Klein jedoch nur war die Zahl, die um die Königin kenntlich zu erblicken war; denn nur die Bezeichneten traten deutlicher hervor. Hinter ihrem Stuhle schwirrte noch ein ganzer Knäuel verbundener Gestalten, die lebendig um einander glitten, und bei dem unsichern Licht der wehenden Kerzen immer zu wechseln schienen.

An einen großen weitläuftigen Kamin gelehnt, in dessen Herd die jähe Flamme, in Regenbogenfarben spielend, nach allen Seiten züngelte — so nah, daß der Rand der reichen Gewänder in jedem Augenblicke von den hervorschlüpfenden Flammen besäumt ward, stand ein Weib von mächtiger Schönheit! Sie hatte wohl die starre, kalte Weiße der übrigen Frauen, doch ihr, wie allen um sie versammelten Schönen glühte ein fremdartig schimmerndes Roth auf den Wangen. Der Kopf war unbedeckt; in vollen Ringeln floß das dunkle Haar bis auf die marmorbleichen Schultern; auf der Mitte ihres Hauptes aber ruhte eine große mächt'ge Krone von Brillanten — es war Katharina von Medicis! — Sie schaute mit den glühenden Augen in die Ferne. Ihr Gewand war purpurrother Sammet. Dazwischen bewegten sich zahllose Männergestalten in den prachtvollen Kostümen der Valois zur Zeit der Mediçäerin. — Die Namen der Geschichte wurden den beiden Jünglingen genannt; sie sahen ihre belebten Gestalten, es schien, als habe Alle, die nach einander dieser Zeit gedient, ein Hoffest hier vereinigt. Es waren die Sitten, die damals geltenden, bewunderten Formen der Geselligkeit; Alles diente, empfing, erwiederte, und man sah Alle gruppenweis in gesellschaftlicher Beweglichkeit.

Die Jünglinge wurden wie im Wirbel fortgetrieben; ob es Sekunden, ob es Stunden waren, sie wurden sich dessen nicht mehr bewußt; mit überspannter Neugier ernteten sie mit ihren Augen die Wunder ein, die sich ihnen enthüllten — bald waren sie getrennt, bald waren sie vereint — doch Keiner sagte dem Andern mehr ein Wort; es schien, als verlören auch sie die Sprache. Denn, wie sehr auch Reginald sich mühte, klar zu werden, ob dieser glanzvolle Kreis durch Worte sich verständige, es gelang ihm nicht — er verlor den Gedanken daran, oder die Anstrengung, ihn festzuhalten, verging in angstvoller Betäubung, die endlich in dem Augenblicke unterging, der so berauschend war. — Da ergriff sie plötzlich der rothe Mann, zog sie zum Kamin, und stellte sie dicht vor die Königin — er nannte ihre Namen, und starrte höhnend auf sie hin. Sie fuhr zusammen — einen Schrei des Schmerzes glaubten sie zu hören. Die Flammen des Kamins umzüngelten wie ein Saum das glänzende Gewand — sie sträubte sich, und strich die Flammen mit den Händen ab. Da sah Reginald, wie ihre Füße nackt und bis zum Knöchel roth gefärbt waren — sie wehrte die Jünglinge ab, der rothe Mann jedoch hielt sie vor ihr fest, und forderte eine hohe in Goldstoff gekleidete Gestalt, die hinter Katharina stand, heraus, hervorzutreten; hohnneckend zeigte er ihr die Jünglinge; dann hob er den rothen Mantel auf und zählte die runden Löcher: eins — zwei — drei — da taumelte der

andere und sank zusammen — es war Theophim, Graf von Crecy*)! Im nächsten Augenblicke wurden die glänzenden Tischchen von getriebenem Kupfer mit sammetnen Beuteln, zum Spiele eingerichtet, herbeigerollt. Die verschiedensten Partien wurden schnell geordnet — Alles saß — die Königin Claudia ausgenommen; sie hatte die Spindel losgemacht, und zog die feinen Fäden langsam durch die bunten Reihen wandelnd, als sei sie hier allein.

Reginald erblickte Ludwig mit Katharinens schönen Frauen beim Bretspiel; heftig erregt, suchte er zu ihm zu kommen; aber die Luft schien in schweren, hindernden Schichten zwischen ihnen zu liegen; er konnte ihn nicht erreichen. Dagegen stand er mit einem Male zur Seite der Medicäerin; sie spielte mit Theophim von Crecy ein mystisches Spiel mit goldenen und silbernen Figuren; auf der kupfernen Platte des Tisches waren Bilder eingelassen, nach deren Zeichen sich die Spieler zu richten schienen. Schrecklich war ihm Theophim's Bild — bleich, das Gesicht mit grünen Flecken übersäet — die Hände mit goldgestickten Handschuhen bedeckt, die so grauenhaft schlotterten, als ob sie eine dürre Knochenhand bedeckten.

Unruhig war auch der Königin Betragen, und schaudernd — zuckend fuhr sie oft zusammen; da sah Reginald mit Entsetzen, daß in den reichen Locken die rothen, schwarzgefleckten Würmer krochen, die den lebendigen Leib der Menschen fliehn und nur bei Todten hausen — er sah, wie aus den Falten des Sammets, aus dem Juwelenlatz sie ihren Weg lustwandelnd über die reine Wölbung des schönen Halses nahmen — wie sie den runden Arm entlang, bis zu den Fingerspitzen krochen, und wie die Königin ohne Weigern ihrem Treiben sich hingab.

Doch schien es ihm, das Auge werde ihm stets klarer und deutlicher, die Gegenstände zu erfassen — die Frauen, so schön, so reizend und glänzend anfangs erscheinend — erstarrten plötzlich — sie hatten keinen Blick im Auge — sie glitten pfeilschnell ohne Schritt oder Bewegung über den Boden. — Claudia ging, als ob der Fußboden sich langsam mit ihr fortzöge. Keiner berührte den Andern — seufzend, wie fernes Geheul, durchfuhr den ganzen Raum schneidender Zugwind — überhaupt wehte eine kalte und belastende Luft, die bis zum Herzen die Kraft zu hemmen drohte. Reginald erwartete immer bestimmter einen Hauptmoment, ein Entsetzliches, — das alles Grauenhafte vor ihm überbot. Doch schien es auszubleiben — die Thüren öffneten sich, die Tafel war gerüstet, der Dienerschwarm eilte herein; wie rollender Sand durchdrang er blitzschnell die jetzt fast ganz erstarrten Gruppen der

*) Die Sage beschuldigt Katharinen von Medicis, ihren bisherigen Günstling, den Marquis Spinola, im Schlosse St. Roche haben ermorden zu lassen. Sie habe ihm, als er ihr Zimmer verlassen wollen, einen Giftbecher gereicht, und als er in sein Zimmer gelangt, sei er von Theophim v. Crecy angefallen und durchstochen worden. Die Verrätherei der Königin nun erkennend, habe er sich noch bis zu ihrem Gemach zurückgeschleppt, ihr den Becher an den Kopf geschleudert, und sei, Bäche von Blut vergießend, auf ihrem Bette gestorben, so daß sie dieses nicht habe verlassen können, ohne bis an die Knöchel im Blute zu waten. Voll Entsetzen habe nun Alles das Schloß verlassen, und die vom Hofe benutzten Gemächer seien fest verrammelt worden.

stolzen Versammlung. Alles schob sich vor, die Herren und die Damen, wie getrieben, wie gejagt von dem sturmschnellen Dienertrosse. — Zwischen ihnen beiden stand hohnlachend der rothe Mann am Eingange des Banketsaales, und ängstlich schaudernd drängten die Eindringenden sich zusammen, als ob sie seine Berührung fürchteten. Er aber zeigte mit dem langen dürren Finger auf den Einen oder Andern, bald Mann, bald Frau, und jeder der Bezeichneten trug ein ähnliches Merkmal, als er selbst — ein paar runde Löcher im Mantel oder Wamms, die Frauen in dem zarten Mieder. — O, wie gern hätte sich Reginald der Einen in Silberstoff, mit dem Halsband von niedertropfenden Rubinen, genaht! Es war Eudoxia Nemours — sie deckte mit der lilienweißen Hand die Stelle in dem Mieder, wohin der unerbittliche Rothmantel höhnend deutete. Doch kreiste die Besinnung wieder in Reginald, überwältigt von den Gegenständen und ihrem fabelhaften Gemisch. — Er saß an der Tafel neben schönen starrblickenden Frauen; er sah am oberen Ende derselben Ludwig an der Königin und Theophim's Seite sitzen, und ward umsonst von der rastlosen Bedienung umkreist. Er wußte selbst nicht, ob man Speisen gab und nahm, ob die Becher leer oder gefüllt die Tafel umkreisten — immer qualvoller, immer banger ward sein physischer Zustand — Todesangst hemmte jeden Pulsschlag, — er glaubte Modergeruch wahrzunehmen — er schauderte, die starren Weibergestalten mit den schönen leblosen Armen und Händen, die dicht neben den seinigen auf der Tafel ruhten, sich bewegen, ihn berühren zu sehen — er wollte aufspringen, Ludwig aus dieser Gesellschaft reißen, mit ihm entfliehn! Er schaute nach ihm hin — er f e h l t e. Jetzt schien das Maß gefüllt. Er sprang mit Riesenkräften, die er nöthig hatte, auf — er stand vor dem Manne im rothen Mantel mit Souvré's Zügen. „Bleib!" rief dieser — und lähmte so die Kraft des Jünglings. „Die Zeit der Rache ist gekommen, erloschen in diesem Augenblicke das Geschlecht der Crecy-Chabanne — denn so du lebst, blüht es in dir nicht weiter — ich bin Spinola! der von deinem Ahnherrn Theophim beraubte und ermordete Spinola, — und ich lebe fort in Souvré, dessen Mutter eine Spinola und meine Enkelin war! Hier hast du den letzten Grafen Crecy-Chabanne!" — Er schlug den Mantel zurück — im Arm trug er Ludwig's bleiches, blutiges Haupt!

Ein Schrei der Wuth rang sich aus Reginald's Brust — er fühlte mit Entzücken das Pistol in seiner Hand — er hob es auf — der Schuß fiel. — Im selben Augenblicke zerstob Alles um ihn her — tiefe Dunkelheit umgab ihn — er fühlte, er war erwacht — Traum war das entsetzliche Erlebniß! —

Keuchend hob sich noch die Brust, der Angstschweiß floß von seiner Stirn, die Besinnung schien ihm noch zu mangeln; noch glaubte er leises Gewimmer — Todesröcheln zu vernehmen; sein Körper schien ihm steif und gelähmt — doch meinte er, der Schuß sei gefallen; denn er erwachte, wie seine Hand mit dem Pistol noch in der Luft schwebte.

Jetzt hörte er eine Thür sich öffnen — er hörte Schritte — Lichtschein drang ein — mehrere Personen standen vor ihm — der Schein der Kerzen traf ihr Gesicht — es war der Marquis de Souvré, bleich, entstellt durch

Sturm und Regen — von vielen Dienern gefolgt. „Ha," rief Reginald — „Du bist der Rachegeist des Spinola!" — Souvré sprang entsetzt zurück — Reginald glich einem Wahnsinnigen. „Fort!" schrie Reginald, wild den Marquis bedrohend — „Du hinderst mich nicht mehr, mein Werk ist gethan, die ewige Gerechtigkeit wird siegen, mein Bruder ist Ludwig!" — Alles fuhr zurück — er stürzte vor nach Ludwig's Stuhl — jeder Blick folgte ihm. —

„Ungeheuer!" schrie Souvré — „was hast Du gethan? Mörder! Mörder!"

Das Licht beleuchtete soeben scharf, ohne Täuschung, Ludwig's erbleichtes, im Todeskampfe zuckendes Gesicht. Der Schuß hatte ihn getroffen. Aus der tiefen Wunde seiner Brust floß das Blut in vollen Strömen dahin — röchelnd hob sich der nur selten noch wiederkehrende Athem — es war vorbei — der letzte Augenblick hing über ihm!

Starr blickte Reginald — versteinert in dies geliebte Antlitz. Er hatte eben so Entsetzliches erfahren — es war gewichen; zum zweiten Male sagte ihm eine Stimme: kannst Du träumen — es wird nicht sein! Umsonst, die Wahrheit trägt eine andere Farbe — sie überzeugt uns schnell!

„Bösewicht," schrie Souvré — „bekenne — gleich hier bekenne — Du bist sein Mörder!"

„Ich bin's!" rief Reginald mit schrecklichen, erschütternden Lauten — „ich bin dein Mörder, Ludwig! Mein Bruder — Ludwig — höre mich! stirb nicht! erwache! sieh' mich an! — Mein Bruder, ich habe dich gemordet!"

Es war, als ob der Sterbende auffuhr — Reginald war über ihn gestürzt — sein Blut überströmte ihn — Ludwig rang mit dem letzten Seufzer — seine Leiche sank über ihm zusammen. —

Souvré riß Reginald schnaubend vor Wuth in die Höhe. Dieser hatte das Bewußtsein verloren; er schleuderte ihn zu Boden, er wagte es, ihn mit seinen Füßen fortzustoßen. Sein Haß, seine Wuth brach aus allen Schranken hervor. „Bindet ihn — weckt das Dorf — ruft den Richter herbei!" rief er wie rasend. Seine Natur trieb ihn an, früher an Reginald's Bestrafung, wie an Ludwig's mögliche Rettung zu denken.

Doch die Diener der beiden jungen Leute, innig von der entsetzlichen Begebenheit ergriffen, versahen das Werk der Menschlichkeit. Der Kammerdiener Ludwig's riß ihm die Kleider auf, er wusch das Blut von der Wunde, doch ein Blick reichte hin, von jedem Rettungsversuche abzustehen. — Mit der größten Sorgfalt hätte der beste Schütze sein Ziel nicht sicherer treffen können, als Reginald's im Schlafe abgeschossenes Pistol, das mitten durch das Herz traf!

Als die treuen Diener diese traurige Ueberzeugung erlangt hatten, legten sie die heißbeweinte Leiche ihres jungen Herrn auf die große Tafel des Banketsaals, und beschäftigten sich nun mit Reginald, der noch immer leblos auf dem Boden lag; denn Niemand theilte die Meinung des Marquis — Niemand hielt den jungen verehrten Herrn des Mordes fähig!

Souvré war indessen zu den gewaltsamen Mitteln geschritten, die seinem Grolle zusagten. Er ließ von seinen Leuten die Thüre bewachen, und andere schickte er nach dem Flecken, die Gerichtspersonen zu holen. Was indessen in ihm vorgehen mochte, als er den alten Saal, den Schauplatz so vieler Schrecken, auf und nieder wandelte, werden wir begreifen, wenn wir denken, daß er, sobald die Abreise der jungen Leute der Marschallin bekannt ward, dieser das erlauschte Gespräch seines Kammerdieners mittheilte, woraus hervorging, daß Beide den Weg nach St. Roche genommen hatten, von welchem Reginald, wie aus dem mit Ludwig geführten Gespräche sich ersehen ließ, wichtige Mittheilungen mußte erhalten haben. Diese Reise wollte die Marschallin um jeden Preis hindern, und Souvré, dem Jünglinge so bitter zürnend, entschlossen, ihm jeden Vortheil zu rauben, war schnell erbötig, sie einzuholen, und dann entweder ihre Rückkehr zu erzwingen, oder Ludwig allein nach Paris zu führen. Der Vorsprung, den beide hatten, ihre jugendliche Eile, das entsetzliche Wetter, welches den Marquis noch heftiger getroffen, verzögerte seine Ankunft bis wenige Augenblicke vor der entsetzlichen Katastrophe, die das Lebensglück so Vieler entschied.

Schon brach der Morgen mit seinem fahlen Lichte an; der sturmdurchwühlte Himmel sandte einen verwirrenden Wechsel von Licht und Dunkelheit; die Kerzen verglommen. Reginald regte sich; der Unglückliche sollte erwachen! Nicht lange blieb sein Bewußtsein aus. Betäubt — seufzend blickte er die treuen Diener an, die sich weinend um ihn bemühten; er richtete sich auf, und mit dem ersten Blicke umher, stieß er einen wilden Schrei aus, der selbst Souvré durch alle Nerven drang. „Ludwig, Ludwig!" rief er, halb ahnend, halb fragend, und ergriff krampfhaft die Arme der mitleidigen Diener, die ihn halten wollten.

„Laßt ihn nicht entfliehn!" rief Souvré, als sie vor dem hastig Vorschreitenden zurücktraten, „der Bösewicht muß in Ketten gelegt werden!" Aber Reginald hörte und verstand ihn nicht, ja, er erkannte ihn wohl kaum; denn der schwächliche Marquis flog wie ein Zweig, den man zurückschlägt, von seiner Hand bei Seite, als er ihm in den Weg treten wollte.

Wie ein Gespenst, mit Blut überdeckt, bleich und entstellt, eilte der unglückliche Jüngling fort, und suchte den Bruder. Noch war seine Vorstellung nicht klar, nur wie von einer dunkeln, schweren Last fühlte er sich niedergebeugt, und suchte ahnungsvoll den Bruder, damit Erklärung erwartend. Er erblickte den Kamin, an dem Beide gesessen, aber indem er darauf zustürzen wollte, streifte er die Tafel, auf welcher der Entseelte ruhte.

Er stürzte wildschreiend darauf hin — er rief mit allen Tönen der Verzweiflung seinen Namen, er ergriff seine Hände, sein Haupt, und verwechselte den entsetzlichen Traum mit der Wirklichkeit. An Ludwig's Tod begann er zu glauben — aber wie es geschehen, konnte er nicht fassen. Händeringend blickte er Alle an. „Wer — wer — hat das gethan?" rief er mit erschütterndem Jammer.

Aus Tieck's Novelle: „Der Hexensabbath."

In einem Winkel der Vorstadt lebte in einer unbemerkten Hütte eine alte, sonderbare Frau, ganz von der Welt zurückgezogen, die bei den Nachbarn, vielen Priestern und denen, die nicht blos weltlich gesinnt, und sich um die Einsamen bekümmerten, in dem Ruf der Heiligkeit stand. Sie war so arm, daß sie bettelte und nur von Almosen und Wohlthaten lebte. Für sich bedurfte sie fast nichts; sie lebte von Brot und Wasser, und versagte sich jede Erquickung; denn das Gebet und der fleißige Besuch der Kirche war ihre höchste Labsal. Aber verarmte, elternlose Kinder unterstützte sie, brachte sie in den Häusern armer, gutwilliger Handwerker unter, und sprach darum die Wohlthätigkeit Gutgesinnter an, um die Pflegeeltern der Waisen zu unterstützen. Für diejenigen, die schwer krank lagen, die keine Hilfe hatten, bettelte sie unermüdet bei den Vornehmen, und zürnte nie oder klagte, wenn sie auch wieder und immer wieder, oft mit harten Worten, abgewiesen wurde, nicht selten von den übermüthigen Dienstboten oder von solchen Reichen, die noch niemals von ihr vernommen hatten, gemißhandelt wurde.

So wie sie aus ihrer finstern Hütte auf die Straße trat, fiel sie Allen am Licht des Tages als ein sonderbares Schauspiel auf. Sie war mit Lumpen bedeckt, in Holzschuhen ging ihr nackter Fuß, die greisen Haare strebten reich und lang aus einer schwarzen, kleinen Tuchmütze hervor, die sich eng dem Kopfe anschloß. Ihre weißen, struppigen und langen Augenbrauen verschatteten die dunkeln großen Augen. Ihr Antlitz war kreideweiß, am meisten die lange vorstehende Nase. So erschien sie allen, vorzüglich der Jugend, wie ein Leichnam, oder wie ein Gespenst. Die Buben auf der Straße nannten sie die alte verrückte Gertrude, und liefen ihr schreiend und sie verhöhnend nach; die schlimmsten warfen sie dann mit Steinen, und würden sie verwundet, wohl gar getödtet haben, wenn die ältern Leute die Frechen nicht gehemmt und gestraft hätten. Sie selbst aber blieb immer ruhig und freundlich, erwiederte niemals ein böses Wort, beklagte sich auch nicht, sondern wandelte fort, ohne sich nur nach den Scheltenden und Höhnenden umzusehen.

Der Küster Wundrich, ein kleines, stets heiteres Männchen, wandelte jetzt nach der stillen, einsamen Gasse, in welcher die Hütte der Alten lag. Er kannte sie und brachte ihr das, was ihm von weichherzigen Menschen war mitgetheilt worden, damit sie es an die verarmten Kinder und nothleidenden Kranken vertheilen könne.

Indem Wundrich sich der Hütte näherte, überlegte er noch einmal, wie er am besten seinen Auftrag ausrichten könne; denn so freundlich, ruhig und demüthig die Alte war, so hatte er doch schon die Erfahrung gemacht, daß es nicht immer leicht sei, sie zu einer Sache zu bereden, die ihrer Gemüthsweise entgegen war.

Leise öffnete er die kleine Thüre, und indem er die innere öffnen wollte, sprang ihm eine Ziege so heftig entgegen, daß sie ihn bald umgerannt hätte. „Sieh da! sieh da!" rief der kleine Mann aus, „was schafft sich denn unsre alte Wahrsagerin für gehörnte Freunde an, die den Fremden so ungestüm

begrüßen? Stille, stille Kind! Du mußt bei unsrer feinsprechenden Gertrud um eine bessere Erziehung bitten."

Er machte die Thüre auf, und vor ihm drängte sich die Ziege in die kleine finstere Stube. Nur wenig Licht fiel durch die runden, verfinsterten Scheiben, am grellsten hob sich ein hölzerner Christus am Kreuz hervor, der lebensgroß die eine ganze Wand bedeckte, mit Farben bemalt. Der vermagerte Leichnam, mit den stark hervorgetriebenen Rippen in der hochgewölbten Brust, dünnen Beinen und Armen war einer jener widerwärtigen, mit denen viele Kirchen und Kapellen verunziert waren.

Die Alte kauerte im Winkel, so klein zusammengezogen, daß sie fast unsichtbar war. Wundrich entdeckte sie an der Ziege, die sich vor sie stellte, um von der Alten gemelkt zu werden. Bei diesem Geschäft kehrte das Thier sein kluges Gesicht mit den starren großen und gespaltenen Augen zu dem Küster wie höhnisch herum, als wenn es ihm deutlich machen wolle, wie viel Recht es habe, in der Kammer zu sein.

Die Alte begrüßte ihren Bekannten mit einer kleinen Bewegung des Hauptes, indem sie ungestört, und ohne ein Wort zu sagen, ihr Geschäft verrichtete. „So habt Ihr Euch ja eine Gesellschafterin zugelegt," sagte Wundrich; „die Einsamkeit ist Euch doch wohl zu lästig geworden. Der Springinsfeld ist aber für Eure Haushaltung etwas zu munter, wenn Ihr ihn nicht als Thürhüter anstellen wollt, der mit Hörnerstoßen die Fremdlinge von Eurem Palaste abweist."

Die Alte ging jetzt, ohne nur aufzusehen, mit der Schale, in welcher sie die Milch gefaßt hatte, stillschweigend in eine finstre Kammer. Nach einiger Zeit kam sie zurück, öffnete stumm die große Thüre, und ließ die Ziege heraus, die nach dem Hofe sprang, auf welchem sich ein schmaler Grasplatz befand.

„So," sagte Wundrich, „nun sind wir allein, und kein Mensch kann unser geheimes Gespräch behorchen und verrathen. Nicht wahr? Nun so redet doch, alte gute Meisterin, die Ihr hier abseits wie eine Hexe oder Zauberin wohnt. Kocht Ihr brav Liebestränke? Beschwört Ihr Euch wohl selbst ein Liebchen daher? Kommen viele Kunden zu Euren Sprüchen? Warum redet Ihr denn heute so gar nichts?"

„Wenn Ihr's vernünftig anfangt," sagte die Alte, „so giebt es vielleicht etwas zu antworten."

„Hier," sagte der Küster, „nehmt, was mir eingekommen."

Ohne das Packet anzusehen, legte es die Alte in einen Kasten.

„Es ist Gold dabei," sagte Wundrich, „verzettelt es nicht; ich bringe Euch dies Mal viel."

„Viel oder wenig," sagte Frau Gertrud, „es ist da und wird morgen nicht mehr da sein; die Noth wächst immer wie die Saat auf dem Felde, und das Almosen will immer nicht zur Sichel werden, es zu schneiden. — Setzt Euch!"

„Wohin?“ sagte Wundrich, „altes Kind, ich werde mich, wie die Ziege vorher, da auf vier Beine hinstellen, und Euch so in das blasse Angesicht schauen.“

„Da,“ antwortete sie, „ist der kleine Schemel unter dem Kreuz; lehnt Euch an das.“

„Und so dem Heiland den Rücken kehrend?“ fragte der Geistliche.

„Das thut Ihr ja doch immer,“ erwiederte sie; „wenn er Euch einmal anblickte, würdet Ihr Euch die unnützen Reden abgewöhnen. Ihr seid gut, aber Ihr könntet noch viel besser werden.“

Der Küster setzte sich auf den niedern Schemel, und lehnte sich an das Bild; die Alte aber kauerte wieder in ihren Winkel, und nahm einen Rosenkranz in die dürren Hände.

„Wie geht's Euch sonst?“ fragte Wundrich.

„Wie immer,“ antwortete sie, „gut; ich kann meinem Schöpfer und Heiland nicht dankbar genug sein, wie ich hier schon im irdischen Leben so überschwenglich glücklich bin.“

„Es ist erbaulich,“ sagte er, „daß Ihr Euch so begnügt. Aber neulich, als Euch die Buben ein Loch in den Kopf geworfen hatten, das Euch viele Schmerzen machte, wie war es da?“

„Ach!“ erwiederte sie fast lachend, „ich habe durch meine Sünden viel Schlimmeres verdient.“

„Ihr sündigt nicht, Alte!“ rief Wundrich gerührt, „schweigt still, Sibylle, und lästert Euch nicht selber, gutes, liebes Weib.“

„Ihr kennt mich nicht,“ sagte sie gelassen, „ich bin so sündig, wie irgend ein Mensch, und der Herr ist so gütig und freundlich gegen mich, daß er nicht mit mir ins Gericht hat gehen wollen. Die Wunde ist ganz geheilt, und ich kann den Kopf besser brauchen als jemals. O die Gnade, die mir der Herr erwiesen hat! Ich könnte krank sein, und bin gesund; ich könnte weit weg im Heidenlande leben, und bin hier als Christin geboren, von frommen Eltern, in der Nähe schöner Kirchen und ehrwürdiger Priester; ich könnte gottlos und verstockt sein, und der Herr hat durch seine Gnade mein Herz schon vor vielen Jahren angerührt; ich könnte blind und taub sein, aber ich vernehme die heiligen Glocken, ich höre den Gesang der Kirche, sein Wort dringt durch mein Ohr in meine Seele; ich sehe seine Sonne und seine Gestirne, ja schon früh fällt und schleicht ein Strahl durch die matten Scheiben und vergüldet das todte Antlitz meines Heilandes dort, der dann wie mit Stimmen zu mir spricht, und wie mit Liebesblicken in mein Herz hineinleuchtet.“

„Liebe alte Segensprecherin,“ fing Wundrich an, „der Dechant Dübos ist ein verständiger Mann und meint es gut mit Euch. Ihr sollt Euch im Spital selbst eine Zelle aussuchen, da wird man Euch verpflegen; Ihr seid der Kirche näher, Ihr braucht nicht mehr Almosen zu heischen, und Euer hilfloses Alter ist ganz ruhig und ohne Sorgen. Der Herr schätzt Euch hoch, er hat von Eurem Wandel gehört; er wünscht, daß Eure

Tugend belohnt werde, und daß Ihr doch endlich die guten Tage kennen lernt."

„Küster," sagte Gertrud verdrießlich, „schwatzt nicht so albern, wo wäre Tugend an mir zu finden? Wenn ich für meine Kinderchen bettele, so gehe ich nur meinem Vergnügen nach, und kein Mensch soll mir diese Freude nehmen. Dann sehe ich die Kleinen selbst, wie sie gedeihen, ob sie die rechte Pflege haben; tröste die Kranken, gebe den Armen Pflegeeltern, und bin so froh in meiner Seele, daß ich laut dem Geber aller Güter danken muß. Was geht mir hier ab? Die alte Stube verlasse ich einmal nicht. Was kümmert mich der Herr Dechant? Giebt er mir Almosen, um so besser für meine Kinderchen; kann und will er nicht, so werde ich auch nicht über ihn klagen."

„Der Bischof von Baruth," fuhr der Küster fort, „möchte Euch in seiner Nähe haben; er nennt Euch eine heilige Frau und ein Muster für die Christenheit. Geht es nach ihm, so bleibt Ihr nicht arm, sondern stellt Euch in der Stadt an die Spitze einer frommen Schwesterschaft, verwaltet das Almosen, und seid selbst der Noth enthoben, genießet noch Ehre und Achtung, und gebt so Veranlassung, daß sich die christliche Gemeine an Euch erbaue."

„Küster! Küster!" rief die Alte, „wahrlich, wahrlich, ich sage Euch, Ihr seid ein Schalk! Ihr wollt mir da von einem frommen Bischofe etwas aufbinden, das ihm keine Ehre macht, wenn er es gesagt haben sollte. So selten sollte es um einfältige Christen stehen, daß man sie bei mir, hier in der Hütte, aufsuchen müßte? Ein Bischof, ein Gesalbter des Herrn sollte so gottlose, trostlose Reden führen? Ein armes Bettelweib bin ich, das so, wie Andere an Tanz, ihre Lust am Betteln hat. Ich ließe es gewiß, wenn es mir nicht Spaß machte. Und hört, Küstermann, ich will weder den Herrn Dechanten, noch den Herrn Bischof sehen; ich will nichts verhandeln und thun, was mir noch in meinen alten Tagen meinen oft zerschlagenen Kopf verrücken könnte. Ja, ich habe viel erlebt, und denke und meine, über vieles hinweg zu sein. Aber man lernt die Welt und sich niemals zu Ende kennen; denn der Mensch bleibt dumm und voll bösen Trachtens, wenn er auch Methusalem's Jahre erreichen sollte. Das fehlte noch, daß sie mir die Schüssel des geistlichen Hochmuthes so nahe rückten, daß der betäubende kräftige Geruch mir in die Nase stiege, und ich mich doch hinsetzte, um davon zu naschen und zu speisen. Jeder Mensch muß sich das aus dem Wege stellen, was seinen Glauben irrt. Vermögen, Ansehen, Ehre, Aufsehen machen, das alles könnte mich weit, weit weg führen. Für mich ist die Armuth, der Hohn der Knaben, der Uebermuth der Großen, der Ekel, mit dem die Reichen auf mich herabsehen: diese Demüthigung ist mir werth; denn mein Herz war böse und eitel, und erst, da mir der Herr so gnädig war, mich so zu führen wie jetzt, bin ich glücklich geworden."

Der Küster ward still und dachte über die wunderbare Gemüthsart der Alten. Er merkte, daß alles, was ihm aufgetragen war, bei ihrem festen Sinne nicht durchzusetzen sei. Er wollte ihr deutlich machen, daß sie ent-

weder als Vorsteherin einer Schwesterschaft mehr Gelegenheit finde, wohlthätig zu sein, oder, selbst Haus, Geld und Eigenthum besitzend, nun mit weit mehr Sicherheit ihrem schönen Gefühle folgen könne. „Im Großen," beschloß er, „könnt Ihr, gute Frau, dann das thun und ausüben, was Euch jetzt schon glücklich macht. Dieses Glück wird Euch aber doch durch eignen Mangel, durch die Hartherzigkeit der Menschen und durch so manches Hinderniß verkümmert, welches Euch nachher nicht mehr quälen würde."

„Freund," sagte sie noch immer verdrießlich, „laßt ab von mir; denn Ihr werdet mich doch nicht überreden. Daß ich ganz arm, und bettelarm bin, das ist meine Freude und meine Andacht. Mein Heiland hatte nicht einmal, wo er sein Haupt hinlegte. Wenn Ihr meinen Sinn nicht versteht, so laßt mir wenigstens Ruhe. Fast alle Menschen glauben, sie fingen erst an zu leben, wenn sie Eigenthum erwerben. Ich habe alles verloren und vergeudet, und seitdem ist mir erst wohl. Der heilige Vater Franciscus und mancher Andere, auch Sanct Rochus, Alexius, dachten eben so. Es ist eine Seligkeit, schon hier auf Erden ganz arm zu sein und nichts zu besitzen. Nun weine ich nicht mehr über die Bettler, Hilflosen und Kranken; nun gehöre ich selbst zu dieser Gilde, und kann erst glauben, daß alle meine Brüder sind. Wie andere Menschen sich nach Freuden, Musik und Tanz und großen Festen sehnen, so ging meine Sehnsucht auf diese Armuth hin. Jeder muß wissen, wie er in seinem Glauben treu sein und verbleiben kann."

„Sagt mir, alte Verwunderliche," fragte der Küster, „ist denn das nicht auch vielleicht eine Eitelkeit, daß Ihr so das Erstaunen Eurer Freunde, der Nachbarn und des Volkes erregen wollt?"

„Ihr seid ein Versucher," rief sie aus, „darüber werde ich im Stillen meinen Heiland befragen und Euch nächstens Antwort sagen. Ach! Ihr Weltlichen, Ihr wißt nicht, wie vieles Ihr aufgebt, um nur Menschenkinder zu sein, um Euch mit Weisheit, Glück, Reichthum zu blähen und den Andern zu überragen. Unten, im Staube liegen, von Allen verachtet sein, von den Stolzen mit Füßen getreten zu werden, o, das ist das liebe Wohlbehagen, die süße Einsamkeit des Herzens und der Liebe. Wer noch Sorgen hat um Vermögen, Haus und Kind, der kann den Heiland nicht aus vollem, überwallendem Herzen lieben. Und wer noch etwas vorstellen will und irdische Ehre genießen, der ist nicht ruhig, der fließt und fluthet noch in Drangsalen hin und her.

„Nun, wie Ihr wollt," sagte Wundrich; „sagt ja doch das Sprüchwort: des Menschen Wille ist sein Himmelreich."

„Ja wohl," antwortete die Alte, die jetzt redselig geworden war, „nur muß der Mensch auch einen wahren Willen haben, der ihm die rechte Stelle in seiner Welt anweist. Ich bin todt, und lebe nur nach der Gnade. Der Kirchengesang, die Messe, — ach! lieber Freund und Herr — wenn ich das Haus Gottes betrete, und der feierliche hohe Dom umfängt mich so liebreich und ehrwürdig, da fällt doch gleich jeder Zweifel, jede irdische Angst zu Boden. Der Duft des Räucherwerkes, die Stimme des Priesters vom Altar weckt, so wie ich mich nun niederwerfe, eine sehnende Inbrunst in meinem

Herzen auf. Die brennenden Kerzen erinnern mich mit ihrer stillen Flamme an das Geheimniß der Welt und Schöpfung, und ein süßes Grauen wandelt in meinem Wesen auf und ab, was sie bedeuten könnten. Ich sinne und bete, und der Schöpfer und der Heiland rühren mit inwendigem, unausgesprochenem Wort meine Seele an. Da ist in mir eine Liebe über alle Liebe, eine Seligkeit und Wonne, ein himmlisches Athmen; und nun klingt die Glocke und die Wandlung ist geschehen; da geht der Schauer durch alle Adern und das Mark der Gebeine, und ich weiß, daß ich eine Christin bin, und der nahe, verköperte Heiland mich liebt."

Die Augen der Alten leuchteten, und Wundrich betrachtete sie mit Erstaunen. „So komme ich denn," fuhr sie fort, „neugestärkt nach Hause. Warum soll ich mich in meinem Wesen und Beruf stören lassen? Wozu Geld, Weltlichkeit, bessere Speise? Ihr wißt es auch nicht, der Ihr Euch in den Häusern umtreibt, welche Kraft, Herrlichkeit und Wohlgeschmack im klaren, frischen Wasser webt und fühlt. Der Brunnen drüben, aus welchem ich schöpfe, ist mir fast wie meine irdische Kirche. Er giebt mir die Genüge und Fülle."

„Nun, so lebt wohl, gute Freundin," sagte Wundrich, indem er sich erhob. In diesem Augenblick ertönte aus der kleinen Kammer ein lautes Geschrei, und die Alte rannte schnell hinein. In der Eile vergaß sie die Thüre zuzuschließen, und der Küster, welcher neugierig geworden war, näherte sich leise und schaute durch die Spalte. Ein schwer Verwundeter, der den Ausdruck eines Sterbenden hatte, lag auf dem schlechten Lager. Es schien, daß sich im Schlummer ein Verband gelöst hatte; denn die Alte stillte das Blut und legte frische Leinwand um, nachdem sie eine Salbe aufgestrichen hatte. Wundrich war erstaunt und erschrocken; denn er glaubte den Verwundeten zu kennen. Nachdem die Alte den Kranken getröstet hatte, und er wieder beruhigt war, reichte sie ihm eine Schaale Milch, die er mit Begier ausleerte. Sie machte ihm sein Lager wieder zurecht, betete über ihm, segnete ihn ein und ging dann in ihre dunkle Stube zurück. Sie schien zu erschrecken, als sie die Thüre offen sah, und verschloß sie mit dem Ausdruck des Unwillens.

„Gute alte Mutter," fing Wundrich wieder an, „Ihr thut immer noch mehr Gutes, als man schon von Euch weiß, oder Euch zutraut. Wird es Euch denn nicht zu viel in Eurem hohen Alter?"

„Ach was!" sagte sie mit zögernder Stimme, „warum zu viel? der Herr schenkt mir ja zu solchem Dienste Gesundheit und Leibeskräfte. Er hat mir vor drei Wochen diesen Leidenden vor meine Schwelle gelegt, und ich nahm in der Nacht, als er mir schon wie ein Sterbender vorkam, diesen Armen in mein kleines Haus. Es war eine furchtbare Schlägerei gewesen, ein paar Menschen blieben todt, diesen hatten sie auch so liegen lassen. Als ich nach Mitternacht heraustrat, ächzte er schwer. Ich legte ihn dort in das Bette, und verband seine Wunden, die sehr schlimm und tief waren. Er murmelte allerhand unverständliches Zeug und wollte mir viel erzählen. Ich verlangte aber nichts zu wissen; denn diese Welthändel gingen mich nichts

an. Als er am andern Tage etwas mehr bei sich war, bat er mich, keinem Menschen etwas davon zu sagen, daß er bei mir sei. So habe ich ihn gepflegt, und seine schlimmen Wunden, die erst immer weiter um sich fraßen, fangen nun endlich an, einen bessern Anschein zu gewinnen. Der Arme ist mir seitdem sehr lieb geworden, und ich möchte ihn schon nicht entbehren. Ich bin kein schlechter Wundarzt, und ich verpflege ihn besser, wie es im Spital geschehen würde. Zu seinem Besten habe ich auch die Ziege angeschafft, deren Milch ihm gut bekommt und seine scharfen Säfte mildert. Ich tröste ihn, und der arme Mensch wendet sich durch meine schwache Bemühung seinem Heilande mehr zu, als er früher gethan haben mag. Da der Elende nicht zur Kirche gehen kann, so lese ich ihm Gebete vor; er hört dazu das Läuten von Ferne, ich sperre diese Thüre auf, und er sieht von seinem Lager den gekreuzigten Heiland hier an der Wand. So leben wir mit einander, und er ist froh, daß er mein Gast geworden ist; ich fühle mich glücklich, diesen unverhofften Besuch in meinen kleinen Haushalt bekommen zu haben. Wenn Ihr mich aber lieb habt, Küster, so erzählt keinem Menschen, daß Ihr den armen Unglücklichen in meinem Hause gefunden habt. Er will es auch nicht, daß irgend ein Mensch darum wisse."

„Ich glaube das gern," antwortete Wundrich; „Ihr aber, Alte, müßt ja doch wissen, wen Ihr beherbergt; denn es ist kein anderer, als der Mörder Denis, den unser Herzog und noch mehr der Prinz Karl schon seit einigen Monaten so eifrig suchen lassen. Er hat einen Freund des Herzogs heimtückisch erschlagen, einen Jüngling, der mit dem Liebling des Herzogs, dem reichen hochmüthigen Köstein, nahe verwandt ist. Der Strauß von neulich, hier in der Vorstadt, ist gewiß entstanden, weil ihn die Herzoglichen oder Freunde des Grafen Croys haben greifen oder aus dem Wege räumen wollen. Frau, Frau, welche Verantwortung zieht Ihr Euch zu, wenn Ihr solchen Sünder bei Euch versteckt haltet!"

„Seht Ihr, wie Ihr nun seid," sagte die Alte bittend, „Ihr Leute nämlich, die Ihr noch immer in der Welt leben wollt! Sünder, Mörder, alle die Worte und Schimpfreden fließen Euch so leicht von der Zunge, als wenn sie nichts zu bedeuten hätten. Er hat mir ja vielleicht Alles selbst gebeichtet. Wir sind zumal Alle arme Sünder vor dem Herrn. Er war sterbend, blutend, zerschlagen, und mein Bruder. Was gehen mich Eure Händel nnd Verschwörungen und Verfolgungen an, wo fast immer einer so frevelhaft verschuldet ist wie der andere? Ihr solltet als ein Geistlicher besser denken. Darum sagt auch kein Wort, weder dem Bischof, noch Diaconus, noch irgend einem Menschen, von meinem lieben Gast. Wollt Ihr mir das versprechen?"

Der Küster stand nachdenklich. „Ich kann ihn ja jetzt noch nicht aus dem Hause werfen!" rief die Alte ungeduldig, „er kann ja noch nicht gehen und stehen, er kann sich nicht regen, so schlimm haben sie den Armen zugerichtet."

„Ich kann es Euch nicht so unbedingt versprechen," antwortete Wundrich, „denn wenn die Sache entdeckt wird, so würde ich auch meines Schwei-

gens halber verantwortlich. Der junge Herr ist gar so argwöhnisch, der alte Herr schwach, die Croys grausam und leichtsinnig, und der großthuende Köstein ein schadenfroher Narr. So kommt man, mag man fast nur auf ihren Schatten treten, in Verwicklung und Elend, aus dem man sich nicht wieder herausstricken kann."

„Küster," rief die Alte beängstigt, „nur acht Tage haltet Euer gewissenhaftes, politisches Maulwerk. Es wird Euch ja kein Mensch darum befragen. Was wären denn meine Liebesdienste, wenn sie den Hilflosen mir von meinem armseligen Bette wegrissen, um ihn zu quälen, zu foltern, oder hinzurichten? So hätte ich ihn ja nur eingefangen, um ihn tückisch der Marter zu überliefern. Da müßte ich es ja verwünschen, daß ich Euch nur je gekannt, daß ich nur je die kleinste Gabe von Euch angenommen hätte. Immer, noch immer bin ich mit der Welt zu sehr verwickelt. Im Walde sollte ich leben und auch keinem Geistlichen trauen, und keinen mit Augen sehen, — und besser noch, sterben! — Laßt mir meinen armen Freund ungestört, den armen Verbluteten. Ihm wäre ja sonst besser gewesen, ich hätte ihn an der kalten Nachtluft liegen und hinfahren lassen. — O du mein Heiland! ich glaubte nun so ruhig sein zu können, so von allem Wirrwarr des verächtlichen Lebens erlöst, und nun muß wieder ein einziger Augenblick, ein dummer Leichtsinn, eine Vergeßlichkeit, daß ich die Thüre nicht zuschließe, die Jämmerlichkeit muß mich wieder allen Sorgen und Qualen überliefern, als wenn ich noch jung und rathlos wäre, wie damals. Küster, Ihr könnt nicht so ruchlos sein, mir meinen armen Schelm und Schächer verrathen zu wollen."

„Gebt Euch zufrieden," sagte der Küster gerührt, „ich verspreche Euch, nichts zu sagen. Es war ja auch möglich, daß ich ihn nicht sah, daß ich ihn nicht erkannte; ich habe mich auch wohl geirrt, und der Leidende ist ein ganz anderer. Es ist finster bei Euch, meine Augen sind nicht die besten."

„Recht!" rief die Alte, „wir wollen uns beide recht tüchtig etwas vorlügen, um nur gute, milde Christen zu bleiben, um uns durch die Wahrheit nicht zu Henkersknechten zu machen. Ihr seid besser, Herr Wundrich, als ich geglaubt habe. Haltet Euch wacker, und ich werde Euch immer danken."

Jetzt nahm der Küster von der Alten, die mehr beruhigt schien, Abschied. Die Alte begleitete ihn, und als sie auf den Gang kamen, lief die Ziege vom Hofe zu ihnen, und drängte sich schmeichelnd an Gertrud. Diese machte die Hausthüre au um den Besuch zu entlassen; aber obgleich die Alte ihre Ziege bei den Hörnern festhielt, so sprang diese doch vor dem Küster vorbei und auf die Straße hinaus. Die alte Frau lief ihrer Ziege nach, rief und lockte, nannte sie mit den zärtlichsten Namen, und der Küster half, so gut er konnte. Das Haus ward verschlossen, aber die Ziege war schon in die nächste Gasse gerathen, und die Alte winkte dem Geistlichen, ihr zu folgen und den Flüchtling einfangen zu helfen.

Der Küster wurde immer verlegener. Er wollte der Alten, die ihm als eine fromme, fast heilige Frau erschien, nicht einen Dienst versagen, und doch fürchtete er, in dieser Treibjagd lächerlich zu erscheinen, da sich schon einige junge Buben aus den Häusern versammelten, um der Alten und ihrer Ziege

nachzulaufen. Seine Gutmüthigkeit siegte dennoch über seine Aengstlichkeit, und er rannte in die andere Gasse, um die Ziege der schreienden Alten entgegen zu scheuchen. Die kluge Ziege aber, als wenn sie diesen Kriegsplan begriffe, rannte wieder in eine andere Nebengasse, um diese Absicht zu vereiteln. Da ein Halloh in diesem abgelegenen Viertel der Stadt ertönte, sammelten sich immer mehr der müßigen Jungen, die theils der Alten, theils der Ziege nachliefen. Am schlimmsten aber wurde es, als eine ganze Schule aus einem finstern Hause brach und den Tumult zur Reife brachte. Einige der größern Jungen kannten die alte Gertrud und schrieen: Hexe! Hexe! Andere riefen: Ihr Kobold, die Ziege ist ihr weggelaufen! Halloh! Halloh! Andere riefen dazwischen: Der Beschwörer, der Hexenmann ist auch gekommen! Auf sie drein! auf die Sünder! — Der Küster wollte sich in Autorität setzen und rief: „Still, ungezogene Bengel! Ich bin der Küster von der Kathedrale! Die fromme Gertrud ist eine stille, wohlthätige, heilige Frau! Ich werde Euch, boshaftes Gesindel, der Strafe überliefern!"

Das Getümmel aber war schon so laut geworden, daß seine Ermahnung wie sein zürnendes Wort erfolglos verhallte. Einer von den Buben warf mit Obst nach der alten Frau; der Apfel flog tönend an ihren Rücken, und ein allgemeines Gelächter jubelte. Hierauf griffen einige zu Steinen, und Wundrich wie Gertrud wurden von größeren und kleineren getroffen. Schon fiel die Alte wehklagend nieder, und es würde wahrscheinlich auch dem Küster schlimm ergangen sein, wenn jetzt nicht eine Anzahl Männer, die durch die durch die Straße gingen, dem Unfug gesteuert hätten. Am schnellsten aber stiftete der Dechant Friede, der mit einigen Dienern von seinem Garten herein kam, und vom Geschrei und Toben nach dieser einsamen Gasse war gezogen worden. Ein angesehener Kanonikus, Melchior, welcher sein Gast gewesen war, begleitete ihn. Beim Anblick dieser vornehmen Geistlichen floh die ungezogene Jugend, und der Dechant stellte den verwundeten und übel zugerichteten Küster zur Rede, wie er ein solches Aergerniß veranlassen und sich mit den Jungen auf der Gasse schlagen könne.

Wundrich vertheidigte sein Betragen, wie er nur die fromme Gertrud habe retten wollen, jene tugendhafte Alte, die von allen Verständigen hoch geehrt werde, und nun dort schwer verwundet liege, von den bösen Buben verletzt, wie ihr schon wegen ihres sonderbaren Aeußern öfters geschehen sei.

„Wie?" sagte der Kanonikus, „jene Bettlerin, die dort liegt, ist die Gertrud, die man wohl eine Heilige nennen möchte?" — Der Dechant rief ebenfalls mit Erstaunen aus: „Himmel! noch niemals habe ich diese ehrwürdige Frau gesehen, die wir alle nicht genug achten können; und so schmählich ist sie behandelt worden!"

Die Männer eilten mit ihren Dienern nach der Stelle, wo die Alte fast ohne Bewußtsein lag. So wie sich das Getümmel verlaufen hatte, war die Ziege auch zurückgekommen, und stand jetzt ruhig neben Gertruden, und sah sie aufmerkam an, als wenn sie sie trösten wolle. Die Diener nahmen die Alte auf, welche stark blutete, und die nur langsam, auf die Männer gestützt, gehen und sich bewegen konnte. So ward sie nach ihrer Hütte

geführt, indem der Dechant und der Kanonikus sie aufmunternd und tröstend begleiteten. Auch der Küster folgte in einiger Entfernung, und erwartete, daß jene Geistlichen an der Thüre umkehren und die Verwundete ihm übergeben würden. Sie schloß zitternd auf, und Alle gingen mit ihr, indem die Diener sie in einen kleinen Sessel legten. Jetzt wurde diesen aufgetragen, nach einem Wundarzt zu gehen, und der Kanonikus zeigte sich vorzüglich theilnehmend. „Herr Dechant," sagte er zu seinem Freunde gewendet, „dieser Tag ist mir ein Freuden- und Trauertag, den ich nicht leicht vergessen werde. Freudig ist er mir, da ich Eure edle Gesellschaft genossen habe, und dann noch zur Bekanntschaft eines Wesens gelangte, das ich, nach meiner Einsicht, heilig nennen muß, wenn man irgend einen Sterblichen also nennen darf. Höchst traurig ist dieser Tag, da wir den Hohn und die Schmach gesehen, mit welchem der Pöbel immerdar das Göttliche verfogt."

„Ach Gott! ach Gott! rief" die Alte jetzt, „soll man so hohe Herren in meiner Hütte sehen? Ich bitte, bitte, entfernt Euch, Hochwürdige, damit ich mich wieder besinnen kann; denn Ihr paßt nicht für diese Wände."

„Was ist Euch, was ist Euch, Mutter Gertrud? tönte jetzt aus der kleinen Kammer eine matte Stimme. Der Küster wurde blaß, und Gertrud rang die Hände, als sie sah, daß sich der Kanonikus erhob. „Bleibt! bleibt!" schrie sie ängstlich; „laßt die Thüre zu, um Gotteswillen! Erlaubt mir, daß ich in meinem Hause auch etwas zu befehlen habe, ich bitte demüthig." Der Kanonikus aber hatte die Thüre schon geöffnet, sah hinein und fuhr mit dem Ausruf zurück: „Wie? der Mörder Denis hier? der meinen Neffen umgebracht hat? der Mensch, den die Fürsten so emsig suchen lassen? — den beherbergt Ihr? — O wunderbarer Tag und höchst wunderbare Entdeckung!"

Die Diener kamen mit dem Wundarzt, welcher die Wunden der Alten, die jetzt wieder ohne Bewußtsein war, untersuchte und verband. Der Kanonikus sandte die Diener sogleich wieder nach einer Tragbahre, um den Kranken nach dem Spital zu bringen, der sich erschreckt in seine Kissen verhüllt hatte.

Jetzt kamen die Träger mit der Bahre, und man nahm den Kranken vorsichtig aus dem Bette. Er schloß die Augen, indem er durch das Zimmer getragen wurde; die Alte aber erhob sich weinend und klagend: „So wird mir," rief sie aus, „mein theuerstes Kleinod so grausam entrissen und geraubt, und von Männern, welche behaupten wollen, daß sie mich achten und lieben! Ach! der Arme! Nun soll er reden, Antwort geben, und vielerlei treiben, und kaum hält noch Leib und Seele zusammen. Meine Erquickung und Erbauung, mein Trost geht mit dem Elenden aus meinem Hause, und ich weiß nicht mehr, weßhalb ich noch leben soll."

Der Kanonikus trat zu ihr, und sagte: „Ich gehe jetzt mit jenem Denis, um selber zu sehen, daß er gut behandelt und so verpflegt werde, wie sein Zustand es erfordert. Ihm soll, liebe, fromme Frau, kein Unrecht geschehen, und ich will, wenn es nöthig ist, selber sein Vertheidiger werden, obgleich er mich am schmerzlichsten gekränkt hat."

Er ging mit den Trägern und Dienern fort; der Wundarzt, welcher jetzt mit dem Verbande fertig war, entfernte sich ebenfalls, mit der Erklärung, daß er am Abend wiederkommen wolle.

Der Dechant setzte sich jetzt zu der Kranken, faßte ihre zitternde Hand und sagte: „Ich irre mich nicht, gute Frau Gertrud, dieser Schreck und diese Wunde haben Euch so erschüttert, daß Ihr aufgereizt und in krampfhaftem Zustande Euch befindet. Sammelt Euch wieder, daß Ihr gesund werdet, beruhigt Euch, und faßt darin einen Trost, daß viele rechtschaffene Männer der Stadt, viele Geistliche und fromme Menschen Euere Aufopferung und Tugend anerkennen. Lebt in der Stadt, in unserer Nähe, so seid Ihr auf immer den Mißhandlungen eines rohen Pöbels entzogen."

„Nein! nein!" rief sie aus, „Ihr könnt mich nicht beschwatzen, lieber vornehmer Herr Dechant. Ich bin jung gewesen, und habe in der Welt gelebt; auch war ich nicht immer so arm, wie Ihr mich jetzt seht. Kein Vertrauen auf die Vornehmen, keine Freundschaft mit den Reichen! — die Liebe Gottes kennen sie nicht, Mitleid und Erbarmen sind ihnen fremd; Eigennutz ist ihr Kopfkissen, Grausamkeit ist ihr Bett. Was soll ich unter diesen? Ich habe nicht vor dreißig Jahren schon diesen Zustand gewählt, habe nicht damals alles fortgegeben, und befinde mich seit so langer Zeit wohl und glücklich, um unter Euere billigen, klugen, verständigen Menschen wieder zurückzugehen, die für jede Schande und jede Mißhandlung eine scheinbare Ausrede haben. Seit ich die Bettler kenne, kenne ich die Herzen, welche mein Heiland angerührt hat. — Aber wahr ist es, ich bin tief, tief erschüttert. Seit mein Kleinod aus der Hütte fortgeschleppt ist, sehe ich keinen Trost für mich. Und die Jungen auf der Straße haben darin recht, daß diese Ziege gewiß ein böser Geist oder ein Kobold ist, der den Armen verrathen und mir das Unglück zugezogen hat. — Küster, lieber Freund, laßt das böse Thier gleich nachher abholen; denn ich kann es nicht mehr vor Augen sehen." —

Das Mährchen von dem armen Wandersmanne und dem reichen Wirthe.

(Von Fr. Jacobs, Hofrath u. Prof. in Gotha, gest. in Gotha 1843.)

In einem Flecken — ich weiß nicht mehr wo — lag am Wege ein großes und schönes Wirthshaus, und in dem Hause war ein dicker, bausbackiger Wirth, der, wenn er Sonntags in seiner rothen Weste mit den silbernen Knöpfen und den weiten Hemdeärmeln an der Thüre stand, eben aussah, als ob er sagen wollte: „Seht, ich bin der reiche Wirth zum weißen Schwan, und ihr Andern seid nur schlechtes Volk gegen mich." — So hochmüthig er war, so hartherzig war er auch, und wie er nie an die grüne Sammtmütze griff, um andere Leute zu grüßen, so griff er auch nie in die Tasche, um einem Armen etwas daraus abzureichen. Wenn er um Etwas angesprochen wurde, pflegte er zu sagen, wenn er gerade besonders guter Laune war: „Gott helf' euch! unser eines braucht sein Geld selber, und wirft es nicht an

Faullenzer weg;" — war er aber schlecht gestimmt, und das war meist der Fall, so schickte er sie zum Henker. — Da geschah es nun eines Abends — es war gerade ein häßliches, kaltes und nasses Wetter — daß Etwas an dem Fenster der Wirthsstube anpochte, und als der Wirth das Fenster aufriß und fragte: „Was giebt's?" antwortete es: „Ein armer, alter Mann, der diese Nacht nicht weiter kann. Gebt mir einen Bissen Brot und ein Nachtlager um Gotteswillen." — „Um Gotteswillen ist im weißen Schwan kein Glas Wasser feil," antwortete der Wirth, und warf das Fenster wieder zu; und inwendig sagte er noch, laut genug, daß man es draußen hören konnte: „Das wäre mir eben recht, solches Bettelvolk bei mir zu beherbergen, damit sie die Gelegenheit ausspioniren und ihren Diebsgesellen den Weg zeigen. So einer mag am Zaune liegen." — Der arme Wandermann hörte das wohl, sagte aber kein Wort, sondern schlich langsam über den Weg und klopfte an einem kleinen Hause an, in welchem ein armer Mann mit seiner Frau wohnte. Die Frau spann bei der Lampe, und der Mann las ihr aus der Bibel vor, und er hatte eben den Spruch gelesen: „Bittet, so wird euch gegeben; suchet, so werdet ihr finden; klopfet an, so wird euch aufgethan." — Da klopfte nun gerade der alte Mann an das Fenster, und da die Frau aufmachte und fragte: „Wer ist da?" antwortete er ebenso, wie er zu dem Wirthe gesprochen hatte. Wie nun der Mann inwendig das hörte, nahm er das Licht, ging hinaus und öffnete die Thüre; dann bot er dem armen Wanderer die Hand und half ihm über die Schwelle; denn er war ganz erfroren und vom Regen durchnäßt. Und als er in die Stube trat, sagte die Frau freundlich: „willkommen!" und der Mann: „Gott grüß' Euch, Vater!" — Denn der Wanderer sah in seinem dürftigen Anzuge doch gar ehrwürdig aus. Dann räumten sie ihm auf der Bank am Ofen einen Sitz ein und trockneten seine Kleider, und die Frau setzte einen Topf mit Erdäpfeln an das Feuer und machte ein Abendessen zurecht. Und wie sie nun am Tische saßen, und den fremden Mann freundlich nöthigten zuzugreifen, wurde dieser ganz heiter, und sagte nach vielen frommen und gottesfürchtigen Gesprächen recht zutraulich zu den Wirthsleuten: „Ich meine, Ihr habt es nicht gerade übrig und doch nehmt Ihr mich so freundlich auf. Gott vergelt's Euch! Wünscht Ihr Euch nichts?" — „Was sollten wir uns groß wünschen?" — sagte der Mann. „Wir haben eben nicht viel, aber wir leiden eben auch keine Noth, da wir beide gesund sind, und arbeiten können." — „Und Ihr, junge Frau," sagte der Fremde, „seid Ihr auch so genügsam, wie Euer Mann, daß Ihr Euch nichts wünschen mögt?" — Da erröthete die Frau, und der Mann sagte lächelnd: „Sie wünscht sich wohl etwas; aber sie will's nicht sagen. Nicht wahr, Else? einen Jungen wünschest Du Dir in die Wiege?" — Die Frau wurde noch röthrr und sagte: „I ja, wenn es Gottes Wille wäre." — „Nun," sagte der Fremde, „dazu kann ja wohl mit Gottes Hilfe Rath werden. Aber wenn der Junge statt des kleinen Häuschens ein größeres, und ein Gärtchen daran, und noch sonst Einiges erbte, das wäre doch auch nicht übel." — „Uebel schon nicht," antwortete die Frau, „aber die Schrift sagt: Die da wollen reich werden, fallen in

Versuchung; und es könnte ja sein, wir wären dann nicht mehr so frohen Muthes, wenn wir für mehr zu sorgen hätten, und hätten dann einander vielleicht nicht mehr so lieb." — „Gut wär' es aber doch, wenn wir uns etwas besser regen könnten," sagte der Mann.

Wie es nun Zeit zum Schlafengehen war, nahm die Frau ihren Mann bei Seite, und sagte: „Ich denke, Bastel, wir lassen den alten Vater in unserm Bette schlafen, und behelfen uns auf einer Streu. Er ist noch immer nicht ganz durchgewärmt, und so wird ihm das Bette wohlthun." Der Mann war das gleich zufrieden, und so ließen sie den alten Mann in ihrem Bette schlafen, und legten sich selbst auf das Stroh, und schliefen, wie immer, recht frohen Muthes ein.

Als nun der Morgen zum Fenster hereinsah und sie zur Arbeit rief, sagte der Mann: „Ich muß doch nach unserm Gaste sehen!" und ging in die Kammer. Aber das Bette war leer; und der Alte war fort, und doch war die Hausthüre zu, und Niemand hatte ihn weggehen sehen, außer dem Schwanenwirth, der, wie es ihm oft begegnete, nicht hatte schlafen können, und nun brummend am Fenster stand. — Wie sich nun die Leute über das Verschwinden ihres Gastes wunderten, und die Frau noch einmal in die Kammer ging, um recht zuzusehen, rief sie: „O, Bastel, was ist das in aller Welt? da steht ja in der Ecke eine Wiege, blau und roth gemalt, mit schönen Federbetten d'rin, und oben darauf ein Jungen-Mützchen! Hat man je so etwas Hübsches gesehen?" — Und als die verwunderten Eheleute wieder in die Stube traten, rief der Mann, indem er sich die Augen rieb: „Ich weiß nicht, aber die Stube kommt mir gar nicht mehr vor wie sonst. Sie ist größer, und Alles ist so blank darin." Und wie sie vollends hinaustraten und sahen, daß ihr Haus fast so groß geworden war, wie das Wirthshaus gegenüber, und daß in dem Hofe zwei Kühe standen, und neben jeder ein Kalb, da konnte sich die Frau vor Freude nicht lassen, sondern fiel ihrem Mann um den Hals und weinte bitterlich, und der Mann konnte auch vor Thränen nicht sprechen. „Das hat Gott gethan," sagten sie endlich wie aus Einem Munde. „Der fremde Gast ist ein Engel gewesen! Ach Bastel! — ach Else! — laß uns nur unser Glück recht fromm und dankbar genießen! Laß uns nur nicht hochmüthig werden auf unsern Reichthum!" Und nun beteten sie recht andächtig ihren Morgensegen, besahen Alles noch Einmal, und gingen dann zusammen an die Arbeit, wo sie eben so emsig waren, wie immer.

Die guten Leute hatten nun schon ein paar Stunden gearbeitet, da trat der Schwanenwirth, der sich wieder auf seinem Lehnstuhl ausgestreckt und den fliehenden Schlaf gesucht hatte, an's Fenster, und legte sich, nach seiner hochmüthigen Weise, mit der langen Pfeife heraus. Wie er nun so vor sich hinsah, und plötzlich gegenüber ein großes Haus erblickte, wo sonst nur eine kleine Hütte gestanden hatte, wußte er gar nicht, wie ihm geschah, rieb sich die Augen, und meinte, es sei ein Traum. Wie es aber nicht anders wurde, er mochte machen, was er wollte, rief er seine Frau und sagte: „Frau, komm her, schau heraus, und sage mir in's Henkers Namen, ob ich behext bin, oder was das sonst vorstellt. Ist nicht aus dem Bastel seinem miserablen Vogel-

bauer in der Nacht ein Schloß geworden, fast wie mein Wirthshaus?" — Die Frau sah heraus, und fand es auch so, und bald war im Wirthshause Alles auf den Beinen, und das ganze Dorf lief zusammen, und gaffte das Wunder an, und es war von nichts anderm die Rede, als von Bastel's neuem Hause. Wie es aber damit zugegangen, konnte kein Mensch errathen.

Nun war es wohl natürlich, daß, als Bastel und seine Frau von der Feldarbeit nach Hause kamen, sich Alles um sie her drängte, und wissen wollte, was es mit dem Hause für eine Bewandtniß hätte. Auch der dicke Wirth kam über den Weg herüber, und nachdem er sich mit den Ellenbogen durch den Haufen Platz gemacht hatte, stellte er sich dem Bastel gegenüber, rückte, was er sonst nie gethan hatte, an seiner Sammetmütze, und sagte: „Ihr steht wohl mit dem Junker Gottseibeiuns im Bunde, Bastel? Wie ist denn aus Euerm Koben so ein stattliches Haus geworden?" — Da erzählte nun der Mann auf der einen und die Frau auf der andern Seite, was ihnen mit dem alten Wandersmanne begegnet war, und wie sie gar nicht zweifeln könnten, daß sie ihm ihr Glück zu verdanken hätten. Da erstaunten die Leute noch mehr, und Jeder wünschte, daß der Fremde bei ihm eingekehrt sein möchte, und meinte, er würde es dann eben so gemacht haben. Niemand aber ärgerte sich mehr, als der Wirth zum Schwan. Denn daß der Fremde, wer er nun auch gewesen sein mochte, kein anderer war, als der auch bei ihm angeklopft hatte, und so unfreundlich von ihm abgewiesen worden war, daran konnte er nicht zweifeln. Er hatte ihn bei'm Weggehen in der Dämmerung gar wohl wieder erkannt.

Von dem Tage an hatte nun der Schwanenwirth keine Freude mehr. Alles sein Gut war ihm verleidet. Nie legte er sich mehr mit der langen Pfeife zum Fenster heraus; aber so tief er sich auch immer in seine Stube setzen mochte, immer sah er das Haus seines Nachbarn. Er ließ das seinige neu anmalen und den Schwan auf dem Zeichen frisch versilbern. Aber was half es ihm? Bastels Haus sah doch immer blanker aus als das Wirthshaus. Da wurde er endlich vor Neid ganz gelb und mager, und seine Frau hatte keine ruhige Stunde mehr, und gegen die Gäste war er so ungeschliffen, daß bald Niemand mehr in das Wirthshaus kam. Dagegen waren Bastel und seine Frau das wahre Bild der Zufriedenheit. Sie hatten einander noch eben so lieb als zuvor, und da sie nun auch wirklich einen runden gelblockigen Jungen in die Wiege bekommen hatten, so war, ihres Bedünkens, kein König auf der Welt reicher und kein Mensch glücklicher als sie.

So war gerade ein Jahr seit jenem Wunder vergangen, und der Schwanenwirth saß am Ofen, und hörte, wie es draußen regnete und gegen die Fenster stürmte, gerade wie an dem Abend, wo er den alten Mann so unfreundlich fortgejagt hatte. Es war natürlich, daß er jetzt wieder an die Geschichte dachte; denn sie lag ihm so immer in dem Sinn, und wie er so da saß mit untergeschlagenen Armen, brummte er vor sich hin: „So wollt' ich doch, daß mich der Teufel geholt hätte, eh' ich den alten Hexenmeister von der Thüre wegjagte! Aber wer Henker konnte das wissen?" — Und wie er so brummte und sich selbst verwünschte, pocht es wieder an das Fenster, und

der Sturm tobt ärger als je. Da stand er auf, stellte das Licht in das Fenster, und sieht einen alten Mann, der ihm gerade so vorkommt, wie Bastel's großmüthiger Gast, und bittend zu ihm sagt: „Gebt mir ein Nachtlager und einen Bissen Brot aus Barmherzigkeit." Diese Worte und die Stimme des Mannes fuhren dem Wirthe wie ein Blitz durch den Leib, und er konnte vor Freude kaum antworten: „Ja, ja, mit dem größten Vergnügen! Es wird mir die allergrößte Ehre sein; ich will gleich aufmachen" — und was er noch mehr so herausstotterte. Dann trippelt er mit dem Lichte in der Hand die Stufen hinunter, wie man ihn lange nicht hatte laufen sehen, und rief im Vorbeigehn in die Küche: „Frau, setze bei, was du hast; steck' einen Hahn an den Spieß; mach' eine warme Weinsuppe vorher. Aber schnell, schnell! wir bekommen vornehme Gäste." — Die Frau, die sich einbildete, es führe irgend eine vornehme Herrschaft vor, rief gleich ihren Mägden, und schürte das Feuer zusammen; war aber nicht wenig verwundert, als ihr Mann mit vielen Kratzfüßen und Entschuldigungen — einem alten Manne, der in seinem dürftigen grauen Rocke ziemlich einem Bettler glich, hereinleuchtete, und ihm oben das Herrenzimmer Nr. 7 aufzuschließen befahl. Der Fremde nahm aber dieses Anerbieten nicht an, sondern sagte, er sei nicht gut auf den Füßen, und wollte lieber in der Wirthsstube bleiben, als noch eine Treppe steigen. Der Wirth erbot sich, ihn mit dem größten Vergnügen hinaufzutragen; der Fremde blieb aber bei seiner Weigerung und ließ sich auf dem Lehnstuhl nieder, den sonst Niemand einnehmen durfte, als der Wirth. Dieser lief nun auf und ab, schaffte herbei, was Küche und Keller vermochten, und sagte seiner erstaunten Frau in's Ohr: das sei eben der Tausendkünstler, der dem Bastian das schöne Haus über Nacht gebaut habe. „Und was hat ihm denn der Bastel vorsetzen können," setzte er hinzu, „als etwa ein paar elende Erdäpfel? Wenn wir ihn gut bewirthen, so wird er uns schon noch besser bedenken." — Und die Frau sagte das ihren Mägden wieder, und die sagten es den Nachbarn, und in wenigen Augenblicken war es wie ein Lauffeuer im ganzen Flecken herum, der Hexenmeister sei wieder da, und sei in dem Schwane eingekehrt. Ja Manche wußten schon von Wundern, die er gethan; das Unglaublichste wurde geglaubt, und Niemand gönnte dem Wirthe das Glück, das ihm, wie sie meinten, zugefallen war.

Was nun lange nicht geschehen war, geschah an dem Abend; eine Menge Gäste kam in das Wirthshaus. Alle Tische waren besetzt, und wer an den Tisch kommen konnte, an dem der Graurock saß, hielt sich für besonders glücklich. Dieser war anfänglich ganz still, aß und trank, was ihm vorgesetzt wurde, und schnitt dabei wunderliche Gesichter, etwa wie Einer, der den Gesichts-Tik hat. Bisweilen knöpfte er auch den Rock auf, als ob ihm zu warm würde, und da wollte denn der Eine eine prächtige goldene Kette unter der Weste, der andere rothfunkelnde Edelsteine auf seinem Wamse gesehen haben. Wie nun die Mahlzeit vorüber und die Stube recht voll neugieriger Gäste war, legte der Fremde Messer und Gabel aus der Hand, und ließ sich mit dem Wirthe in ein Gespräch ein. — „Das war halt eine passable Mahlzeit, Herr Wirth. Immer aber ist Er nicht so freundlich gegen Seine Gäste." —

„Nach Unterschied," antwortete dieser, „nachdem man eben die Leute vor sich hat." — „Wofür hält Er mich denn?" fragte der Fremde. — „Das weiß ich freilich so eigentlich nicht zu sagen," erwiederte der Wirth; „aber ich glaube mich nicht zu irren, wenn ich Sie für einen vornehmen Cavalier halte, der zum Spaß incognito reist." — Der Graurock lächelte, und schnitt wieder seine wunderlichen Gesichter. Dann fuhr er fort: „Ich kenne Ihn wohl länger, als Er glauben mag, Herr Wirth." — „Sehr viele Ehre," sagte der Wirth, und lüftete die Mütze. — „Ja, Er war von klein auf ein durchtriebner Schalk. Weiß Er noch, wie Er Seinen blinden Großvater aus dem Blasrohre mit Erbsen auf die Nase schoß, und dann zum Fenster hinaus zankte, als ob die Buben von der Straße hereingeworfen hätten? Oder wie Er auf dem Dache Seiner Mutter die Würste aus der Esse angelte?" — „Ja, es ist wahr," sagte der Wirth: „ich war ein loser Vogel, und ich muß noch lachen, wenn ich daran denke, wie meine Mutter selige über ihre Würste klagte, und ich ihr weiß machte, die Fledermäuse hätten sie gefressen." — „Seine Mutter hielt etwas auf Beten und Singen," fuhr der Graurock fort, „und hielt auch Ihn dazu an. Sie hatte eine gute Art dabei. Für jeden Spruch oder Vers, den Er auswendig wußte, gab sie Ihm einen Kreuzer. Und das muß man sagen, Er verdiente Etwas mit der Gottesfurcht. Das Geld lieh Er dann armen Leuten auf Pfänder aus. — Ist's nicht so?" — „Ich habe mein Geld immer arbeiten lassen," erwiederte der Wirth, verwundert, daß der Fremde so viel von seiner Kindheit wußte; und dabeie blies er sich auf; denn er meinte, er müßte doch von Klein auf ein wichtige Person gewesen sein. — „Der ärgste Schelm aber," fuhr der Alte fort, „war Er doch in der Schule. Alle Bubenstücke brachte Er auf und setzte sie in Gang, und wenn Eines herauskam, wußte Er es immer so einzurichten, daß der Andre Schläge, Er aber Lob bekam. Weiß Er noch, wie Er einmal bei'm Schul-Examen das ganze Athanasianische Glaubensbekenntniß — oder, wie es heißt — vorwärts und rückwärts aufsagte, und der Pfarrer Ihn allen Andern zum Muster aufstellte, und Seiner Mutter vor Freude die hellen Thränen über die Backen liefen — und Er sich umbrehte, eine Fratze schnitt und die Zunge herausstreckte?" — Der Wirth erschrak und dachte: „Wer muß d e r nur sein, der Alles und Alles weiß?" Dann aber faßte er sich wieder und dachte: „Nun ja, er muß freilich mehr können als andere Leute; sonst brächte er nicht so große Dinge zur Kraft." — Und da der Alte zu jeder Büberei, die er erzählte, lachte, und die Gäste ebenfalls einstimmten, so lachte der Wirth auch mit, und rechnete auf die Vergeltung am folgenden Morgen.

So trieb es nun der Graurock eine ganze Zeit, und hielt dem Schwanenwirth unter Lachen und Kurzweil seine Sünden in guter Ordnung vor. Von den Kinderstreichen kam er auf die Jugendstreiche, und dann immer weiter — und die Sache wurde immer bedenklicher und ernsthafter, so daß der Wirth mit aller Gewalt, die er sich anthat, doch kein Lachen mehr aufbringen konnte. Da kamen Geschichten vor von ausgegrabenen Grenzsteinen, von falschen Schuldbriefen, von abgeschwornen Unterschriften, von falschen

Zeugnissen, und dergleichen. Und da der Alte jedes Schelmstück ganz klar und deutlich zu erzählen wußte, und die, welche der Wirth um das Ihrige betrogen hatte, oder die Kinder und Verwandten des Betrogenen gegenwärtig waren, so entstand ein entsetzlicher Rumor in der Stube, und die Ehrentitel von Dieb, Spitzbube und dergleichen wurden nicht gespart, und die Drohungen auch nicht. Der Wirth wollte nun Manches in Spaß umkehren, leugnete auch wohl dies und das. Aber es half ihm nichts. Der Graurock wußte Alles besser und überführte ihn auf der Stelle. Da wurde der Wirth immer blässer und armseliger, und schwieg am Ende ganz still. Wie nun der Lärm am ärgsten war, und der Wirth wie zerschlagen da saß, und Mitternacht herankam, stemmte sich der Alte mit den Händen auf den Tisch, um aufzustehen, und sagte: „Ich muß diese Nacht noch weiter. Was bin ich schuldig?" — Der Wirth wollte nicht fordern, denn er hoffte noch immer, der Alte hätte ihn nur so gequält, um ihn desto besser zu bedenken. — „Ei was," sagte der Fremde, „umsonst will ich bei einem solchen Schelme nicht gezehrt haben," und warf ein Goldstück auf den Tisch, so groß wie das Innere der Hand. Dann stand er auf, und humpelte zur Thür hinaus, ohne gute Nacht zu sagen; als er aber auf der Schwelle stand, kehrte er sich um und sagte: „Auf Wiedersehn, Herr Wirth zum weißen Schwan!" — Die Gäste gingen nun auch alle fort, und es war Allen unheimlich zu Muthe. Wo der Graurock hingekommen, wußte keiner; so wie auch keiner wußte, was er von ihm denken sollte.

Wie nun die Stube leer war, stand der Wirth noch lange ganz verdutzt, und sah auf Einen Fleck, und dachte an die lange und schwere Beichte, die der Alte in seinem Namen abgelegt hatte. Um seine Sünden hätte er sich nun wohl so sehr nicht bekümmert; sie hatten ihn ja zum reichen Mann gemacht; aber daß sie alle offenbar geworden waren, und daß er jetzt mit seiner betrogenen Hoffnung ein Spott der Leute werden sollte, das konnte sein Hochmuth nicht verwinden. Mit einem tiefen Seufzer trat er nun an den Tisch, auf dem das große, schwere Goldstück funkelte. „Es ist doch etwas!" dachte er, und streckte die Hand danach aus. Aber als er das funkelnde Gold anrührte, war es der Schnitt einer gelben Rübe. Darüber erschrack er nun so, daß er todt zur Erde fiel. So fand ihn seine Frau, und man konnte ihn nicht wieder zu sich bringen. Der Gasthof zum Schwan wurde nun zugemauert; denn Niemand wollte mehr hineingehen, viel weniger ihn kaufen. Kinder hinterließ der Wirth nicht, und so kam sein Geld und Gut, das er mit Sünden zusammengebracht hatte, an lachende Erben. Einige seiner Grundstücke kaufte Bastel, der mit seiner Else lange Jahre in Einigkeit und Frieden lebte, und Kinder und Enkel erzog, und immer ein Wohlthäter der Armen und ein Freund aller rechtschaffenen Menschen blieb.

7. Das beschreibende Gedicht.

Beschreiben heißt, die Merkmale eines Gegenstandes so darstellen, daß Andre eine deutliche Vorstellung davon erhalten. Ich kann bei'm Beschreiben einen zweifachen Zweck haben: entweder will ich einem Andern genaue Kenntniß von einem Gegenstande verschaffen, z. B. von einem Hause, das er zu kaufen gedenkt, oder von einem Lande, das er bereisen will; oder ich will seiner Phantasie ein schönes Bild von einem Gegenstande verschaffen. Jenes ist der Zweck der nichtpoetischen, dieses der Zweck der poetischen Beschreibung.

Das beschreibende Gedicht schildert nicht nur das, was zur Außenwelt gehört und also von den Sinnen aufgefaßt wird; es kann auch die Bewegungen des Gemüths, Gefühle des Herzens schildern. Die meisten Gedichte dieser Art aber beschäftigen sich mit der Natur. Die Prosa kann alles beschreiben; die Poesie aber nur das, was durch seine Schönheit, oder Größe, oder Seltenheit das Gefühl aufregt, und das ist ja besonders bei den Naturerscheinungen der Fall.

Der Genfersee

(von v. Matthisson, Geh. Legationsrath in Stuttgart, gest. 1831 in Wörlitz bei Dessau).

An deinen Ufern, wo vom Winzerheerd
Bis zu des Burgpalastes Marmorhallen
Der Ueberfluß sein goldnes Füllhorn leert,
So weit der Freiheit Jubelhymnen schallen;

Wo stets die Freude mir, sokratisch mild,
Die unbewölkte Stirn mit Epheu kränzte,
Seitdem des weißen Berges[1]) Riesenbild
Zum ersten Mal in deiner Fluth mir glänzte;

Wo einsam auf bemooster Felsenwand
Am Bergstrom, der aus Tannendunkel schäumte,
Mein Geist, an Xenophon's und Platon's[2]) Hand,
Sich des Ilissus[3]) Myrtenhaine träumte;

Wo Agathon[4]) den Grazien vertraut,
Der Musen Stolz, bewundert im Palaste,

---

[1]) Des Montblanc. [2]) Zwei griechische Philosophen, Schüler des Sokrates.

[3]) Ilissus war ein Fluß bei Athen.

[4]) Unter diesem Namen versteht der Dichter hier seinen Freund Carl v. Bonstetten, auf dessen Schloß am Genfersee er damals lebte.

Des Volkes Lust bis wo der Jura blaut,
Wie seinen Gray[5]) mit Liebe mich umfaßte;

Wo Bonnet[6]), der nicht früher als sein Ruhm,
Nicht früher als der Erdball sterben sollte,
In seines Tempels lichtem Heiligthum
Das große Buch der Wahrheit mir entrollte;

Wo er mir zurief: „Ueber Grab und Zeit
„Schwingt sich der Geist; sein dunkler Schleier modert:
„Beglückt, wem Glaube der Unsterblichkeit,
„Wie Vesta's Gluth, in reinem Herzen lodert;“

Wo meine Blicke, der Natur geweiht,
An ihr, wie Bienen an der Blüthe hingen, —
O See! schwebt mein Gesang in jene Zeit,
Als menschenleere Wüsten dich umfingen.

Da wälzte, wo im Abendlichte dort,
Geneva[7]), deine Zinnen sich erheben,
Der Rhodan[8]) seine Wogen trauernd fort,
Von schauervoller Haine Nacht umgeben.

Da hörte deine Paradiesesflur,
Du stilles Thal voll blühender Gehege,
Die großen Harmonien der Wildniß nur,
Orkan und Thiergeheul und Donnerschläge.

Kein Lustgesang der Traubenleserin,
Kein Erntejubel, keines Hirten Flöte,
Kein schmetternd Horn aus reicher Wälder Grün
Begrüßte da den Stern der Abendröthe.

Kein Rundetanz im sanften Vollmondsschein!
Kein Freudenmahl vor Tell's geweihtem Bilde!
Kein Gang der Liebenden im Frühlingshain,
An Veilchen reich wie Attika's Gefilde![9])

Die Oede schwieg, wenn auf verwachs'nem Pfad,
Wo nur der Bär in Felsenklüften haus'te,
Nicht etwa noch des See's gewohntem Bad
Ein Ur mit wilder Lust entgegenbraus'te.

---

[5]) Gray war ein berühmter englischer Geschichtsschreiber. Hier meint der Dichter den Geschichtsschreiber der Schweiz, Johannes v. Müller, Bonstetten's trautesten Freund.

[6]) Bonnet war ein ausgezeichneter Naturforscher und Philosoph, aus Genf gebürtig. Er lebte auf seinem Gute Genthod am Genfersee, wo er auch 1793 starb.

[7]) Genf.

[8]) Der lateinische Name des Flusses Rhone.

[9]) Das Land, in welchem Athen lag.

Als senkte sich sein zweifelhafter Schein
Auf eines Weltballs ausgebrannte Trümmer,
So goß der Mond auf diese Wüstenei'n
Voll trüber Nebeldämm'rung seine Schimmer.

Da hieß aus dieses Chaos alter Nacht
Der Herr, so weit des Leman's[10]) Fluthen wallten,
Voll sanfter Anmuth, voll erhab'ner Pracht
Sich zauberisch dies Paradies entfalten;

Dies stolzumthürmte Land, gleich Tempe's Flur,[11])
Mit jedem Reiz der Schöpfung übergossen!
Dies Wunderwerk der göttlichen Natur,
Von Schönheit, wie von Glanz die Sonn', umflossen —

Wo Jener, dessen heil'gen Aschenkrug
Mit Eichenlaub die Wahrheit selbst umwunden,
Die Bahn zum unerreichten Adlerflug
In Heloisens Zauberwelt gefunden.[12])

Und wär' ich auch mit Haller's Wissenschaft,[13])
Von Grönland's Eis bis zu Tahiti's Wogen
Mit Geßner's[14]) Blick, mit Anson's[15]) Heldenkraft,
Mit Claude Lorrain's[16]) Kunst die Erd' umflogen:

Doch weiht' ich ewig im Erinn'rungstraum
Nur dir der Sehnsucht und des Dankes Thränen:
Doch würd' ich mich in jedem Schöpfungsraum,
O See! verbannt aus deinen Himmeln wähnen.

Schön ist's, von Aetna's Haupt des Meeres Plan
Voll grüner Eiland', und die Fabelauen
Siciliens und Stromboli's Vulkan,
Beglänzt von Phöbus erstem Strahl, zu schauen;

Doch schöner, wann der Sommertag sich neigt,
Den Zaubersee, hoch von der Dole Rücken,
Wie Luna's Silberhörner sanft gebeugt,
Umragt von Riesengipfeln, zu erblicken.

---

[10]) Der französische Name des Genfersees.

[11]) Tempe war ein reizendes Thal in Thessalien, einem Theile des alten Griechenlands.

[12]) Der Dichter meint den Philosophen J. J. Rousseau aus Genf, der den Roman: „die neue Heloise" schrieb.

[13]) Albrecht v. Haller war ein großer Dichter, Naturforscher und Arzt, und starb 1777 in seiner Vaterstadt Bern.

[14]) Salomon Geßner war in Zürich Buchhändler, ist als Idyllendichter geschätzt und starb 1787.

[15]) Anson war einer der größten Seehelden Englands in der Mitte des vorigen Jahrhunderts.

[16]) Claude Lorrain, ein berühmter französischer Landschaftsmaler.

Süß ist's, am Wogensturz in Tibur's Hain,
Wo Flaccus[17]) oft, entfloh'n den Schattenchören,
Im Mondlicht wandelt, bei Albanerwein
Den Genius der Vorwelt zu beschwören;

Doch süßer noch, in Prangin's Götterwald,
Wann seine Laubgewölbe sich erneuern,
Und weit umher der Vögel Mailied schallt,
Erhab'ner Freundschaft Bundestag zu feiern.

Entzückend ist's, wann donnernd himmelan
Des Feuerberges Wogen sich erheben,
Auf Napel's Golf bei Nacht im leichten Kahn
In magischer Beleuchtung hinzuschweben;

Mit höh'rer Lust sieht auf des Leman's Fluth,
Wann Thal und Hügel schon in Dämm'rung sinken,
Der hohen Eiswelt reine Purpurgluth
Mein Aug' aus dunkler Klarheit wiederblinken.

Auf Hellas Höh'n erblickt der Wand'rer nur,
Von Resten alter Herrlichkeit umgeben,
Der Tyrannei tiefeingedrückte Spur,
So reizend auch sich Meer und Land verweben.

Hier segn' ich froh Helvetiens Geschick,
Hier, wo die Flur des Fleißes Lohn verkündet;
Hier theilt mein Herz des freien Volkes Glück,
Auf Menschenrecht und auf Vernunft gegründet.

Am Strand der Seine tobt Gewittersturm;[18])
Denn Gallien erwacht mit Löwengrimme.
Die Kette fällt! des Elends Riesenthurm,
O Freiheit, stürzt vor deiner Donnerstimme.[19])

Am Leman weht des Friedens Palmenzweig!
In Stadt und Dorf erschallt das Lied der Freude.
Zufrieden, wähnt der ärmste Hirt sich reich,
Und Eintracht schützt der Freiheit Felsgebäude.

An diesem Hain, vom Erlenbach durchtanzt,
Ein Gärtchen nur von einer kleinen Hütte,
Mit schlanken Pappeln malerisch umpflanzt,
Ist Alles, was ich vom Geschick erbitte.

---

[17]) Hier ist der altrömische Odendichter Horatius Flaccus gemeint. Bei Tibur, in der Nähe Roms, hatten viele Römer ihre Villen.

[18]) Das Gedicht wurde gedichtet, als die erste franz. Revolution ausgebrochen war.

[19]) Dies bezieht sich auf die Zerstörung der Bastille 1789.

Hier würde mir die Weisheit Rosen streu'n,
Des Himmels Friede meinen Geist umfließen,
Und einst, o goldnes Bild! im Abendschein
Die Freundschaft mir die Augen weinend schließen.

Hell würde sich des reinsten Glückes Spur
Mir dann entwölken, fern vom Weltgetümmel.
Wo Liebe, Freundschaft, Weisheit und Natur
In frommer Eintracht wohnen, ist der Himmel.

Auf jenem Vorland, von der Wog' umrauscht,
Wo die Betrachtung gern auf grünen Matten
Die leisen Tritte der Natur belauscht,
Erhübe sich mein Geist im Eichenschatten.

Kein Marmorbild, kein thatenreicher Stein,
Vor dem erröthend sich die Wahrheit wendet,
Entehrte des Entschlummerten Gebein,
Den eitler Größe Schimmer nie geblendet.

Die Rose nur würd' über meinem Staub
Des zarten Mooses Wohlgeruch verhauchen,
Der Thränenweide niederhangend Laub
Mit leisem Flüstern in die Fluth sich tauchen;

Die Nachtigall, vom Lenzgesträuch umblüht,
Um ihren Freund dort in der Dämm'rung klagen,
Und Daphne mir, von Zärtlichkeit durchglüht,
Das Opfer einer Thräne nicht versagen.

Auch würd' im Dorfe bald die Sage geh'n,
Daß dort, gedämpft, wie ferne Bienenchöre,
Sanft, wie am Blüthenbaum des Frühlings Weh'n,
Der Hirt in stiller Mondnacht Lieder höre.

Vierter Abschnitt.

Dramatische Poesie.

Die wesentlichen Eigenschaften der dramatischen Poesie haben wir schon oben angeführt, und gesehen, wie sie sich von der epischen unterscheide. Das Drama in der weitern Bedeutung des Wortes ist die Darstellung einer Handlung, d. h. einer Reihe von Begebenheiten, von denen die früheren als die Ursachen der späteren, diese demnach als die Wirkungen der ersteren erscheinen und welche sämmtlich nach Einem und demselben Ziele hinstreben. Diese Handlung wird im Drama als gegenwärtig dargestellt, und entwickelt sich in der Gegenüberstellung verschiedener Personen, welche redend und handelnd auftreten.

Eines wie das Andere erfolgt dem Charakter und den Sitten derselben gemäß, und eine richtige und consequent durchgeführte Charakteristik der handelnden Personen ist daher die unerläßliche Aufgabe des Dramatikers; da aber der Endzweck des Dramas doch — die Handlung ist, so folgt daraus, daß diese nicht zum Behuf der Sittenschilderung da ist, sondern umgekehrt. Unter den Personen ist die eine der Held des Stückes, um den sich die Handlung dreht, auf den sich alles bezieht. Der Dichter läßt ihn in Hindernisse und Verlegenheiten gerathen, die erst am Ende des Stückes überwunden werden. Dies nennt man: den Knoten schürzen und ihn auflösen. Wird er statt dessen am Ende zerhauen, d. i. werden die Schwierigkeiten durch das plötzliche Erscheinen einer unerwarteten Person gehoben, so ist das ein Fehler, weil ein solcher Ausgang unwahrscheinlich ist. Man nennt dies einen Theatercoup.

Jedes längere dramatische Gedicht ist in verschiedene Aufzüge oder Akte getheilt, damit der Zuschauer Ruhepunkte habe. Jeder Akt muß ein Ganzes für sich ausmachen; daher ist es nicht

gleichgültig, wenn ein Akt endigt; es muß die Handlung wirklich einen Ruhepunkt nöthig machen. Mehr als 5 Akte pflegen nicht leicht vorzukommen. Die Akte zerfallen wieder in Scenen oder Auftritte, deren kürzere oder längere Dauer von dem Gange der Handlung abhängt.

Vor Allem muß jedes dramatische Stück Einheit der Handlung besitzen.

Zur Einheit der Handlung gehört, daß alle Personen, Handlungen und Ereignisse nothwendig zum Ganzen gehören. Es darf danach keine Person, kein Akt, keine Scene überflüssig sein; jedes muß zur Bildung des Ganzen etwas beitragen. Finden wir, daß etwas, unbeschadet des Ganzen oder wohl gar zum Vortheile des zu machenden Eindrucks, hätte wegbleiben können, so hat der Dichter gegen die Einheit der Handlung gefehlt.

Seinen Stoff kann der Dichter entweder aus der Geschichte nehmen (historisches Drama), und dann steht ihm wie dem epischen Dichter frei, von der historischen Wahrheit abzuweichen, so viel wie er will, oder er schöpft ihn aus seiner Phantasie.

Alle dramatische Gedichte werden in vier Klassen geordnet: das Trauerspiel, das Lustspiel, das Schauspiel und das Singspiel.

---

1. Das Trauerspiel (Tragödie).

Wie bei'm ernsten Heldengedicht sehen wir im Trauerspiel den Helden des Stücks gegen die wider ihn anstürmende Gewalt des Schicksals oder der Leidenschaften kämpfen. Immer aber müssen es sittliche Mächte sein, mit welchen er in Conflikt geräth; denn das Tragische im Drama ist das sittlich Erhabene. Die Seelengröße des Helden erweckt bei den Zuschauern ein lebhaftes Interesse für sein Schicksal. Bald fürchten sie, er möge unterliegen, bald hoffen sie, er werde den Sieg davon tragen, bis er zuletzt wirklich unterliegt. Aber der Schmerz darüber im Herzen der Zuschauer wird gemildert durch die Bewunderung der Kraft des Helden selbst im Augenblicke seines Falles. Darum muß der Held des Trauerspiels durch große Eigenschaften über die gewöhn-

lichen Menschen hervorragen; denn kleinliche Fehler und niedrige Leidenschaften können nur Abscheu, aber nie Bewunderung erregen, und also nie ein Gegenstand des Trauerspiels sein. Entweder steht der Held wirklich als ein höchst edler Mensch da, der ohne seine Schuld gegen das Unglück ankämpft, oder er erscheint zwar als ein Verirrter, dessen Seelenstärke aber doch eine hohe Theilnahme erweckt.

Es giebt zwei Formen des Tragischen: das des einfachen Conflikts und das Tragische der sittlichen Collision. Jenes beruht vorzugsweise auf dem Charakter, dies vorzugsweise auf der Situation. Das Tragische des einfachen Conflickts beruht darauf, daß der Charakter durch seine Fehler in Kampf mit der Welt und dem Schicksal geräth und in diesem Kampfe untergeht; in den Tragödien der Situation beruht das Tragische auf einem Kampfe gleichberechtigter sittlicher Mächte.

Ferner spricht man von einem antiken und einem modernen Trauerspiele. In jenem kämpft der Held mit einem unüberwindlichen Fatum (Schicksal); so groß seine Kraft auch ist, so ist doch sein Untergang einmal beschlossen. Auch in neuerer Zeit ist diese Art des Trauerspiels viel bearbeitet, und Schicksals-Tragödie genannt worden. Im modernen Trauerspiele hat es dagegen der Held mit eigenen oder fremden Leidenschaften zu thun, als deren Opfer er zuletzt fällt.

Der Ausgang der Tragödie ist in der Regel blutig; doch ist dies keineswegs nöthig. Die Sprache ist würdevoll, dem Ernste der Handlung angemessen. Es hängt von dem Dichter ab, ob er in gebundener oder ungebundener Sprache schreiben will. Wählt er jene, so bedient er sich gewöhnlich des iambischen oder trochäischen Versmaßes. Sonst waren die Alexandriner gebräuchlich; jetzt sind sie aber mit Recht außer Gebrauch gekommen.

Unter den dramatischen Schöpfungen der Neuzeit verweisen wir, als klassisch in der Form, auf Goethe's „Iphigenia auf Tauris“, aus welcher wir die nachstehenden Scenen mittheilen.

Iphigenia auf Tauris

(von Goethe).

(Als der Zug gegen Troja unternommen ward, hatten die Griechen den Agamemnon zum obersten Heerführer gewählt. Widrige Winde hin-

derten die Ausfahrt der in Aulis versammelten Schiffe, und der Oberpriester Kolchos erklärte, Diana sei Schuld daran und könne nur dadurch versöhnt werden, daß ihr Agamemnon seine Tochter Iphigenia zum Opfer bringe. Agamemnon schickte sich an, das Opfer zu bringen; im entscheidenden Augenblicke aber ward Iphigenia von der Göttin in einer Wolke nach Tauris entrückt. Die Griechen segelten ab; Klytemnästra aber, Agamemnon's Gemahlin, konnte diesem seine Opferbereitwilligkeit nicht vergeben, und aus Zorn über ihn schenkte sie in seiner Abwesenheit den Werbungen des Aegysth Gehör, welcher ihn mit Hilfe Klytemnästra's bei seiner Rückkehr ermordete.

Orestes, der Sohn Agamemnon's, zum Manne herangewachsen, erschlug die Mutter und ward zur Strafe der Bluthat von Furien verfolgt, so daß er nirgends Ruhe finden konnte. Auf Befragung des Delphischen Orakels ward er beschieden, daß er nur dann Ruhe finden könne, wenn er das Bild der Diana aus dem Taurischen Tempel entführte und nach Griechenland brächte.

Er reist mit seinem Freunde Pylades nach Tauris, wo sie, von den Einwohnern gefangen, der Sitte gemäß geopfert werden sollen. Iphigenia, die Priesterin, soll das Opfer vollziehen und erkennt den Bruder.)

Dritter Akt. Erster Auftritt.

Iphigenia. Orest.

Iphigenia. Unglücklicher, ich löse deine Bande
Zum Zeichen eines schmerzlichen Geschicks.
Die Freiheit, die das Heiligthum gewährt,
Ist, wie der letzte lichte Lebensblick
Des schwer Erkrankten, Todesbote. Noch
Kann ich es mir und darf es mir nicht sagen,
Daß ihr verloren seid! Wie könnt' ich euch
Mit mörderischer Hand dem Tode weihen?
Und Niemand, wer es sei, darf euer Haupt,
So lang' ich Priesterin Dianens bin,
Berühren. Doch verweigr' ich jene Pflicht,
Wie sie der aufgebrachte König fordert;
So wählt er eine meiner Jungfrau'n mir
Zur Folgerin, und ich vermag alsdann
Mit heißem Wunsch allein euch beizustehn.
O werther Landsmann! Selbst der letzte Knecht,
Der an den Herd der Vatergötter streifte,
Ist uns in fremdem Lande hoch willkommen:
Wie soll ich euch genug mit Freud' und Segen
Empfangen, die ihr mir das Bild der Helden,
Die ich von Eltern her verehren lernte,
Entgegenbringet und das innere Herz
Mit neuer schöner Hoffnung schmeichelnd labet.

Orest. Verbirgst du deinen Namen, deine Herkunft
Mit klugem Vorsatz? oder darf ich wissen,
Wer mir, gleich einer Himmlischen, begegnet?
Iphigenia. Du sollst mich kennen. Jetzo sag' mir an,
Was ich nur halb von deinem Bruder hörte,
Das Ende derer, die von Troja kehrend
Ein hartes, unerwartetes Geschick
Auf ihrer Wohnung Schwelle stumm empfing.
Zwar ward ich jung an diesen Strand geführt;
Doch wohl erinnr' ich mich des scheuen Blicks,
Den ich mit Staunen und mit Bangigkeit
Auf jene Helden warf. Sie zogen aus,
Als hätte der Olymp sich aufgethan
Und die Gestalten der erlauchten Vorwelt
Zum Schrecken Ilion's herabgesendet.
Und Agamemnon war vor Allen herrlich!
O sage mir! Er fiel, sein Haus betretend,
Durch seiner Frauen und Aegysthens Tücke?
Orest. Du sagst's!
Iphigenia. Weh dir, unseliges Mycen!
So haben Tantal's Enkel Fluch auf Fluch
Mit vollen wilden Händen ausgesä't!
Und gleich dem Unkraut, wüste Häupter schüttelnd
Und tausendfält'gen Samen um sich streuend,
Den Kindeskindern nahverwandte Mörder
Zur ew'gen Wechselwuth erzeugt! Enthülle,
Was von der Rede deines Bruders schnell
Die Finsterniß des Schreckens mir verdeckte.
Wie ist des großen Stammes letzter Sohn,
Das holde Kind, bestimmt des Vaters Rächer
Dereinst zu sein, wie ist Orest dem Tage
Des Bluts entgangen? Hat ein gleich Geschick
Mit des Avernus Netzen ihn umschlungen?
Ist er gerettet? Lebt er? Lebt Elektra?
Orest. Sie leben.
Iphigenia. Goldne Sonne, leihe mir
Die schönsten Strahlen, lege sie zum Dank
Vor Jovis Thron! Denn ich bin arm und stumm.
Orest. Bist du gastfreundlich diesem Königshause,
Bist du mit nähern Banden ihm verbunden,
Wie deine schöne Freude mir verräth:
So bändige dein Herz und halt' es fest!
Denn unerträglich muß dem Fröhlichen
Ein jäher Rückfall in die Schmerzen sein.
Du weißt nur, merk' ich, Agamemnon's Tod.

Iphigenia. Hab' ich an dieser Nachricht nicht genug?

Orest. Du hast des Gräuels Hälfte nur erfahren.

Iphigenia. Was fürcht' ich noch? Orest, Elektra leben.

Orest. Und fürchtest du für Klytemnästra nichts?

Iphigenia. Sie rettet weder Hoffnung, weder Furcht.

Orest. Auch schied sie aus dem Land der Hoffnung ab.

Iphigenia. Vergoß sie reuig wüthend selbst ihr Blut?

Orest. Nein, doch ihr eigen Blut gab ihr den Tod.

Iphigenia. Sprich deutlicher, daß ich nicht länger sinne.
Die Ungewißheit schlägt mir tausendfältig
Die dunklen Schwingen um das bange Haupt.

Orest. So haben mich die Götter ausersehen
Zum Boten einer That, die ich so gern
In's klanglos dumpfe Höllenreich der Nacht
Verbergen möchte! Wider meinen Willen
Zwingt mich dein holder Mund; allein er darf
Auch etwas Schmerzlich's fordern und erhält's.
Am Tage, da der Vater fiel, verbarg
Elektra rettend ihren Bruder; Strophius,
Des Vaters Schwäher, nahm ihn willig auf,
Erzog ihn neben seinem eignen Sohne,
Der, Pylades genannt, die schönsten Bande
Der Freundschaft um den Angekommnen knüpfte
Und wie sie wuchsen, wuchs in ihrer Seele
Die brennende Begier, des Königs Tod
Zu rächen. Unversehen, fremd gekleidet,
Erreichen sie Mycen, als brächten sie
Die Trauernachricht von Orestens Tode
Mit seiner Asche. Wohl empfänget sie
Die Königin; sie treten in das Haus.
Elektren giebt Orest sich zu erkennen;
Sie bläst der Rache Feuer in ihm auf,
Das vor der Mutter heil'ger Gegenwart
In sich zurückgebrannt war. Stille führt
Sie ihn zum Orte, wo sein Vater fiel,
Wo eine alte leichte Spur des frech
Vergoßnen Blutes oftgewaschnen Boden
Mit blassen ahnungsvollen Streifen färbte.
Mit ihrer Feuerzunge schilderte
Sie jeden Umstand der verruchten That,
Ihr knechtisch elend durchgebrachtes Leben,
Den Uebermuth der glücklichen Verräther,
Und die Gefahren, die nun der Geschwister

Von einer stiefgeword'nen Mutter warteten.
Hier drang sie jenen alten Dolch ihm auf,
Der schon in Tantal's Hause grimmig wüthete,
Und Klytemnästra fiel durch Sohnes Hand.

Iphigenia. Unsterbliche, die ihr den reinen Tag
Auf immer neuen Wolken selig lebet,
Habt ihr nur darum mich so manches Jahr
Von Menschen abgesondert, mich so nah
Bei euch gehalten, mir die kindliche
Beschäftigung, des heil'gen Feuers Gluth
Zu nähren, aufgetragen, meine Seele
Der Flamme gleich in ew'ger frommer Klarheit
Zu euern Wohnungen hinaufgezogen,
Daß ich nun meines Hauses Gräuel später
Und tiefer fühlen sollte? — Sage mir
Vom Unglücksel'gen! Sprich mir von Orest! —

Orest. O könnte man von seinem Tode sprechen!
Wie gährend stieg aus der Erschlag'nen Blut
Der Mutter Geist
Und ruft der Nacht uralten Töchtern zu:
„Laßt nicht den Muttermörder entflieh'n!
Verfolgt den Verbrecher! Euch ist er geweiht!"
Sie horchen auf, es schaut ihr hohler Blick
Mit der Begier des Adlers um sich her.
Sie rühren sich in ihren schwarzen Höhlen,
Und aus den Winkeln schleichen ihre Gefährten,
Der Zweifel und die Reue, leis' herbei.
Vor ihnen steigt ein Dampf vom Acheron;
In seinen Wolkenkreisen wälzet sich
Die ewige Betrachtung des Gescheh'nen
Verwirrend um des Schuld'gen Haupt umher,
Und sie, berechtigt zum Verderben, treten
Der gottbesä'ten Erde schönen Boden,
Von dem ein alter Fluch sie längst verbannte.
Den Flüchtigen verfolgt ihr schneller Fuß;
Sie geben nur, um neu zu schrecken, Rast.

Iphigenia. Unseliger, du bist in gleichem Fall,
Und fühlst, was er, der arme Flüchtling, leidet!

Orest. Was sagst du mir? Was wähnst du gleichen Fall?

Iphigenia. Dich drückt ein Brudermord wie jenen; mir
Vertraute dies dein jüngster Bruder schon.

Orest. Ich kann nicht leiden, daß du große Seele
Mit einem falschen Wort betrogen werdest.
Ein lügenhaft Gewebe knüpft ein Fremder
Dem Fremden, sinnreich und der List gewohnt,

Zur Falle vor die Füße; zwischen uns
Sei Wahrheit!
Ich bin Orest! Und dieses schuld'ge Haupt
Senkt nach der Grube sich und sucht den Tod;
In jeglicher Gestalt sei er willkommen!
Wer du auch seist, so wünsch' ich Rettung dir
Und meinem Freunde; mir wünsch' ich sie nicht.
Du scheinst hier wider Willen zu verweilen;
Erfindet Rath zur Flucht und laßt mich hier.
Es stürze mein entseelter Leib vom Fels,
Es rauche bis zum Meer' hinab mein Blut,
Und bringe Fluch dem Ufer der Barbaren!
Geht ihr, daheim im schönen Griechenland
Ein neues Leben freundlich anzufangen. (Er entfernt sich.)

Iphigenia. So steigst du denn, Erfüllung, schönste Tochter
Des größten Vaters, endlich zu mir nieder!
Wie ungeheuer steht dein Bild vor mir!
Kaum reicht mein Blick dir an die Hände, die
Mit Frucht und Segenskränzen angefüllt
Die Schätze des Olympus nieder bringen.
Wie man den König an dem Uebermaß
Der Gaben kennt; denn ihm muß wenig scheinen,
Was Tausenden schon Reichthum ist: so kennt
Man euch, ihr Götter, an gesparten, lang'
Und weise zubereiteten Geschenken.
Denn ihr allein wißt, was uns frommen kann,
Und schaut der Zukunft ausgedehntes Reich,
Wenn jedes Abends Stern und Nebelhülle
Die Aussicht uns verdeckt. Gelassen hört
Ihr unser Flehn, das um Beschleunigung
Euch kindisch bittet; aber eure Hand
Bricht unreif nie die gold'nen Himmelsfrüchte;
Und wehe dem, der ungeduldig sie
Ertrotzend, saure Speise sich zum Tod'
Genießt. O laßt das lang' erwartete,
Noch kaum gedachte Glück nicht, wie den Schatten
Des abgeschiednen Freundes, eitel mir
Und dreifach schmerzlicher vorübergehn!

Orest (tritt wieder zu ihr). Rufst du die Götter an für dich und Pylades,
So nenne meinen Namen nicht mit eurem.
Du rettest den Verbrecher nicht, zu dem
Du dich gesellst, und theilest Fluch und Noth.

Iphigenia. Mein Schicksal ist an deines fest gebunden.

Orest. Mit nichten! Laß allein und unbegleitet
Mich zu den Todten gehn. Verhülltest du

In deinen Schleier selbst den Schuldigen:
Du birgst ihn nicht vorm Blick der Immerwachen,
Und deine Gegenwart, du Himmlische,
Drängt sie nur seitwärts und verscheucht sie nicht.
Sie dürfen mit den ehr'nen frechen Füßen
Des heil'gen Waldes Boden nicht betreten;
Doch hör' ich aus der Ferne hier und da
Ihr gräßliches Gelächter. Wölfe harren
So um den Baum, auf den ein Reisender
Sich rettete. Da draußen ruhen sie
Gelagert; und verlaß' ich diesen Hain,
Dann steigen sie, die Schlangenhäupter schüttelnd,
Von allen Seiten Staub erregend auf
Und treiben ihre Beute vor sich her.

Iphigenia. Kannst du, Orest, ein freundlich Wort vernehmen?

Orest. Spar' es für einen Freund der Götter auf.

Iphigenia. Sie geben dir zu neuer Hoffnung Licht.

Orest. Durch Rauch und Qualm seh' ich den matten Schein
Des Todtenflusses mir zur Hölle leuchten.

Iphigenia. Hast du Elektren, Eine Schwester nur?

Orest. Die Eine kannt' ich; doch die ält'ste nahm
Ihr gut Geschick, das uns so schrecklich schien,
Bei Zeiten aus dem Elend unsers Hauses.
O laß dein Fragen und geselle dich
Nicht auch zu den Erinnyen; sie blasen
Mir schadenfroh die Asche von der Seele
Und leiden nicht, daß sich die letzten Kohlen
Von unsers Hauses Schreckensbrande still
In mir verglimmen. Soll die Gluth denn ewig
Vorsätzlich angefacht, mit Höllenschwefel
Genährt, mir auf der Seele marternd brennen?

Iphigenia. Ich bringe süßes Rauchwerk in die Flamme.
O laß den reinen Hauch der Liebe dir
Die Gluth des Busens leise wehend kühlen.
Orest, mein Theurer, kannst du nicht vernehmen?
Hat das Geleit der Schreckensgötter so
Das Blut in deinen Adern aufgetrocknet?
Schleicht, wie vom Haupt der gräßlichen Gorgone,
Versteinernd dir ein Zauber durch die Glieder?
O, wenn vergoßnen Mutterblutes Stimme
Zur Höll' hinab mit dumpfen Tönen ruft:
Soll nicht der reinen Schwester Segenswort
Hilfreiche Götter vom Olympus rufen?

Orest. Es ruft! Es ruft! So willst du mein Verderben?
Verbirgt in dir sich eine Rachegöttin?

Wer bist du, deren Stimme mir entsetzlich
Das Innerste in seinen Tiefen wendet?

Iphigenia. Es zeigt sich dir im tiefsten Herzen an:
Orest, ich bin's! Sieh' Iphigenien!
Ich lebe!

Orest. Du!

Iphigenia. Mein Bruder!

Orest. Laß! Hinweg!
Ich rathe dir, berühre nicht die Locken!
Wie von Kreusa's Brautkleid zündet sich
Ein unauslöschlich Feuer von mir fort.
Laß mich! Wie Herkules will ich Unwürd'ger
Den Tod voll Schmach, in mich verschlossen, sterben.

Iphigenia. Du wirst nicht untergehn! O daß ich nur
Ein ruhig Wort von dir vernehmen könnte!
O löse meine Zweifel. Laß des Glückes,
Des lang' erflehten, mich auch sicher werden.
Es wälzet sich ein Rad von Freud' und Schmerz
Durch meine Seele. Von dem fremden Manne
Entfernet mich ein Schauder; doch es reißt
Mein Innerstes gewaltig mich zum Bruder.

Orest. Ist hier Lyäens Tempel? und ergreift
Unbändig-heil'ge Wuth die Priesterin?

Iphigenia. O höre mich! O sieh' mich an, wie mir
Nach einer langen Zeit das Herz sich öffnet,
Der Seligkeit, dem Liebsten, was die Welt
Noch für mich tragen kann, das Haupt zu küssen;
Mit meinen Armen, die den leeren Winden
Nur ausgebreitet waren, dich zu fassen!
O laß mich, laß mich! Denn es quillet heller
Nicht vom Parnaß die ewige Quelle sprudelnd
Von Fels zu Fels ins gold'ne Thal hinab,
Wie Freude mir vom Herzen wallend fließt,
Und wie ein selig Meer mich rings umfängt.
Orest, Orest! Mein Bruder!

Orest. Schöne Nymphe,
Ich traue dir und deinem Schmeicheln nicht.
Diana fordert strenge Dienerinnen
Und rächet das entweihte Heiligthum.
Entferne deinen Arm von meiner Brust!
Und wenn du einen Jüngling rettend lieben,
Das schöne Glück ihm zärtlich bieten willst,
So wende meinem Freunde dein Gemüth
Dem würd'gern Manne zu. Er irrt umher

Auf jenem Felsenpfade; such' ihn auf,
Weis' ihn zurecht und schone meiner.

Iphigenia. Fasse
Dich, Bruder, und erkenne die Gesund'ne!
Schilt einer Schwester reine Himmelsfreude
Nicht unbesonnene, strafbare Lust.
O nehmt den Wahn ihm von dem starren Auge,
Daß uns der Augenblick der höchsten Freude
Nicht dreifach elend mache! Sie ist hier,
Die längst verlor'ne Schwester. Vom Altar
Riß mich die Göttin weg und rettete
Hierher mich in ihr eigen Heiligthum.
Gefangen bist du, dargestellt zum Opfer,
Und findest in der Priesterin die Schwester.

Orest. Unselige! So mag die Sonne denn
Die letzten Gräuel unsers Hauses sehn.
Ist nicht Elektra hier? damit auch sie
Mit uns zu Grunde gehe, nicht ihr Leben
Zu schwererem Geschick und Leiden friste.
Gut, Priesterin! Ich folge zum Altar!
Der Brudermord ist hergebrachte Sitte
Des alten Stammes; und ich danke, Götter,
Daß ihr mich ohne Kinder auszurotten
Beschlossen habt. Und laß dir rathen, habe
Die Sonne nicht zu lieb und nicht die Sterne;
Komm', folge mir ins dunkle Reich hinab!
Wie sich vom Schwefelpfuhl' erzeugte Drachen
Bekämpfend die verwandte Brut verschlingen,
Zerstört sich selbst das wüthende Geschlecht;
Komm' kinderlos und schuldlos mit hinab!
Du siehst mich mit Erbarmen an? Laß ab!
Mit solchen Blicken suchte Klytemnästra
Sich einen Weg nach ihres Sohnes Herzen;
Doch sein geschwung'ner Arm traf ihre Brust.
Die Mutter fiel! — Tritt auf, unwill'ger Geist!
Im Kreis geschlossen tretet an, ihr Furien,
Und wohnet dem willkomm'nen Schauspiel bei,
Dem letzten, gräßlichsten, das ihr bereitet!
Nicht Haß und Rache schärfen ihren Dolch;
Die liebevolle Schwester wird zur That
Gezwungen. Weine nicht! Du hast nicht Schuld.
Seit meinen ersten Jahren hab' ich nichts
Geliebt, wie ich dich lieben könnte, Schwester.
Ja, schwinge deinen Stahl, verschone nicht,

Zerreiße diesen Busen und eröff'ne
Den Strömen, die hier sieden, einen Weg!
(Er sinkt in Ermattung.)

Iphigenia. Allein zu tragen dieses Glück und Elend
Vermag ich nicht. — Wo bist du, Pylades?
Wo find' ich deine Hilfe, theurer Mann? (Sie entfernt sich suchend.)

---

2. Das Lustspiel (Comödie).

Das Lustspiel stellt das menschliche Leben von seiner heiteren Seite dar und soll das Gemüth der Zuschauer erheitern. Darum führt es vor die Augen derselben entweder menschliche Schwächen, Thorheiten oder Unvollkommenheiten, oder es verwickelt die Handlung dermaßen, daß die Zuschauer mit Begierde der Entwickelung entgegensehen, die das Vergnügen noch erhöht. Die letztere Art der Lustspiele pflegt man Intriguenstücke zu nennen, weil es gewöhnlich die Ränke der mitspielenden Personen sind, welche den Helden des Stücks in Verlegenheit setzen. Im Lustspiele können nie sittliche Verirrungen zum Gegenstande des Lachens gemacht werden; denn das Sittlich-Schlechte regt wohl Mitleiden oder Verachtung auf, kann aber nie belacht werden. Besonders sind es die Thorheiten und Vorurtheile der Stände, welche dem Lustspieldichter zur Zielscheibe seines Spottes dienen, und insofern kann allerdings das Theater dazu beitragen, uns auf manche Vorurtheile aufmerksam zu machen. Aber die Thorheiten sind zu allen Zeiten nicht dieselben, und die Begriffe von Schicklichkeit sind nicht bei allen Ständen und Völkern gleich. Thorheiten, die vor 50 Jahren gewöhnlich waren, sind vielleicht jetzt nicht mehr häufig und haben anderen Platz gemacht. Daher passen manche Lustspiele nur für ihre Zeit und für ihr Volk.

Das höhere Lustspiel enthält nicht nur den feineren Conversationston der höheren Stände, sondern auch Anspielungen und witzige Einfälle, welche nur für den Gebildeten verständlich sind. Der Ungebildete findet mehr Vergnügen an solchen Lustspielen, die allgemein verständlich sind, die Charaktere als Caricaturen darstellen und lokale Witze anbringen. Dergleichen Lustspiele pflegt man Galleriestücke zu nennen.

Eine Abart des Lustspiels ist die **Posse**, die recht eigentlich darauf ausgeht, Lachen zu erregen, und sich daher grelle Uebertreibungen erlauben darf.

Hier von beiden eine Probe.

Aus Lorenz Stark

(von Engel, Professor in Berlin, gest. 1802 in Parchim.)

(Ein angesehener, alter, braver Kaufmann, Lorenz Stark, war gegen eine junge Kaufmannswittwe, Madame Lyk, sehr eingenommen, weil ein einfältiger Kaufmann, Specht, ihm erzählt hatte, daß sie durch Eitelkeit ihren verstorbenen Mann zu Grunde gerichtet habe. Des alten Stark Schwiegersohn, Dr. Herbst, sucht diesem vergebens sein Vorurtheil zu benehmen. Da tritt Specht ins Zimmer des Stark, um diesem ein erhaltenes Darlehn zurückzuzahlen.)

(Specht setzt mit wichtiger Miene einen großen Beutel mit Geld auf den Tisch.)

Stark. Ei potz! potztausend! das ist ja gewaltig viel Geld! Das ist ja ein Reichthum, wie des Mannes im Evangelium! Wo hat Er das Alles her?

Specht. Hehehe! liebster, bester Herr Stark! Wie Sie doch immer so gern spaßen! — Reichthum? Daran fehlt viel. Lieber Gott! — Aber man thut denn das Seinige, und wenn ein Körnchen zum andern kommt, sagte einmal der Herr Pathe, und immer neue Körnchen dazu —

Stark. Ja, sieht Er? Da wird am Ende ein Haufen; das ist ganz richtig.

(Specht zählt das Geld auf, Stark thut es wieder in den Sack.)

Herbst. Nun, weil ich sehe, daß Sie mit Ihrem Geschäft fertig sind, mein Herr Specht — wie geht's Ihnen? Wie befinden Sie sich?

Specht (unter tiefen Verbeugungen). Ich danke tausendmal für gütige Nachfrage: ich bin wohl.

Herbst. Und zu Hause? Die Frau Liebste? Die Kinder?

Specht. Alles, alles wohl, mein verehrtester Herr Doktor.

Herbst. Nun das ist schön; das freut mich. — Wie sieht's denn jetzt in Ihrer Nachbarschaft aus? Was macht Madame Lyk?

Specht. Hehehe! Die lebt denn immer so fort, ganz im Stillen, wie's einer Wittwe denn auch nicht anders ziemt; ganz im Stillen.

Herbst. Vormals war es dort nicht so stille. Da war gewaltiger Lärm.

Specht. Ach das sagen nur der Herr Doktor noch einmal! Lärm bei Nacht wie bei Tage. Keinen Augenblick hatte man Ruhe. — Das war ein Geschreie, Gefahre, Gelaufe, Getümmel, und wenn Ball oder Maskerade war, ein Gefiedel, Geflöte, Geblase, Gepauke — man hätte mögen von Sinnen kommen. — Meine Frau hat dabei im Krankenbette was Rechts gelitten. Sie nahm es dem Herrn nicht so sehr übel, als der Madame, daß man so gar keine Rücksicht hatte, und so schnell nach ihrer Krankheit ein solches Spektakel anfing. Sie konnte seitdem die Frau nicht mehr ansehen. — Es war auch wirklich recht gottlos.

Herbst. Freilich; die paar Wochen über hätte man sich schon ein wenig still halten können. Aber ob denn die Wirthschaft nicht bald wieder angehen wird?

Specht. Damit hat's denn wohl so seinen Haken.

Herbst. Wie so? Der Mann ist doch lange genug unter der Erde. Die große Trauer ist aus.

Specht. Das wohl; aber (den Daumen ein paar Mal über den Zeigefinger schiebend und die Achsel zuckend) — wo einmal das fehlt, mein lieber Herr Doktor — —

Herbst. Ja, das ist wahr, da fehlt alles. — Und aufgeräumt mag die Frau unter den Beuteln des alten Schwiegervaters ein wenig haben; das will ich glauben.

Specht. Ein wenig? Hehehe!

Herbst. Aber wenn nur noch etwas, auch nur noch ganz wenig da ist, ein kleines, unbedeutendes Restchen; — solche Menschen, die einmal in der Jugend nicht rechnen gelernt haben, sind wie vom Bösen besessen. Sie haben nicht eher Ruhe noch Rast, als bis sie Alles, schlechterdings Alles, auch den letzten Pfennig, durchgebracht haben. Erst müssen die Gerichtssiegel an Kisten und Kasten kleben, eher ist kein Aufhörens bei ihnen.

Specht. Ja das kann auch hier noch so kommen. Ich widerspreche keinen Augenblick, mein Herr Doktor. (Stark setzt sich indessen im Rücken Specht's auf seinen Sorgenstuhl.)

Herbst. Eins wüßt' ich nur für mein Leben gern: nicht, wer von beiden Theilen allein und ausschließend — denn daß beide nicht viel getaugt haben, ist mir gewiß —; aber wer wohl so am meisten und vorzüglich an dem ewigen Schmausen und Tanzen und Tollen in dem Hause Schuld gewesen ist: ob die Frau oder der Mann?

Specht. Die Frau! die Frau, mein lieber Herr Doktor.

Herbst. Doch! — Sie sind freilich der nächste Nachbar; Sie können das wissen.

Specht. So wie die Frau nur den Fuß ins Haus setzte, ging's los.

Herbst. Ja, das sagt man. — Aber ich habe neulich ein paar recht wackre Männer über die Frage streiten hören, und da meinte der eine: dieser Umstand beweise wenig, beweise nichts; es sei ganz und gar nicht die Frau, sondern — was ich nun freilich für übertrieben halte — einzig und allein der Mann gewesen, der allen den Unfug getrieben.

Specht. Ach! wer das auch mag gesagt haben, mein liebwerthester Herr Doktor, — mit aller Hochachtung von ihm gesprochen —

Stark. Nehm' Er sich in Acht! Red' Er nicht allzuviel!

Specht. Wie so! wie so, mein bester Herr Pathe! Ich hatte nichts Böses im Sinne. — Die Frau ist von Ansehn recht artig, und ich möchte fast sagen schön — was ich mir zwar zu Hause bei Leibe nicht dürfte merken lassen, und da, meinte ich, könnte einer der jungen Herren, die immer um sie herum waren — —

Stark. Sich in sie vergafft haben? jaja! Und so einer will denn nichts auf sie kommen lassen; das ist begreiflich. — Ich selbst kenne einen sonst braven Mann, der sich ihrer genaueren Bekanntschaft rühmt, und eben der — —

Specht. Der wird's sein! Der wird's sein! Ganz gewiß! (Alle lachen.) — Hehehe! Man ist doch nirgends in der Welt so froh, als bei dem liebwerthesten Herrn Pathen.

Herbst. Aber nun einmal im Ernst, lieber Herr Specht! Daß Sie keinen Grund zu Ihrer Behauptung haben sollten, läßt sich von einem so vernünftigen Mann, wie Sie, nicht wohl denken. Vermuthlich hat einmal je in einem vertraulichen Abendstündchen der selige Lyk Ihnen geklagt, daß er mit dem Wildfang von Frau gar nicht fertig zu werden, sie gar nicht zu bändigen wisse!

Specht. Geklagt, mein Herr Doktor? Mir? In einem vertraulichen Abendstündchen?

Herbst. So vor der Thüre, mein' ich; bei einem Pfeifchen. — Da schwatzen ja Nachbarn wohl eins zusammen.

Specht. Ach mein Gott, lieber Herr Doktor! Wo denken Sie hin? So ein vollwichtiger Mann bei der Börse, so ein angesehener Kaufherr; der sollte sich gegen mich kleinen Anfänger so herabgelassen, so erniedrigt haben? — Nein, da ist nur unser einziger Herr Stark, der gegen jedes Kind freundlich ist, und der auch den kleinsten Bürger etwas gelten läßt; den Ruhm hat er ganz allgemein.

Stark. Sehr verbunden!

Specht. Die andern Herren — es scheint ihnen schon zu viel, unser Einen nur ansehen zu sollen. Der höflichste, unterthänigste gute Morgen wird mit einem Wesen erwiedert, mit einer Miene — —

Herbst. Nun, dann merke ich schon — dann haben gewiß die Handlungsdiener oder Andere im Hause, die um die Sache Bescheid wußten, ein wenig geplaudert?

Specht. Die Handlungsdiener? — Ja, mein Gott, das sind nun vollends die rechten! Die sind wo möglich noch aufgeblasener als ihre Herren, oder wenigstens unerträglicher; denn mit allen ihren hohen Salairs — was sind sie denn? — „Diener!" sagt meine Frau. „Unser Einer," sagt sie, „wenn er auch nur schmale Bissen ißt, schneidet sie doch von seinem eigenen Brote; aber ein solcher Miethling" — keinem zu nah' gesprochen.

Herbst. Alles wahr! Alles schön, mein Herr Specht! Aber ich habe damit immer noch keine Antwort. — Sie wissen die Gesinnung der Frau und ihren Hang zum Verschwenden nicht durch den Mann, nicht durch Vertraute des Hauses; nun woher denn sonst? — muß ich Sie fragen.

Stark (bitter und spöttisch). Durch Ohrenbeichte! Die Lyk ist heimlich katholisch, und dieser Specht ist ihr Pater.

Specht. Ach um Gottes willen! wenn das der Herr Hauptpastor hörte! Oder gar meine Frau! — Ich ein Pater! — Nein, mein Herr Doktor, was ich weiß, das weiß ich aus sehr erlaubter und sehr zuverlässiger Quelle.

Herbst. Nun? Darf man denn nicht erfahren? —

Specht. Kaum daß ich Herrn Stark von der tollen Wirthschaft im lykischen Hause die erste Nachricht brachte, so rief der Herr Pathe sogleich:

Das kommt von der Frau her! Das ist die neue Modewirthschaft der Weiber! Da geht nun wieder einmal unter Tanzen und Frohlocken ein Haus, und ein so herrliches Haus, zu Grunde! — Und als ich das bei Tische wieder erzählte, sagte meine Frau augenblicklich: „er hat Recht, der Herr Pathe! er hat ganz Recht!"

Herbst. Ja so — allerliebst! — Und da schoben Sie denn nachher jede ähnliche Ausschweifung ganz getrost der Frau auf den Hals?

Specht. Lieber Gott! Wie denn anders? Meinem Herrn Pathen muß ich doch glauben; denn der hat Erfahrung — o! der kennt die Welt; der weiß Alles.

Stark (aufstehend). Ist Er toll?

Specht. Liebster, bester Herr Pathe —

Herbst. Wahrlich! das wird lustig. Sie, mein lieber Vater, haben die Sache von Herrn Specht, und Herr Specht hat die Sache von Ihnen.

Stark. Ach! Er ist mit allen seinen Höflichkeiten und Reverenzen — (geht ab).

Herbst. Sie sehen den Lohn der Welt! — Das ist nun der Dank für alle Ihre mühsamen Gänge und Ihre gegebenen Nachrichten!

Specht. Mein Herr Doktor! (die Augen gen Himmel drehend) Wenn ich nicht so unschuldig bin, wie ein neugebornes Kind — —

Herbst. O das sind Sie! Das will ich Ihnen bezeugen.

Specht. Wenn nicht der Herr Pathe Alles, Wort für Wort, so gesagt hat, wie ich's da wieder sagte — (die Hand an die Brust legend).

Herbst. Keine Schwüre, Herr Specht! Ich glaube Ihnen, eben um Ihrer Unschuld willen. Mein Schwiegervater hat Alles gesagt, was Sie ihn sagen ließen, vielleicht noch mehr; aber wissen Sie auch warum? — Weil eben damals zwei nicht unansehnliche Häuser gebrochen waren, und zwar, wie die ganze Stadt wußte, durch Eitelkeit und Verschwendung von Weibern, die aber der Lyk so ähnlich sahen, wie die Sünde der Tugend. Das eine war eine verlaufene Engländerin, das andere eine Tänzerin aus der Oper. Narren von Männern hatten solche Weiber geheirathet. — Diese Vorfälle lagen dem alten Manne auf dem Herzen, und auch die Lyk war eine aus der Fremde hieher Gekommene, eine ihm völlig Unbekannte. — Was er zu Ihnen sprach, war nur als Frage zu nehmen, die Sie nicht so leichtsinnig und so beharrlich zum Nachtheil einer würdigen Frau — denn das konnte sie wenigstens sein, und das ist sie — hätten beantworten sollen.

Specht. Aber ich wußte ja nicht, mein Herr Doktor — ich wußte so wenig als der Herr Stark —

Herbst. So wußten Sie doch dies, daß Sie nichts wußten. — Und eben dies, mein Herr Specht, war die Wahrheit, die Sie als ehrlicher Mann hätten bekennen müssen.

Specht. Ach mein Gott, lieber Herr Doktor! Da hätt' ich ja doch widersprochen.

Herbst. Nun? Und wenn Sie nun widersprachen?

Specht. So einem Manne? so einem Herrn? In alle Ewigkeit nicht!

Herbst. Wahrheit, Herr Specht — merken Sie sich das für die Zukunft! — Wahrheit, nach Ihrer besten Erkenntniß, sind Sie nicht blos Ihrer Ehre, sondern auch Ihrer Glückseligkeit schuldig. Eben mit ihr fahren Sie sicher am besten. — Die Art, wie man die Wahrheit sagt, macht den Unterschied; sonst sagte man sie dem Könige wie dem Bettler.

Specht. Ach, mein Herr Doktor! Wenn Sie doch nur wären wie ich!

Herbst. Sie sind sehr gütig.

Specht. Da sitzt man und sorgt und grübelt, und hat Frau und Kind auf dem Halse, und weiß oft vor Angst nicht, wo aus, wo ein; und wenn man denn da in so ein Haus kommt, und alle die großen Kisten sieht, und die ungeheuren Ballen mit Waaren, und das Gerenne und Getreibe der Leute, und die Frachtwagen, die ab- und die aufgeladen werden, und das ganze volle Dutzend Pferde davor: — ach, Herr Doktor! es wandelt einen eine Ehrfurcht an, ein Respect! — wo, um Gottes willen! nähme man da den Muth her, auch nur zu muchsen? —

Scene aus der Posse: Die schlaue Wittwe oder die Temperamente

(von v. Kotzebue, russ. Staatsrath, ermordet in Mannheim 1819 von Carl Sand).

Herr v. Kuhwackel. Frau v. Rosenhof.

(Der dicke Herr v. Kuhwackel, von zwei Bedienten geführt. Ein anderer trägt ihm einen Sessel nach, auf welchem er sich sogleich niederläßt. Die Bedienten stehen um ihn her. Einer wedelt ihm die Fliegen ab. Seine Arme hängen schlaff herunter.)

Fr. v. R. Guten Morgen, mein Herr! Sie sind heute sehr früh aufgestanden.

Hr. v. K. Ja wohl früh, gnädige Frau! Die Wachparade zieht vor meinem Fenster vorbei, und da weckt mich das verdammte Trommeln! — Hans! man schiebe mich etwas höher herauf! (Die Bedienten thun es.) Haben Sie mein Billet erhalten?

Fr. v. R. Erhalten und gelesen.

Hr. v. K. Alles, was ich darin melden thue, hab' ich 50 Jahre lang wohl überlegt.

Fr. v. R. Eine löbliche Vorsicht!

Hr. v. K. Ganz recht. — Peter! gieb mir eine Prise Tabak! (Der Bediente nimmt ihm die Dose aus der Tasche und präsentirt sie ihm offen.) Ich habe die Ehre, Denenselben zu wiederholen, daß bei mir vorzüglich auf Bequemlichkeit und Gemächlichkeit gesehen wird. Ruhe ist das einzige wahre Glück auf der Welt, und so oft ich zu Hause meinen alten großen Ofen betrachte, kann ich nicht umhin, ihn zu beneiden, weil er schon seit 40 Jahren so ruhig auf Einer Stelle steht. Ein Stuhl oder ein Tisch möchte ich schon nicht so gern sein als ein Ofen. — Niklas! halt die Hand vor! (Der Bediente hält ihm die Hand vor den Mund, und er gähnt.) Ich will daher kürzlich recapituliren, was Hochdieselben im heiligen Ehestande zu erwarten haben: des Morgens schlafen wir bis 10 Uhr. — Dann sitzen wir, und trinken Chocolade. —

Dann sitzen wir und essen. — Dann machen wir noch ein Schläfchen. — Dann sitzen wir, und spielen Piquet. — Dann sitzen wir, und trinken Thee. — Dann schlummern wir ein wenig. — Dann sitzen wir, und speisen zu Nacht. — Dann liegen wir und schlafen. So habe ich bereits einige und funfzig Jahre in der Welt gelebt, und hoffe, alt dabei zu werden. Sind Sie nun entschlossen, dieses sanfte Hinwallen mit mir zu theilen, so sprechen Sie ein deutliches und langsames Ja.

Fr. v. R. Sie wissen, Herr von Kuhwackel, daß zu einer glücklichen Ehe vor allen Dingen Liebe erforderlich ist.

Hr. v. K. Nein, meine Gnädigste, das thue ich nicht wissen.

Fr. v. R. Darin bin ich eigensinnig. Zuerst möchte ich erfahren, ob Sie mich wirklich lieben.

Hr. v. K. Ob ich Sie lieben thue? — Hans! halt' die Hand vor! (er gähnt.) Ich bete Sie an. Aber begehren Sie nur nicht, daß ich auf die Kniee fallen soll; das wird mir sauer.

Fr. v. R. Bemühen Sie sich nicht. Unter uns, Herr v. Kuhwackel, Ihre Lebensart mag recht gut sein; aber sie scheint mir doch ein wenig langweilig.

Hr. v. K. Langweilig? Haben Sie denn nicht gehört, daß ich Piquet spiele?

Fr. v. R. Man kann doch nicht den ganzen Tag Piquet spielen.

Hr. v. K. Warum denn nicht? — Zuweilen mach' ich mir auch wohl eine Motion mit Garnabwinden. Oder wir schlagen mit einander Fliegen todt; das garstige Geschmeiß stört mich ohnehin oft genug im süßen Schlummer.

Fr. v. R. Das wäre freilich eine angenehme Abwechselung. Aber ehe ich mich entschließe, fordere ich eine überzeugende Probe Ihrer Liebe.

Hr. v. K. Thun Sie fordern, gnädige Frau; thun Sie das Stärkste fordern. Soll ich eine Stunde später schlafen gehn? — Ach Gott! auch das!

Fr. v. R. Nein; es ist nur eine Kleinigkeit. Ich liebe das Tanzen sehr, und fordre, daß Sie aus Gefälligkeit für mich tanzen lernen.

Hr. v. K. Tanzen? Gott bewahre! Das wäre mein Tod.

Fr. v. R. So kann aus unsrer Verbindung nichts werden.

Hr. v. K. Aber, gnädige Frau —

Fr. v. R. Aber, gnädiger Herr, was kann ich denn von einem Manne erwarten, der mir zu Liebe nicht einmal die Füße bewegen will? Kurz, entweder Sie tanzen, oder Sie thun sich nach einer andern Frau umsehen.

Hr. v. K. Könnten denn nicht meine Leute für mich tanzen?

Fr. v. R. Sind Sie von Sinnen? Soll ich etwa mit einem Ihrer Bedienten walzen?

Hr. v. K. Walzen? — Ach Gott!

Fr. v. R. Entschließen Sie sich.

Hr. v. K. Eine Menuet will ich versuchen.

Fr. v. R. Da kommt eben mein Tanzmeister; Sie können sogleich den Anfang machen.

Hr. v. K. Peter! wisch' mir den Angstschweiß von der Stirne.

Georg, der Bediente der Frau von Rosenhof als Tanzmeister. Die Vorigen.

Fr. v. R. Sie kommen eben recht, mein Herr. Sie finden hier einen Schüler, der vor Begierde brennt, Ihre Kunst zu erlernen.

Hr. v. K. Schwitzt — wollen Sie sagen.

Georg. Ohne Ruhm zu melden, ich habe diese Distinction verdient. Ich bin Monsieur Monbopon, und komme eben aus Paris. Vestris und Gardel haben mich aus Neid vertrieben, weil ich einen Revolutionstanz erfunden, der mir 200,000 Franks eingetragen hat.

Hr. v. K. 200,000 Franks für eine läppische Kunst?

G. Was, mein Herr? Wie, mein Herr? Eine läppische Kunst? Die älteste Kunst in der Welt? von Königen und Fürsten ausgeübt? König David tanzte schon vor der Bundeslade. Bei Xenophon's Gastmahle wurde getanzt, und Sokrates lernte tanzen von der schönen Aspasia. Ludwig XIV. tanzte ein Ballet. Der Orden vom blauen Hosenbande wurde tanzend gestiftet. Kurz, Alles tanzt! Die Sphären tanzen und musiciren, und selbst die Sonne tanzt am ersten Ostertage.

Hr. v. K. Nun laß sie tanzen in Gottesnamen! wenn ich nur nicht mittanzen soll.

G. Sie sollen mittanzen, mein Herr; Sie sollen und müssen mittanzen; denn Sie sind ein Cavalier. Das Wort Cavalier bedeutet einen Tänzer, und kommt her von Kabal oder Kabala, weil man das Tanzen ehemals für eine Art von Hexerei hielt.

Fr. v. R. (lachend). Also lustig, mein Herr Cavalier!

Hr. v. K. Ach! wenn es denn durchaus sein muß. — Hans! Peter! Niklas! helft mir auf die Beine! (Die Bedienten stellen ihn hin.)

G. Mit welchem Tanz befehlen Sie den Anfang zu machen?

H. v. K. Mit einer Polonaise. Da geht es noch am vernünftigsten zu.

G. Eh bien! commençons! (Er ergreift Kuhwackel bei der Hand, trällert eine Polonaise und tanzt mit ihm. K. watschelt schwerfällig herum, und keucht unter der Last seines Fettes.)

Fr. v. R. Das ist ein langweiliger Tanz. Einen Walzer, Monsieur Monbopon! Einen raschen Walzer!

G. Zu Ihrem Befehle, Madame. (Er faßt K. um den Leib, singt und walzt mit ihm.)

Hr. v. K. Ai! Ai! — ich kann nicht mehr! — Gnade! — Barmherzigkeit! — Ich sterbe! — (Er plumpt athemlos auf seinen Sessel.)

Fr. v. R. Geduld, Herr v. Kuhwackel! es wird schon besser gehen, wenn Sie fein alle Tage solch eine kleine Uebung vornehmen.

Hr. v. K. Alle Tage?

Fr. v. R. Ich denke, wir engagiren den Monsieur Monbopon vorläufig auf zwei Monate?

Hr. v. K. Damit ich in der ersten Woche zu Grabe tanze? — Nein, gnädige Frau, ich bin Ihr unterthänigster Diener. — Essen, Trinken, Schlafen,

Piquet spielen und allenfalls Fliegen todt schlagen: das sind vernünftige Ergötzlichkeiten. Wenn Sie aber tanzen wollen, so heirathen Sie meinetwegen den Tanzmeister. — Ich bin so matt — so echauffirt — ich werde mich zu Bette legen. (Zu den Bedienten, indem er sich mit ihrer Hilfe erhebt.) Und daß sich Keiner unterstehe, mich vor morgen Mittag aufzuwecken! (Er watschelt ab.) Ihr Knecht, Madame! — Adieu, Monsieur Teufelsbopon! (ab.)

---

3. Das Schauspiel.

Das Schauspiel steht zwischen dem Trauerspiele und dem Lustspiele. Mit dem erstern hat es das gemein, daß der Held des Stücks im Kampfe mit mannigfachen widrigen Verhältnissen erscheint, und daß die Haltung des Ganzen ernst ist. Aber der Held unterliegt nicht, sondern die Handlung nimmt einen glücklichen Ausgang. Diese Entscheidung kommt aber erst ganz zuletzt, damit der Zuschauer während der ganzen Vorstellung zwischen Hoffnung und Besorgniß für den Helden schwankend erhalten werde. Endlich ist der Stoff in der Regel dem häuslichen oder bürgerlichen Leben entnommen. Dem Lustspiele nähert sich also das Schauspiel theils durch seinen glücklichen Ausgang, theils durch seinen Stoff, theils endlich durch seine Sprache. Denn diese ist die des höheren Lustspiels. Die meisten Scenen sind zwar ernst, doch schließt das nicht auch heitere, selbst lustige Scenen aus. Das Schauspiel mahnt uns mehr als das Trauer- und Lustspiel an das wirkliche Leben, wo auch heitere und ernste Vorfälle abzuwechseln pflegen. Nicht leicht wird es einem Schauspiele auch an rührenden Auftritten fehlen; doch muß man ja nicht die Absicht des Dichters, rühren zu wollen, zu deutlich wahrnehmen, weil er sonst seinen Zweck verfehlen würde.

Eine Scene aus dem Edelknaben

(von Engel).

(Der Fürst ist früh erwacht, hat nach dem Pagen geklingelt, diesen aber im tiefen Schlaf gefunden. Er weckt ihn auf, und bemerkt leicht, daß der Knabe noch zu klein sei, um ihm zu dienen. Er will ihn der Mutter zurückschicken, erfährt aber durch einen Brief, den er dem Kleinen im Schlafe aus der Tasche zieht, daß dessen Vater todt, seine Mutter sehr arm sei, daß sich Mutter und Kind innigst lieben, und daß der Knabe den großen Wunsch

habe, eine Uhr zu besitzen. Er entschließt sich nun, sich des Kleinen anzunehmen, schenkt ihm 12 Ducaten zu einer Uhr, und befiehl, daß die Mutter gerufen werde. Die Mutter kommt, trifft zuerst auf den Sohn, der ihr das Geld zeigt und geben will, und zweifelt, daß er es vom Fürsten wirklich erhalten habe.)

Frau von Detmund. Der Edelknabe. Der Fürst (eintretend).

D. E. (dem Fürsten mit ausgestrecktem Finger entgegen). Nicht wahr, gnädigster Herr? Sie haben mir zwölf Ducaten zu einer Uhr geschenkt?

D. F. (lächelnd). Das hab' ich, Kleiner.

D. E. Sie haben mir gesagt, daß ich die Uhr nicht nöthig hätte?

D. F. Ja wohl! das habe ich gesagt.

D. E. (schnell herum). Nun Mutter? Nun?

Fr. v. D. (verlegen). Mein Kind — O verzeihen Ihro Durchlaucht! Verzeihen Sie der Einfalt eines Kindes, das der Ehrerbietung vergißt!

D. F. Verzeihen, Madame? — Diese Einfalt entzückt mich. Ich wollte, ich könnte in dieser Einfalt mit allen Menschen leben. Sie ist so sehr in der Natur! — Immer sprich, Kleiner! Was war's? Wollte dir deine Mutter vielleicht nicht glauben?

D. E. (halb ärgerlich). Nein, gnädigster Herr! Erst wollte sie mir nicht glauben, und nachher auch nicht nehmen.

D. F. Was hör' ich? Nicht nehmen? — Also hast du wohl gar mein Geschenk so verachtet, es wieder wegzuschenken? Ich will nicht hoffen!

D. E. (betreten). Gnädigster Herr?

D. F. In der That, das würde mir wenig Lust machen, dir mehr zu schenken. — Nur gleich bekannt! Hast du's gethan?

D. E. Sie ist so arm, gnädigster Herr!

D. F. Du guter Knabe! — Und also hast du deinen einzigen Wunsch, deine liebste Begierde aufgeopfert, um deiner Mutter zu helfen? — O wahrhaftig! dann wäre es Jammer, wenn du deine Uhr solltest verloren haben. (Indem er seine Uhr hervorzieht.) Aber sieh! und wenn ich nur diese einzige hätte! — um deine Zärtlichkeit zu belohnen — (er giebt sie ihm) du solltest sie dennoch haben.

D. E. (freudig zugreifend). Ach, gnädigster Herr! — Ist sie im Gange?

D. F. Sei ruhig! In vollem Gange. (Indem der Knabe zu seiner Mutter läuft, sie ihr zu zeigen.) Aber wenn man's bedenkt: ist es nicht schlimm in der Welt? Die meisten Reichthümer werden von Schwelgern besessen, die sie verschwenden, oder von Geizhälsen, die sie einschließen. Männer wie du sollten reicher sein; da würde die Welt sich besser stehen! — Und was hindert mich denn, dich reicher zu machen? — Komm! stecke die Uhr ein! Geschwind! — Und weil du so gut mit dem Wenigen umgingst — (ihm eine Börse gebend) da nimm! Da sind für zwölf Ducaten ihrer hundert.

D. E. (ihn erstaunt ansehend). Ach, gnädigster Herr!

D. F. Du bedenkst dich? So nimm doch!

D. E. Beutel und alles? (Im Begriff es zurückzugeben.) Das ist ja wirklich zu viel!

D. F. Wenn's für dich wäre! Schon recht! — Aber ich gab es dir, daß du es anlegen solltest, und wer meinst du wohl, der es brauchen könnte?

D. E. Brauchen? — (Vom Fürsten auf seine Mutter und dann wieder auf den Fürsten sehend:) Da, liebe Mutter!

Fr. v. D. Ihro Durchlaucht —

D. F. Keine Danksagung, Madame! Sie werden finden, daß es sehr wenig ist, und daß ich weit mehr wieder verderbe, als ich gut gemacht habe. Aber (die Hand gegen den Edelknaben) Sie sehen schon, ohne daß man es Ihnen sagt — das Kind ist viel zu schwach für mich, viel zu klein. Er ist in einem Alter, in dem man Andern noch keine Dienste leisten kann, in dem man selbst ihrer noch braucht, und kurz, — Sie werden ihn ohne Schwierigkeit wieder annehmen, hoff' ich. — — Sie schweigen?

Fr. v. D. (vor sich niedersehend). Ich habe Unrecht, Ihro Durchlaucht, —

D. F. Wie so? Worin?

Fr. v. D. Ich habe Unrecht — daß ich mich meiner Armuth schäme, die ich selbst nicht verschuldet habe. — Aber ich will mich ihrer nicht schämen. Ich will sie frei in der Gegenwart meines Fürsten bekennen. (Ihm näher tretend und in die Augen sehend.) Ja, Ihro Durchlaucht: ich bin zu arm, mein Kind zu erziehen. Ich habe schon längst für die Zukunft gesorgt; nur zu bald werd' ich anfangen, auch für den heutigen Tag zu sorgen, und wenn dann mein größter Kummer zurückkehrt, — wenn Ew. Durchlaucht dieses unmündige, unerzogene Kind verstoßen — (sie will ihre Thränen zurückhalten) dessen Vater zu früh starb — O verzeihen Sie meiner Schwachheit!

D. E. Sie weint! (des Fürsten Hand wehmüthig ergreifend) — Gnädigster Herr!

D. F. Nun wenn auch du kommst — — Was ist's?

D. E. Sie werden mich doch nicht verstoßen? —

D. F. Nicht? Meinst du nicht? — Nun wohlan denn! Um deines Zutrauens willen! — Er mag bleiben, Madame — (verstellt) Es wäre zwar freilich Jammer, wenn seine Sitten, wenn seine Unschuld — Doch nein! Das wird sobald keine Gefahr haben.

Fr. v. D. Seine Unschuld, Ihro Durchlaucht?

D. F. Nein, nein! Sie könnten glauben, als wenn ich zurückzöge. Lassen Sie's gut sein, Madame.

Fr. v. D. (verlegen). Aber doch — wenn es nicht zu kühn von mir wäre — Dürft' ich wohl um die Gnade einer Erklärung bitten?

D. F. Ich wollte nur sagen, Madame, — ich bin schon längst mit meinen Edelknaben sehr unzufrieden; ich finde, daß sie der Auswurf des jungen Adels sind — in allen Ränken und Schalkheiten ausgelernt, und vielleicht — vielleicht könnte ihr Umgang, ihr Beispiel — doch Sie sehen, das ist ein bloßes Vielleicht. Auf ein Vielleicht wollen wir's wagen.

Fr. v. D. (heftig des Kindes Hand ergreifend). Nein, gnädigster Herr!

D. F. (wie beleidigt). Nicht? — Wie Sie meinen, Madame.

Fr. v. D. Das Herz meines Kindes ist mir zu wichtig. Ich zittre vor der Gefahr, worein ich es hätte stürzen können.

D. F. Aber bedenken Sie doch —

Fr. v. D. Ich darf nichts bedenken. Ich sehe mein Kind im Feuer; und wenn ich's nur rette, ob ich es nackend rette! —

D. F. Ohne Vermögen, ohne Unterricht, ohne Erziehung! — Wie soll das werden? Was soll herauskommen, Madame?

Fr. v. D. Was Gott will; mir soll es gleich sein. — Kann er seinen Stand nicht behaupten, so mag er das Land bauen, und mag in Armuth sterben!

D. F. Das heißt edel gedacht! Ich sehe, Madame, Sie verdienen alles, was ich nur für Sie thun kann. -- Wie soll ich Ihre Umstände verbessern? Reden Sie! Fordern Sie! Es ist Ihr Freund, der vor Ihnen steht.

Fr. v. D. Ihro Durchlaucht — —

D. F. Sagen Sie mir vor allen Dingen! wie ist der Zustand Ihres Vermögens? — Ihr Gut?

Fr. v. D. Ist durchaus nicht zu retten.

D. F. So groß ist die Schuld? — Aber Sie haben Prozesse, wie man mir sagt. Geben denn die keine Hoffnung?

Fr. v. D. Keine! gnädigster Herr! außer dem einen, den ich wegen einer geringen Erbschaft führe. Mein Recht darauf ist unstreitig; nur der Reichthum andrer Verwandten kämpft noch mit meinem Rechte. — Eben war ich hier, um aus Noth einen Vergleich zu treffen; es hat sich zerschlagen!

D. F. Desto besser für Sie. So müssen Sie jetzt, auch ohne Vergleich, zu Ihrem Rechte kommen. Ich hafte dafür. — Nehmen Sie überdies noch hundert Louisd'or zum Jahrgelde an. Das wird Sie, hoffe ich, über alle Bedürfnisse hinaussetzen.

Fr. v. D. (sich niederwerfend). So viele Gnade — — Kann ich sie je — —

D. F. (hält sie zurück). Was soll das? Stehen Sie auf! Stehen Sie auf! — Ich thue ja nichts, als was ich dem Andenken des Mannes schuldig bin, dessen Wittwe Sie sind; als was ich für Jeden thun würde, dessen Verdienste ich so wie die Ihrigen schätzte. — Sagen Sie mir: würden Sie jetzt noch Bedenken haben, das Kind wieder zurückzunehmen?

Fr. v. D. Wie könnt' ich, Ihro Durchlaucht?

D. F. Und du, Kleiner? — Gingst du wohl gern mit deiner Mutter? —

D. E. (die Uhr in der Hand). Mit meiner Mutter? — O ja!

D. F. Aber ich weiß doch, du liebst mich. Du bliebst wohl gern auch hier bei mir?

D. E. Sehr gern, gnädigster Herr!

D. F. Nun dann! — Wenn das ist — Schicke ich dich fort, so hätte ich dich doch immer verstoßen, und du hast mich doch dringend gebeten, das nicht zu thun. Auch hat dich deine Mutter nun einmal in meine Arme

geworfen. Ich muß denn schon auf Anstalten denken. — Bleiben Sie da! Ich komme wieder, Madame! (Ab.)

(Der Knabe wurde auf Kosten des Fürsten der Aufsicht und Erziehung des Schuldirektors übergeben.)

4. Das Singspiel.

Das Singspiel ist darauf berechnet, daß die Handlung entweder durchgängig oder doch abwechselnd mit Musik begleitet werde. Was also die Cantate unter den lyrischen Dichtungsarten ist, das ist das Singspiel in der dramatischen Poesie. Daher kommen auch in ihm eben so wie in der Cantate Arien, Arietten, Cavatinen, Duetts, Terzetts, Chöre u. s. w. vor. Wie in der Cantate muß sich die Musik nach den vorgetragenen Gefühlen richten; Dichter und Componist müssen Hand in Hand gehen.

Bei'm Trauer-, Lust- und Schauspiel soll der Zuschauer in die Täuschung versetzt werden, daß er für den Augenblick sich überrede, das, was auf dem Theater vorgeht, geschehe in der Wirklichkeit. Diese Täuschung wird nun bei'm Singspiele allerdings aufgehoben; denn in der Wirklichkeit pflegt man weder seine Gedanken und Gefühle abzusingen, noch werden sie da von der Musik begleitet, und so kann auch die lebhafteste Phantasie den Zuschauer nicht in die Täuschung einwiegen, daß das, was er vorgehen sieht, etwas anders als ein Kunstwerk sei. Allein auf der andern Seite wird der Genuß des Zuschauers dadurch erhöht, daß er nicht nur eine lebendige Handlung sieht, sondern daß auch zugleich die Tonkunst und die Malerkunst auf seine Sinne angenehm einwirken. Denn auch die Malerei wird in der Regel zu Hilfe genommen, um das Theater auf eine ausgezeichnete Weise zu schmücken. So wirkt also das Singspiel zugleich auf das Ohr, das Auge und die Phantasie des Zuschauers.

Das Singspiel zerfällt aber in drei einzelne Formen: 1) das Melodrama, 2) die Oper und 3) die Operette.

a. Das Melodrama.

Das Melodrama ist ein solches dramatisches Gedicht, in welchem die Rede theils durch Musik begleitet, theils durch Musik

unterbrochen wird, um den Zuschauer noch mehr in die Stimmung zu versetzen, welche der Dichter beabsichtigt. Genau genommen ist also das Melodrama kein Singspiel; denn es wird darin blos gesprochen, nicht aber gesungen. Daher kommen auch keine Arien, Recitative, Chöre u. s. w. darin vor. Auch sind es selten mehr als zwei Personen, welche darin auftreten, wodurch allerdings eine gewisse Einförmigkeit entsteht. Schon aus dieser Ursache kann das Melodrama nur von geringem Umfange sein.

b. Die Oper.

Dem Stoffe und der Haltung nach kann die Oper eben so wohl dem Trauerspiele wie dem Lust- und Schauspiele sich anschließen; denn sie kann eben so gut trauige, wie ernste und auch lustige Vorfälle darstellen. Man unterscheidet daher die ernsthafte (Opera seria) und die komische Oper (Opera buffa). In jener sieht man einen Helden mit mannigfachen Schwierigkeiten ringen; in dieser werden menschliche Thorheiten vorgestellt. In der großen Oper findet gar keine Rede statt; alles wird gesungen, und der Gesang von der Musik begleitet. So groß nun auch der Genuß ist, der durch eine von schöner und passender Musik begleitete Darstellung hervorgebracht wird, so pflegt doch eben durch den reichen Genuß, der die Sinne und die Phantasie so sehr in Anspruch nimmt, zuletzt eine gewisse Ermüdung zu entstehen. Die Handlung wird durch die Musik und den Gesang mehr unterbrochen und gewissermaßen auseinandergezogen, so daß die Oper weniger als das Trauer-, Lust- und Schaupiel im Stande ist, die Charaktere ausführlich zu schildern und eine umfassende Handlung darzustellen.

c. Die Operette.

Die Operette ist eigentlich ein Lustspiel, in welches Arien, Duette und Chöre mit musikalischer Begleitung verwebt sind. Die handelnden Personen singen nicht, sondern sprechen alles das, was zur eigentlichen Handlung gehört, und nur erst dann, wenn das Gefühl lebhafter wird, tritt der Gesang ein. Alle früheren Operetten sind daher komischen Inhalts. Erst in neuerer Zeit haben die Operetten einen andern Charakter abgenommen, indem man die italienischen und französischen Opern auf deutschen

Boden verpflanzte, die Recitative in Dialoge verwandelte, und nur die Arien, Duette und Chöre mit musikalischer Begleitung singen ließ. Aber dadurch hat die Operette die leichte Anmuth verloren, die sie nach ihrer ersten Bestimmung hat, und die Arien sind kunstvoller und die ganze Ausstattung überladener und ausgeschmückter geworden.

Hier eine Scene aus dem lustigen Schuster von Weiße (Kreissteuer-Einnehmer in Leipzig, gest. 1804), einer älteren Operette:

Jobsen Zeckel (ein Schuhflicker). Lene (seine Frau, setzt sich an's Spinnrad). Nickel (ein Schuhknecht, bringt ein Schurzfell voll alter Schuhe, von denen er allezeit ein Paar wieder verliert, wenn er ein Paar aufgehoben hat).

Nickel. Ich glaube, die Schuhe fangen an, wie dem Meister sein Geld davon zu laufen.

Jobsen. Raisonnire nicht! Ich laß es bloß zum Besten des Staats ruliren. — Mach die Werkstatt zurecht! (Jobsen und Nickel machen die Werkstatt zurecht und setzen sich an ihre Arbeit.)

Lene (am Spinnrade):

Wie werden die Nachbarn nicht stutzen,
Wenn ich mich auf's Neue kann putzen;
Sie wissen nicht, warum?
Denn sie sind dumm.
Und wenn sie mich fragen,
So werd' ich sagen:
I darum!

So pflegen's die Damen zu machen;
Sie weinen, um wieder zu lachen,
Und wer nicht weiß: warum?
Der heißt sie dumm.
Doch wollt ihr sie fragen,
Sie werden sagen:
I darum!

Jobsen (wirft Nickeln ein Paar Schuhe zu). Da flicke du des Magisters Schuhe. Er hat am Sonntage allen Respekt vergessen, und mich nicht, wie den König der Schuhflicker, sondern wie den König der Faullenzer heruntergemacht, und ich schreie doch in der Kirche die Orgel und den Schulmeister mit sammt den Jungen taub. — Warte! die Schuhe gehören dem Junker Liebreich — die flicke ich. Er ist ein Landstand, und der Staat liegt mit auf ihm. Wenn er nun zerrissene Schuhe hätte, so möchte er vielleicht nicht fest stehn. Vielleicht kann er auch helfen, daß die Abgaben vom Leder aufgehoben werden. — Die Vornehmen müssen wissen, daß sie noch unter

meine Hände gehören, wenn sie gleich thun, als wenn sie einen mit Füßen treten könnten.

Minister flicken am Staat;
Die Richter flicken am Rath;
Die Pfarrer an dem Gewissen;
Die Aerzt' an Händen und Füßen.
O Jobsen, was flickest denn du?
Du flickest an den Ministern,
An Richtern, Aerzten, Magistern —
Zerriss'ne Schuh'!

Aber bei meiner Treu! der Junker muß manchen Hasen- und Fuchsbalg verdient haben, ehe es mit seinen Schuhen so weit gekommen ist. Sie sehen doch so durchsichtig aus, als wenn im Türkenkriege eine Kanonenkugel durchgefahren wäre.

Sie flicken, und flicken oft schlecht!
Sie flicken, und flicken nicht recht,
Und reißen, wo sie noch flicken,
Das Gute wieder in Stücken.
O Jobsen! wie flickest denn du? —
Du flickest mit muthigen Händen
Die Schuh' von jeglichen Ständen —
Recht dichte zu.

Nickel. Meister! ich wollte, Ihr könntet auch den Magen zuflicken. Mich hungert erbärmlich! Sie werden mich bald im Dorfe für Eure Laterne ansehen, so durchsichtig werde ich allmälig.

Jobsen. Desto besser für dich; so bist du nicht in Gefahr, Magendrücken zu bekommen. Wer viel ißt, schläft viel, und wer viel schläft, wird dumm, und Jobsen darf keinen dummen Schuhknecht haben.

Nickel. Meister, seid Ihr klug; ich will dumm bleiben; das eine schickt sich besser für Euch als für mich.

Jobsen. Nun so will ich dich wenigstens unsterblich machen. Ich will dich lehren, von nichts leben.

Nickel. So bin ich wahrhaftig schon unsterblich, oder doch der Unsterblichkeit sehr nahe; denn ich lebe von wenig oder nichts. — Aber, Meister, ich will lieber sterblich sein und essen, denn meinem Magen ist mit der Unsterblichkeit nichts gedient.

Jobsen. Du einfältiger Mensch! Ich will dir's monstrativisch beweisen. Nicht wahr? alle, die essen, müssen sterben; alle, die gestorben sind, haben gegessen; nun, folgt hieraus nicht, daß, wer nicht ißt, auch nicht stirbt? He?

Nickel. Närrisch genug! Aber wer kann denn dafür, wenn einen ein unsterblicher Hunger quält? Nein, nein! ich will lieber sterben und essen, bis ich einmal wieder von den Würmern gefressen werde.

Jobsen. Du bist doch eine sehr gemeine Seele, Nickel! Jetzt könntest du auf einmal ein König werden.

Nickel. Ein König? Der Tausend!

Jobsen.

Ein Philosoph, ein großer Mann,
Sagt' einst, ich weiß nicht wo und wann:
Ein Weiser brauche wenig.
Ein andrer Mann von gleicher Art,
Mit grauem Kopf und weißem Bart,
Nennt nun den Weisen einen König.

Siehst du das ein, Einfaltspinsel? Der, welcher wenig ißt, ist ein Weiser; ein Weiser ist ein König; wenn du also gar nicht äßest, so könntest du — ein Kaiser werden.

Nickel. Ei Kaiser hin, Kaiser her! Ich wollte, daß das Geraisonnire ein Ende hätte!

Jobsen. Nu, nu! Lene soll gleich ein Dutzend gebackene Aepfel kochen. — He, Lene! ist der Draht bald fertig? — Spinne, sag' ich, spinne!

Lene. Gleich Zeckel!

Werd' ich erst Madame heißen,
Und auf's Neue vornehm sein,
So mag sich Zeckel die Krause zerreißen,
Und: „Lene, spinn'! Lene, spinn'!" heiser sich schrei'n.
Dann schickt sich Spiel, Singen und Tanzen für mich.
Pfui! Spinnen? Ja, das reimte sich!

Fünfter Abschnitt.

Gemischte Dichtungsarten.

Es giebt einige Dichtungsarten, die weder ganz in die Klasse der lyrischen, noch der didaktischen, noch der epischen, noch der dramatischen Poesie gesetzt werden könne, sondern sich bald mehr der einen, bald der andern nähern. Und doch sind sie unter sich so verschieden, daß sie nicht unter einen gemeinschaftlichen Gesichtspunkt gebracht werden können. Darum hat man für sie eine fünfte Klasse angenommen, die man die der gemischten Dichtungsarten nennt. Dahin gehören:

1. Die Idylle.
2. Die Epistel.
3. Der Dialog und Monolog.
4. Die Parodie und Travestie.
5. Das Sinngedicht und Epigramm.
6. Die Allegorie.
7. Die Vision.
8. Das Räthsel, die Charade, der Logogryph und das Anagramm.
9. Die Endreime.

1. Die Idylle.

Die Idylle stellt das goldene Weltalter dar, wo die Menschen sich herzlich liebten, unschuldig und zufrieden lebten, und ohne Sorgen in die Zukunft sahen. Da es ein solches Leben nicht giebt, so denkt es sich der Dichter. Er giebt den handelnden Personen die zartesten Empfindungen, die edelsten Grundsätze, die tiefste Ruhe des Gemüths, unberührt von den beengenden Formen der Convenienz. Daher wählt er die Personen nicht leicht aus den höheren Ständen, sondern aus denjenigen Verhältnissen,

die der Natur näher stehen; er schildert das Leben der Hirten, der Jäger, der Fischer u. s. w. in seiner ganzen Harmlosigkeit. Oder er führt uns in das häusliche Leben tugendhafter Familien und schildert die zarten Verhältnisse unverdorbener Menschen. Indeß soll das Idealisiren sich nicht bis zur Unwahrheit steigern; wie dies bei Geßner meistens der Fall ist, indem er den Boden der Wirklichkeit ganz und gar verläßt und Personen und Zustände zeichnet, welche in ihrer Affektation und Naturwidrigkeit gerade das Gegentheil einer jugendlich frischen und unverdorbenen Welt darstellen. Die Idylle nähert sich theils der lyrischen, theils der epischen Poesie. (In wie fern?)

Die Form der Idylle kann sehr verschiedenartig sein. Der Dichter kann erzählen, er kann die Personen aber auch selbst sprechen lassen; er kann sich der gebundenen oder der ungebundenen Rede bedienen.

Menalkas und Alexis

(von Sal. Geßner, Buchhändler in Zürich, gest. 1787).

Ein Greis war Menalkas; achtzig Jahre waren schon über sein Haupt hingeflogen; silbern war sein Haar auf seinem Scheitel und um sein Kinn, und ein Stab sicherte seinen wankenden Fußtritt. — Und wie der, der nach den Arbeiten eines schönen Sommertages vergnügt an der Kühlung des Abends sitzt, den Göttern dankt, und so den stillen Schlaf erwartet: so waren seine übrigen Tage den Göttern und der Ruhe heilig; denn er hatte gearbeitet und Gutes gethan, und erwartete gelassen und froh den Schlummer im Grabe. Er sah seine Kinder gesegnet; reiche Heerden und schöne Triften hatt' er ihnen übergeben. Mit zärtlicher Sorgfalt eiferten sie, wer mehr den frommen Alten erfreuen, mehr die Pflege der Jugend ihm vergelten könne; und das lassen die Götter nicht ungesegnet.

Vor seiner Hütte saß er oft, oder im sonnenreichen Vorhaus, wo er den wohlbepflanzten Garten übersah, oder in weit sich verlierender Entfernung die Arbeiten und den Reichthum des Feldes; oder er hielt den Vorübergehenden mit freundlicher Schwatzhaftigkeit auf, und hörte die Geschichtchen der Nachbarschaft, und von dem Fremdling die Neuigkeiten und Sitten und Gebräuche ferner Länder. Seine Kindeskinder, sein süßester Zeitvertreib, gaukelten um ihn her. Er schlichtete ihre kleinen Zwiste, und lehrte sie gütig sein und nachgeben, und mitleidig gegen Menschen und gegen das kleinste Thier; und unter die mannigfaltigen Spiele, die er sie lehrte, mischte er immer süß treffenden Unterricht. Er selbst macht ihnen ihr Spielgeräthe; immer kamen sie gelaufen, — „mach' uns dies, mach' uns das," und hüpften mit frohem Gewühle um ihn her. Aus Schilf lehrt' er sie Flöten

machen und Hirtenpfeifen, und blies ihnen vor, wie man die Schafe und die Ziegen zur Weide und von der Weide bläset; lehrte sie viele kleine Lieder; die Kleinen mußten sie singen, die Größeren sie mit der Flöte begleiten; oder er erzählte ihnen lehrreiche Geschichtchen; dann saßen sie aufmerksam am Boden oder auf der Thürschwelle um ihn her.

Einst saß er so im Vorhaus an der Sonne, und Alexis, sein Enkel, stand allein bei ihm. Ein schöner Jüngling: jetzt hatte er dreizehn Frühlinge gesehen; der jugendlichen Gesundheit Rosenfarbe glühte auf seinen Wangen, und in goldenen Locken wallte sein Haar. Und der Greis erzählte ihm von dem Vergnügen, Andern Gutes zu thun, und dem, der in Noth ist, beizustehen; und daß kein Vergnügen dem gleiche, das man fühlt, wenn man eine gute That gethan hat. „Die schöne aufgehende Sonne, das Abendroth, der volle Mond in einer hellen Nacht schwellen unsern Busen von Vergnügen; aber süßer, mein Sohn, süßer ist jene Freude noch.“ Dem schönen Knaben quollen Thränen die Wangen herunter. Mit Entzücken sah es der Greis: „du weinest, mein Sohn,“ so sagt' er, und sah mit freundlichem Blick ihm in's Gesicht; „aber gewiß nicht meine Reden allein können dies; in deinem Busen muß etwas sein, das ihnen diese Stärke giebt.“

Alexis wischte die Thränen von der Röthe seiner Wangen, aber neue quollen immer nach. „Ach!“ sagt' er, „ich fühl' es, ich fühl' es ganz: nichts ist süßer, als Andern Gutes thun.“

Menalkas drückte gerührt des Jünglings Hand in seine Hände und sprach: „Auf deiner Stirne, in deinen Augen seh' ich's, dich rührt etwas mehr, als das, was ich dir sagte.“

Betroffen blickte der Jüngling seitwärts. „Sind,“ so sprach er, „deine Reden nicht rührend genug, Thränen wie Thau auf die Wangen zu gießen?“

„Ich sehe, mein Sohn,“ sagte Menalkas, „ich sehe, daß du mir etwas verhehlest, zum ersten Male vielleicht, das deinen Busen schwellt, und schon auf deiner Zunge sitzt.“

Alexis weinte und sprach: „O! so will ich dir Alles erzählen, was ich sonst in dem Innersten des Busens verschwieg. Nur halb gut ist der, der mit dem Guten prahlt, so lehrtest du uns; d'rum will ich verschweigen, was meinen Busen schwellt, was mir's so süß empfinden läßt, daß Gutes thun die süßeste Freude unsers Leben ist.“

„Eins unserer Schafe hatte sich verirrt. Ich sucht' es im Gebirge; und ich hörte im Gebirg' eine Stimme, die jammerte; da schlich ich mich hin, und ein Mann stand da. Er nahm eine schwere Bürde von der Schulter, und legte sie auf den dürren Boden hin. „„Weiter,““ so sprach er, „„vermag ich nicht zu gehen. Mühselig ist mein Leben, und kümmerliche Nahrung mein ganzer Gewinn. Stundenlang irr' ich schon mit dieser Last in der Mittagshitze, und keine Quelle find' ich, den brennenden Durst zu löschen; und kein Baum, keine Staude bietet eine Frucht mir dar, daß sie mich erquicke. Ach Götter, um mich her sehe ich nur Wildniß, keinen Fußsteig, der mich zu den Meinen führe, und weiter mögen meine schwankenden Kniee

nicht. Doch ihr Götter! ich murre nicht; denn immer habt ihr geholfen!"" So sagt' er, und kraftlos legte er sich auf seine Bürde hin."

„Von ihm nicht gesehen, lief ich da, so schnell ich konnte, zu unsrer Hütte; raffte einen Korb voll gedörrter und frischer Früchte zusammen, nahm meine größeste Flasche voll Milch, und so schnell ich konnte, lief ich in's Gebirge zurück, und fand den Mann noch, den jetzt ein sanfter Schlaf erquickte. Leise schlich ich mich zu ihm hin, und stellte mein Körbchen neben ihn, und die Flasche voll Milch, und still schlich ich mich in's Gebüsch zurück."

„Aber bald, da erwachte der Mann. Er sah auf seine Bürde hin und sprach: „„Wie süß ist die Erquickung des Schlafs! Nun will ich's versuchen, dich weiter zu schleppen: hast du doch so sanft mir zum Pfühl gedient! Vielleicht leiten die gütigen Götter meinen Schritt, daß ich bald das Rieseln einer Quelle höre; vielleicht eine Hütte finde, wo der gutthätige Hauswirth mich unter sein Dach aufnimmt.""

„Jetzt wollt' er die Bürde auf die Schultern heben; da erblickt er die Flasche und den Korb. Aus seinen Armen entfiel die Bürde. „„Götter, was seh' ich?"" so rief er. „„Ach, mir Hungrigen träumet von Speise; und wenn ich erwache, so ist nichts mehr da! doch nein, Götter! ich wache, ich wache."" — Jetzt langt' er nach den Früchten „„Ich wache! O welche Gottheit, welche gütige Gottheit thut dieses Wunder? das erste aus dieser Flasche gieße ich dir aus, und diese beiden, die größesten dieser Früchte, weih' ich dir! Nimm, o nimm gnädig meinen Dank auf, der meine ganze Seele durchdringt!"" So sprach er, setzte sich hin, und mit Entzücken und mit Freudenthränen genoß er da sein Mahl. Erquickt stand er wieder auf, und dankte noch einmal der Gottheit, die so gütig für ihn sorgte. „„Oder,"" so sagt' er, „„haben vielleicht die Götter einen gutthätigen Sterblichen herbeigeführt, und warum soll ich ihn nicht sehen, ihn nicht umarmen? Wo bist du, daß ich dir danke, daß ich dich segne? Segnet ihn, ihr Götter! Segnet den Redlichen, die Seinen; segnet, o segnet Alles, was ihm zugehört! Satt bin ich, und diese Früchte nehm' ich mit; mein Weib und meine Kinder sollen davon essen, und mit Freudenthränen mit mir den unbekannten Gutthäter segnen.""

„Jetzt ging er; o! ich ich weinte vor Freude! Aber ich lief durch's Gebüsch den Weg ihm vor, und setzte mich an einen Bord hin, wo er vorbei mußte. Er kam, er grüßte mich und sprach: „„Hör', mein Sohn, sage, hast du Niemanden auf diesem Gebirge gesehen, der eine Flasche trug und einen Korb voll Früchte?"" — „Nein, Niemand habe ich in diesem Gebüsche gesehen, der eine Flasche trug und einen Korb voll Früchte." — „Aber sage mir," so fragt' ich, „wie kommst du in diese Wildniß? Uebel hast du dich gewiß verirrt; denn hier führt keine Straße." — „„Uebel,"" so erwiedert' er, „„übel hab' ich mich verirrt, mein Sohn; und hätte nicht eine güttige Gottheit, oder ein Sterblicher, den die Götter dafür segnen werden, mich gerettet, so wär' ich vor Hunger oder vor Durst im Gebirge gestorben."" — „So laß mich nun den Weg dir weisen; gieb deine Bürde mir zu tragen, so folgest du mir leichter.""

„Nach vielem Weigern gab er die Bürde mir; und so führt' ich ihn auf die Straße. Und sieh'! das ist es nun, was jetzt noch mich vor Freude weinen macht. Gering und mühelos war, was ich that, und doch vergnügt es mich, wenn's mir zu Sinne kommt, wie sanfter Sonnenschein. O! wie muß der glücklich sein, der viel Gutes gethan hat!"

Und der Greis umarmte den schönen Knaben voll der süßesten Freude. „O," so sprach er, „froh und ruhig geh' ich in's Grab; laß' ich ich doch Tugend und Frömmigkeit in meiner Hütte zurück!"

Das Gemslein

(von J. R. Wyß, Prof. in Bern, gest. 1830).

Ringsum waltete Nacht im schattigen Thale der Alpen,
Dort wo zum Himmel empor sich erheben die Gipfel der Jungfrau.
Drunten umhüllte der Schlaf des Dörfleins müde Bewohner,
Und in der Stille der Luft erbraus'te der tosende Bergstrom.

Aber noch wach an der Alp, hoch über dem düsteren Thale,
Saß im Kühlen der Nacht an wärmender Flamme des Feuers
Walther, der Schafhirt, vor aufragenden Felsen gelehnet,
Still hinblickend in's Thal und bewahrend die ruhende Heerde.

Puffen und Zischen und Prasseln vom hellaufflammenden Reisig,
Blöken der Lämmer, und Rufen der Mütter, und gellend von ferne
Munterer Hähne Gekräh' durchhallte das nächtliche Schweigen,
Gar erfreulich gemischt in des tosenden Stromes Entsetzen.

Aber zum Dorfe hinab durch streifende Wolken am Berghang
Lauscht und forschet mit Ohr und mit Auge der wackere Schafhirt,
Ob nicht leis' auftöne die freundliche Stimme der Holden,
Welcher sein Herz sich ergab, und ob in der Hütte des Vaters,
Wo sie noch weilt, die Geliebte, nicht flamm' ein wirthliches Lichtlein.
Also blickt' er hinab mit sinniger Seele, vergessend
Dunkel und Nacht, und Lämmer und Strom, und Himmel und Erde. —

Horch! da klang's wie von oben der Fußtritt eines belad'nen,
Schwer auftretenden Mannes, und plötzlich erhob sich mit Schnauben
Hurtig vom Boden Packan, der zottige Hüter der Heerden,
Laut ausbellend, die Ohren gespitzt, und hoch in die Lüfte
Schnuppernd, und vorn zum Sprunge die mächtige Pfote gelichtet. —

Rasch zum Stabe griff auffahrend der rüstige Schafhirt,
Vorwärts eilend, dahin, wo die hallenden Tritte sich nahten.
Jetzt um den Fels her bog im Dunkeln sich eine Gestalt, und
Jetzt auch ruft sie den Hirten schon an mit freundlicher Stimme.
Gottfried ist's, der, ein Senn, auf der oberen Alp in des Sommers
Lachenden Monden verweilt, ein Hirt milchtragender Ziegen.

Freudig erkennt den Ruf des Trauten der rüstige Walther,
Kennt ihn und schmeichelnd geschweigt mit der Hand er den tobenden Rüden,
Bis er knurrend an's Feuer mit lauschendem Blicke sich hindehnt.

Aber die Männer indeß, mit grüßender Rede sich ehrend,
Wunderten laut sich nunmehr, daß die feindliche Nacht sie vereine,
Sie, die der Menschenfreund, die der Tag ja selber geschieden.
„Aber," — ergriff das Wort nun Walther, da beide gelagert,
Seit' an Seite zum Feu'r die frohen Gesichter erhoben, —
„Aber was schleppst denn du mit Lasten dich her durch das Dunkel,
„Gleich, als schlichest ein Dieb mit der Beute du heimlich des Weges?
„Voll ist wahrlich und schwer ein Sack um den Leib dir geschlagen;
„Köstlich auch wohl, da du säumst, bequem ihn zur Seite zu legen?" —
„Eia, daß ich dir nicht," entgegnete lächelnden Mundes
Gottfried, — „daß ich dir nicht Bergmännlein etwa getroffen,
„Pfiffige Dinger, du weißt, die da hüten verborgene Schätze,
„Willig, ein Sonntagskind in die Klüfte der Felsen zu locken,
„Und unermeßlich mit Gold und edlem Gestein zu begaben.
„Eia! da lüpfe den Sack. Wie viel Tausende, denkest Du, hält er?" —
Sprach's, und zog sich behend von der Schulter die lastende Bürde,
Reichte dem Schafhirt sie, mit dem prüfenden Blicke des Schalkes,
Matt erhoben die Händ', als zögen Gewicht' sie danieder.

Hastig entnahm ihm die Last zufahrend der rüstige Walther,
Und hochstaunend empor hob schnell er die leichte Beschwerung.
Aber ihm tönt entgegen vom bergenden Sacke das Meckern
Eines lebendigen Thiers, das rege vom kräftigen Druck ward,
Als mit gewaltiger Faust er hob im Schwunge die Bürde.
Hellauf lachte nunmehr der Hirt milchtragender Ziegen,
Und mit verlegenem Lächeln ergriff der Betrog'ne die Rede:
„Sonntagskind, mich däucht, Bergmännlein haben dich weidlich
„Und nach Verdienen geprellt, da du schwatzest von ihrem Geheimniß;
„Denn jetzt wandeln dein Gold sie dir um zum erbärmlichen Zicklein,
„Wie sie der Geisbub' trägt, wenn drunten im Thale geschmaus't wird.
„Aber so sage mir denn, was soll nun der dürftige Fund dir?
„Gleich dich tapfer gerächt, mein Freund! Ich schlachte zum Mahle
„Morgen das Zicklein dir und mir; sonst wird es ein Klotz noch."

Drauf antwortet der Hirt der Ziegen: „wofern dich gelüstet,
„Biet' ich zur Gab' es dir wohl um Brot und ein labendes Trünklein;
„Denn mich quält nun Durst, und der nährenden Speise bedarf ich,
„Daß mit anbrechendem Tage ich wieder aufsteige zur Hütte,
„Kräftig gelabt, mein Werk mit freudigem Herzen zu treiben."

Auf vom Boden behend sprang Walther; es spornt ihn die Rede. —
Stracks zur Felswand hin, wo gewölbt zum schattigen Keller
Uebergesenkt sie hing, flog schnell dienstfertig sein Gang schon.

Einen gewaltigen Stein von der Höhlung abwälzt' er, und Brot und
Duftende Milch schon trug er daher, und mahnte zur Labung. —
Drauf neugierig, in Hast, nahm gleich vom Grase den Sack er,
Emsig entknüpfend die Schnur, die verbergende, daß er das Zicklein
Heb' an das freundliche Licht; da beschaut er es staunenden Blickes;
Denn gleich kannt' er den Wurf des felsenbewohnenden Gemsthiers,
Gar ein ein erfreulich Ding, ein traut aufschauendes Böcklein.

„Gottfried!" so rief er, „so sprich, was treibst du für Wunder? So bist du
„Jetzt Gemsjäger, und lässest das Hüten, und fängst dir lebendig,
„Was sich ein Anderer freut, wenn's glückt, nur todt zu gewinnen?" —

„Ueber den Jäger! — Ein Hirt," sprach Gottfried, „bin ich und bleib' ich.
„Denn wer waltet so frei wie der Senn und so fröhlich auf Erden? —
„Aber daß nicht dich gar im Herzlein brenne die Neugier,
„Sag' ich zur Kühlung dir gleich, wie des Gemsthiers munteres Böcklein
„Also lebendig ich fing. — Du schüre das Feuer mit Reisig! —

„Frohen Gesang anstimmend ob redlich vollendetem Tagwerk,
„Stieg ich des Abends dir heut' lustwandelnd d'roben zum Joche,
„Dort wo die Felswand steil an der Spitze der Alp' sich dahin zieht,
„Trachtend, daß eiligen Gang's, bevor sich senke die Sonne,
„Hoch auf's ragende Horn ich klimm' und freudig das Auge
„Weid' an dem herrlichen Land, vom Strahle des Abends vergoldet.
„Rüstig wandelt' ich so, da gewahrt' ich lachender Blumen
„Rings am Pfad; Alprosen, Violen und duftende Brändlein
„Strotzten in Fülle herum; Steinbrecher und große Ranunkeln
„Blühten mit Lust; Bergmyrten und Georgianen, und Alles,
„Was nur gedeihet zur Pracht auf gesegnetem Boden der Alpen,
„Alles erquickte mein Herz. Da begann ich zu pflücken gar emsig,
„Daß ich ein Sträußlein brächt' am morgenden Tage der Schwester,
„Wenn in's Thal ich hinab nun trüge die köstlichen Käse.
„Voller schon ward mir die Hand und voller, und immer noch däuchte
„Lieblicher mir, was rings auf nickendem Stengel mir winkte,
„Und so verwarf ich und nahm, und verwarf, und wählte mir wieder
„Blum' um Blume, hinauf zur Rechten und Linken hin irrend,
„Bis schon hoch ich zuletzt an die wildesten Felsen gekommen,
„Die nur der Jäger besteigt; — da klang mir gewaltig ein Sausen
„Schreckend in's Ohr, und Geblök vom vorderen Hange des Joches.
„Ich am Boden mit Hast ergriff den gewichtigsten Stein mir,
„Bog mich, zu forschen bedacht, dort leis' um die Ecke herum, und —
„Wahrlich, es hob sich mein Haar, und Entsetzen durchbebte die Glieder; —
„Denn vor dem starrenden Aug' in den Lüften, erschrecklich zu schauen,
„Groß und dunkel und gleich dem nächtlichen Donnergewölke,
„Braus'te hochwogend daher an dem Rande des Felsens zu Mordraub
„Kühn der gefürchtete Dieb der Lämmer, der bärtige Geier,

„Stoßend mit grauser Gewalt auf ein bang erzitterndes Gemsthier,
„Und vor dem Blicke mir jetzt mit dem mächtigen Schwunge des Flügels
„Unrettbar es stürzend in unermeßliche Tiefen. —
„Zorn erhob mir den Arm, und ich warf den gewichtigen Stein, noch
„Eh' ich gezielt mit dem Aug', auf den scheußlichen Räuber, und traf ihm
„Eben die Schwinge, die kaum vollbracht den gräßlichen Mordschlag. —
„Doch nicht kräftig genug war hin mir geflogen das Felsstück;
„Denn in den Abgrund, noch nicht der leckeren Beute vergessend,
„Senkte das Unthier sich, ob auch ihm der Flügel versehrt war. —
„Sieh'! da gewahrt ich erstaunt, wo die zagende Gemse gestanden,
„Scheu umblickend und bang der Mutter nachrufend, das Böcklein,
„Welches du kosend da hebst an die Brust. Hoch freute mein Herz sich,
„Und mit des Lebens Gefahr begann ich zu klimmen am Felsen,
„Bis mir gelang ein Sprung — — da nahm ich das zitternde Thierlein
„Zärtlich schmeichelnd, und barg's in dem Sacke, den oft ich am Leibe
„Täglich geschnürt mir trage, daß nicht mich quäle der Milzstich. —
„Aber indeß ich so viel verwunderlich Ding da verrichtet,
„Dämmerte dunkler und dunkler herein die kommende Nacht schon,
„Und als jetzt ich rüstig mich, heim zur Hütte zu kehren,
„Wandte, verfehlt' ich des Pfad's, und irrte hinauf und hinunter,
„Bis ich von oben ersah dein gastlich Feuer; da stieg ich
„Müde hinab, und du mit Labung erfreutest das Herz mir. —
„Dein sei drum zur belohnenden Gabe das niedliche Gemslein!
„Aber vergönn' ihm zu leben, daß nicht ich umsonst es gerettet!"

Sprach's, und streichelte sanft zum Abschiedsgruße das zarte,
Raffte sich dann empor vom Gras, und umgürtete wieder
Sich zum Steigen, dieweil von Ferne der Morgen heranbrach.
Aber mit freundlicher Rede viel Dank von Herzen ergießend,
Fügt auch Bitten hinzu mit beweglicher Stimme der Schafhirt:
„Wackrer Gottfried, bleib'! und weil du trefflich begonnen,
„Liebes mir heute zu thun, so vollende das löbliche Werk auch!
„Hier noch harre mir nur ein flüchtig hineilendes Stündlein,
„Daß ich die Gemse hinab in's Thal zur köstlichen Gabe
„Stracks hintrage dem Kind, das die Freude des Lebens mir worden;
„Denn kein Mädchen, wie sie, wird pflegen des dürftigen Findlings;
„Aber ein Mann zieht nimmer unschuldige Jugend mit Glücke. —
„Kehr' ich von drunten herauf, so bring' ich zur Gegenbescheerung
„Wieder was Liebliches dir; o gewähre, gewähre die Bitte!" —

„Sei's!" rief Gottfried bieder, und siegelte kräftig mit Handschlag,
Was er gelobt, und griff zu dem Stabe des Hirten, und stand schon
Achtend der blökenden Schafe, die mälig sich hoben zur Grasung.
Walther indeß bergab, zum Morgengeschenk der Geliebten,
Trug in geflügelter Hast das Gemslein, innig voraus sich
Eines holdseligen Dankes im sicheren Herzen erfreuend,

Doch auch redlich und ernst bedacht' er, was drunten im Thale
Wohl ihn vergnüge vielleicht zur Gabe dem wackern Gottfried,
Der ihm am Berghand treu die verlassene Heerde bewahrte. —

Oft von oben erklang nachhallendes Jauchzen, und wieder
Jauchzte dann Walther hinauf, und Echo durchhallte die Thäler.

2. Die Epistel.

In dem prosaischen Briefe spricht sich der Schreiber desselben gegen eine abwesende Person über Dinge aus, welche zunächst nur sie beide angehen. Er ist nur für den Empfänger berechnet, also ganz speziell; die darin berührten Gegenstände und Verhältnisse brauchen nur ihnen beiden bekannt zu sein. Anders verhält es sich mit dem poetischen Briefe oder der Epistel. Sie ist nicht bloß für den, an welchen sie gerichtet ist, bestimmt, sondern für jeden, der sie lesen will. Darum muß sie solche Wahrheiten und Gefühle enthalten, die Jeden ansprechen, und darf nur solche Verhältnisse berühren, welche entweder Jedem bekannt sind, oder die doch Jeder aus dem Zusammenhange gleich kennen lernen kann. Oft ist die Epistel wirklich für eine gewisse Person bestimmt, und betrifft solche Verhältnisse, die zwischen ihr und dem Dichter stattfinden; oft aber nimmt der Dichter auch nur eine solche Person an, um eine Gelegenheit zu haben, sich über gewisse Wahrheiten und Gefühle auszusprechen. Legt er gewisse Wahrheiten an den Tag, so ist die Epistel didaktisch; enthält sie mehr den Ausdruck von Gefühlen, so ist sie lyrisch; doch kann sie auch episch sein, wenn er gewisse Ereignisse erzählt. (Von welcher Art ist die nachstehende?)

Epistel an meinen Fritz

(von v. Göckingk, Geh. Oberfinanzrath in Berlin, gest in Deutsch-Wartenberg in Schlesien 1828).

(An seinem Geburtstage.)

Vielleicht, daß schon die Hände dann verwesen,
Die dies jetzt schreiben, liebes Kind!
Wenn du dereinst das Blatt wirst lesen;
Vielleicht daß schon der Abendwind
Mit dem Vergißmeinnicht und Veilchen

Auf meines Grabes Hügel spielt,
Wenn erst dein Herz das volle Leben fühlt! —
Dann, guter Junge, setz' ein Weilchen
Dich auf den Rasenhügel hin,
Und denke, daß mein Leib in Millionentheilchen
Allein zerflog, ich aber selbst noch bin.
Und ist's erlaubt dem unsichtbaren Wesen,
Das in mir denkt — o, so umschweb' ich dich,
Wenn du dies Blatt gerührt wirst lesen,
Und nicht erröthen darfst, daß heut dein Vater sich
Umsonst gefreut, umsonst für dich
Ein halber Eremit gewesen!

Du wirst es dann schon längst vergessen haben,
Wie mir das Herz vor Freuden schlug,
Als heut' dein Händchen unserm Raben
Dein Morgenbrot halb nach dem Käfig trug,
Und wahrlich war's kaum ganz für dich genug.
Du wirst es längst vergessen haben,
Wie deine Mutter liebevoll
Dich an sich drückt', daß sie den kleinen Schwaben
Zu deinem Kuchen bitten soll.
Du wirst es längst vergessen haben,
Daß fast dein Herz dir, trotz dem Kuchen, brach,
Als deine Base scherzend sprach:
„Du sollst mein Erbe sein, wenn sie mich einst begraben."
Ich schrieb dies auf, nicht, Kind, um dich zu preisen;
Denn dieses Herz ist Gabe der Natur,
Und deine Eltern durften nur
Am Scheideweg zurecht dich weisen.
Doch könntest du dereinst dies Herz,
Und, ach! mit ihm dein ganzes Glück verspielen,
Dann werd' ich zwar im Grabe keinen Schmerz,
Du aber sollst die Schande doppelt fühlen;
Denn wisse, daß dein Vater selten Wein
Nur trank, zum Reitpferd seine Füße,
Und seine Hände zum Lakai'n
Gern für sich machte, selbst die süße
Begierde, seinen fernen Freund nach Jahr
Und Tag zu küssen, unterdrückte;
Daß deine Mutter sich das Haar
Mit Veilchen, statt der Perlen, schmückte,
Sich oft dem Schlaf', so fest er hielt, entriß,
Zu halben Tagen zwischen ihren Knieen
Dich horchend stehen hatt', und alles dies,
Zum braven Mann dich zu erziehen.

Erfüllst du diese Hoffnung nicht,
So wird die Welt mit Fingern auf dich zeigen;
Denn sollt' auch schon mein Mund im Grabe schweigen,
So schweiget doch vielleicht nicht mein Gedicht.
Sohn! werde, was du willst, im Staat!
Sei seines Schutzes werth durch deinen Rath,
Durch deine Barke, die der fernsten Insel
Gewächse holt, durch deiner Flöte Ton,
Durch deinen Griffel oder Pinsel;
Nur werd' ein Biedermann, o Sohn!
Und bist du dies, so wirst du sicher finden,
Was du bedarfst; denn, Kind, ein Biedermann
Besetzt die Tafel nicht mit Sünden,
Und Ränke kleiden ihn nicht an.
Bist du nur dies, so wirst du Freunde finden,
Wie überall sie noch dein Vater fand,
Und o! vielleicht wird eines Mädchens Hand,
Das deiner Mutter gleicht, sich dann mit dir verbinden.
Erfülle dies: denn sieh'! zu deinem Richter
Macht' ich die Welt; o! fröhlicher macht schon
Die Hoffnung mich, als dich die bunten Lichter
Auf deinem Kuchen, lieber Sohn!
Auch ich will heute mich zum Kinde wieder machen,
Will springen, wenn wir unsern Drachen
Hoch in den Lüften fliegen seh'n;
Will mit den bleiernen Soldaten
Krieg führen, und mit Aepfeln, statt Granaten,
Los auf des Feindes Schanze geh'n.
Wird endlich dann der Schlaf dir Händ' und Füße lähmen,
So sollst du noch ein süßes Traumbild seh'n;
Denn, Fritz, du sollst das Buch mit dir zu Bette nehmen,
Worin die schönen Pferde steh'n.

3. Der Dialog und der Monolog.

Beide, der Dialog und der Monolog, kommen zwar in jedem dramatischen Gedichte vor; aber nicht allein hier; sie können auch selbstständig erscheinen, und dann bald der lyrischen, bald der didaktischen, bald der epischen Poesie angehören, je nachdem der Dichter Gefühle, oder Wahrheiten, oder Begebenheiten dadurch vorträgt. Aber nicht jedes Selbstgespräch (Monolog) und nicht jede Unterredung zwischen mehreren Personen (Dialog) ist Poesie;

auch die alltäglichsten Dinge können darin vorgetragen werden, und dann gehören beide der Prosa an. Hier ist nur von den Monologen und Dialogen die Rede, welche über das Alltägliche erhabene Wahrheiten, edle Gefühle oder allgemein ansprechende Thatsachen in einem poetischen Gewande vortragen.

Der Monolog kann nur da stattfinden, wo das Herz von starken Gefühlen ergriffen ist und ein innerer Conflikt seinen vollen Ausdruck sucht. Nur dann fühlt sich der Mensch getrieben, durch Worte, auch wenn er allein ist, seinen Empfindungen Luft zu machen. Der Monolog zeichnet dann die innere Tiefe des Charakters, in welchem der Schwerpunkt der Selbstbestimmung liegt. Die gelungensten Monologe finden wir allerdings in dramatischen Gedichten; aber sie kommen auch sonst vor.

Monolog aus dem Schauspiel Wilhelm Tell
(von v. Schiller, Hofrath in Weimar, gest. 1805).

Tell (mit der Armbrust).

Durch diese hohle Gasse muß er*) kommen;
Es führt kein andrer Weg nach Küßnacht — Hier
Vollend' ich's — Die Gelegenheit ist günstig.
Dort der Hollunderstrauch verbirgt mich ihm;
Von dort herab kann ihn mein Pfeil erlangen;
Des Weges Enge wehret den Verfolgern.
Mach' deine Rechnung mit dem Himmel, Vogt!
Fort mußt du; deine Uhr ist abgelaufen.

Ich lebte still und harmlos — Das Geschoß
War auf des Waldes Thiere nur gerichtet;
Meine Gedanken waren rein von Mord —
Du hast aus meinem Frieden mich heraus
Geschreckt, in gährend Drachengift hast du
Die Milch der frommen Denkart mir verwandelt,
Zum Ungeheuren hast du mich gewöhnt —
Wer sich des Kindes Haupt zum Ziele setzte,
Der kann auch treffen in das Herz des Feind's.

Die armen Kindlein, die unschuldigen,
Das treue Weib muß ich vor deiner Wuth
Beschützen, Landvogt — Da, als ich den Bogenstrang
Anzog — als mir die Hand erzitterte —
Als du mit grausam teufelischer Lust

*) Der Landvogt Geßler.

Mich zwangst, auf's Haupt des Kindes anzulegen —
Als ich ohnmächtig flehend rang zu dir,
Damals gelobt' ich mir in meinem Innern
Mit furchtbar'm Eidschwur, den nur Gott gehört,
Daß meines nächsten Schusses erstes Ziel
Dein Herz sein sollte — Was ich mir gelobt
In jenes Augenblickes Höllenqualen,
Ist eine heil'ge Schuld, ich will sie zahlen!

Du bist mein Herr und meines Kaisers Vogt;
Doch nicht der Kaiser hätte sich erlaubt,
Was du — Er sandte dich in diese Lande,
Um Recht zu sprechen — strenges; denn er zürnet —
Doch nicht um mit der mörderischen Lust
Dich jedes Greuels straflos zu erfrechen.
Es lebt ein Gott, zu strafen und zu rächen!

Komm du hervor, du Bringer bittrer Schmerzen,
Mein theures Kleinod jetzt, mein höchster Schatz! —
Ein Ziel will ich dir geben, das bis jetzt
Der frommen Bitte undurchdringlich war —
Doch dir soll es nicht widerstehn. — Und du,
Vertraute Bogensehne, die so oft
Mir treu gedient hat in der Freude Spielen,
Verlaß mich nicht im fürchterlichen Ernst!
Nur jetzt noch halte fest, du treuer Strang,
Der mir so oft den herben Pfeil beflügelt. —
Entränn er jetzo kraftlos meinen Händen:
Ich habe keinen zweiten zu versenden.

Auf diese Bank von Stein will ich mich setzen,
Dem Wanderer zur kurzen Ruh' bereitet; —
Denn hier ist keine Heimath. — Jeder treibt
Sich an dem Andern rasch und fremd vorüber,
Und fraget nicht nach seinem Schmerz. — Hier geht
Der sorgenvolle Kaufmann und der leicht
Geschürzte Pilger — der andächt'ge Mönch,
Der düstre Räuber und der heitre Spielmann,
Der Säumer mit dem schwer belad'nen Roß,
Der ferne herkommt von der Menschen Ländern;
Denn jede Straße führt an's End' der Welt.
Sie alle ziehen ihres Weges fort
An ihr Geschäft, — und meines ist der Mord! (Setzt sich.)

Sonst wenn der Vater auszog, liebe Kinder,
Da war ein Freuen, wenn er wiederkam!
Denn niemals kehrt' er heim, er bracht' euch etwas,

War's eine schöne Alpenblume, war's
Ein seltner Vogel oder Ammonshorn,
Wie es der Wand'rer findet auf den Bergen.
Jetzt geht er einem andern Waidwerk nach;
Am wilden Steg sitzt er mit Mordgedanken;
Des Feindes Leben ist's, worauf er lauert. —
Und doch an euch nur denkt er, liebe Kinder,
Auch jetzt — euch zu vertheid'gen; eure holde Unschuld
Zu schützen vor der Rache des Tyrannen,
Will er zum Morde jetzt den Bogen spannen! (Steht auf.)

Ich laure auf ein edles Wild. — Läßt sich's
Der Jäger nicht verdrießen, Tage lang
Umher zu streifen in des Winters Strenge,
Von Fels zu Fels den Wagesprung zu thun,
Hinan zu klimmen an den glatten Wänden,
Wo er sich anleimt an dem eignen Blut, —
Um ein armselig Gratthier zu erjagen.
Hier gilt es einen köstlicheren Preis:
Das Herz des Todfeinds, der mich will verderben.

Mein ganzes Lebelang hab' ich den Bogen
Gehandhabt, mich geübt nach Schützenregel;
Ich habe oft geschossen in das Schwarze,
Und manchen schönen Preis mir heimgebracht
Vom Freudenschießen; — aber heute will ich
Den Meisterschuß thun, und das Beste mir
Im ganzen Umkreis des Gebirgs gewinnen.

Dialog: Das Kind im Walde und ich

(von Aug. Kuhn, Privatgelehrten und Doktor in Berlin, gest. 1830).

Wo willst du, Kindlein, hin im Wald?
Der Abend kommt, der Abend bald
Und dunkler Nächte Schweigen.
Des Vaters Hütte, die ist fern,
Und nirgendwo ein klarer Stern,
Den Weg dir anzuzeigen.

„Kann doch nicht bleiben, muß doch fort!
„Der Vater sprach ein gutes Wort:
„„Wirst schon im Wald dich finden!““
„Und Vater, der belügt mich nicht,
„Wenn auch der liebe Gott sein Licht
„Vom Himmel ließ verschwinden.“

Die Füßlein sind so nackt und zart,
Und Waldesweg ist rauh und hart,

Ach, Kindlein, laß dir rathen!
Du hast die Schühlein abgethan;
Bekleide dich und zieh' sie an;
Es müßte dir sonst schaden.

„Ach! Vater giebt so gern uns her;
„Doch sagt er oft, es wird ihm schwer,
„Uns nähren und uns kleiden.
„Ich weiß es wohl, er will das nicht;
„Doch wenn's mich auch ein wenig sticht,
„So will ich's lieber leiden."

Der Abend ist so schwül und drückt!
Hast rothe Beerlein dir gepflückt
Wohl schon an vielen Orten.
Erquicke dich nun auch, mein Kind,
Und iß davon. Die Aeuglein sind
Dir trüb' und naß geworden.

„Die Beeren alle sind nicht mein.
„Zu Hause muß die Schwester klein
„Das Brüderchen noch wiegen.
„Da kann sie nicht in Wald hinaus;
„Drum bring' ich Beeren ihr nach Haus
„Und will sie nicht betrügen."

Iß immer aus dem Hütchen voll!
Iß immer, Kind! Dir ist nicht wohl,
Es brennt dir Stirn und Wange.
Wenn nun ein böser Mensch dir käm',
Und dir die Beerlein alle nähm'!
Ach! wird dir da nicht bange?

„Ach nein! das thun die Menschen nicht,
„Auch sind die Eng'lein eingericht't,
„Die Kindlein zu bewahren.
„Die sind den Kindern immer nah',
„Und stehn mit weißen Flügeln da,
„Und schützen vor Gefahren."

Ja, Kindlein lieb! ja, Kindlein rein!
Wie du gesagt, wird's immer sein!
Du wirst sie nicht vermissen!
Wo Engel nur bei Blumen stehn,
Da bleiben sie, bis die vergehn
Sanft unter ihren Küssen.

Ach! was der Mensch voll Sehnsucht will,
Das blüht in deinem Herzen still,
Und niemand kann dir's rauben!
Ach Gott! was aller Welt gebricht,
Das hast du schon und weißt es nicht:
Gehorsam, Lieb' und Glauben.

4. Die Parodie und Travestie.

Die Parodie setzt ein anderes, schon vorhandenes Gedicht voraus, das entweder allgemein bekannt sein, oder vom Dichter als Gegenstand seiner Parodie genannt werden muß. Von dem Gedichte nun, auf welches sich die Parodie bezieht, behält diese die äußere Form möglichst bei: das Versmaß, die Gedankenordnung, selbst wo möglich die meisten Worte und Reime, wendet dies alles aber auf einen andern Gegenstand an. Was das Originalgedicht ernsthaft sagt, sagt die Parodie oft komisch; was jenes bejaht, verneint diese oft; was jenes von wichtigen Dingen aussagt, wendet diese oft auf unwichtige an, u. s. w. An sich kann man jedes Gedicht parodiren; jedoch wird es mit Recht als ein Frevel betrachtet, wenn man religiöse Gedichte durch Parodieen entweihen wollte.

Hier mögen einige Proben von recht gelungenen Parodieen stehen, denen wir, zur bessern Vergleichung, die Gedichte, auf welche sie sich beziehen, voran setzen:

Kennst du das Land, wo die Citronen blühn,
Im dunklen Laub die Goldorangen glühn,
Ein sanfter Wind vom blauen Himmel weht,
Die Myrte still und hoch der Lorbeer steht?
Kennst du es wohl? — — Dahin, dahin
Möcht' ich mit dir, o mein Geliebter, ziehn!

Kennst du das Haus: auf Säulen ruht sein Dach,
Es glänzt der Saal, es schimmert das Gemach,
Und Marmorbilder stehn und sehn mich an;
Was hat man dir, du armes Kind, gethan?
Kennst du es wohl? — — Dahin, dahin
Laß mich mit dir, o mein Beschützer, ziehn!

Kennst du den Berg und seinen Wolkensteg?
Das Maulthier sucht im Nebel seinen Weg,
In Höhlen wohnt der Drachen alte Brut;

Es stürzt der Fels und über ihn die Fluth;
Kennst du ihn wohl? — Dahin, dahin
Geht unser Weg; — o Vater: laß uns ziehn!

(von v. Göthe, Geheimer Rath und Minister in Weimar, gest. am 22. März 1832.)

Parodie

(von Bretschneider, Ober-Consistorialrath in Gotha, gest 1847).

Siehst du das Licht, das jenseits unbegrenzt
Aus tausend Welten auf- und niederglänzt,
In das der Nächte Finsterniß nie dringt,
Das rein und frei sich durch den Aether schwingt?
Siehst du das Licht? — Dahin, dahin
Laß aus des Lebens banger Nacht uns fliehn!

Siehst du das Blau, das jeden Stern umschließt,
Den Aether, der durch alle Welten fließt,
Der nie getrübt, von keinem Sturm bewegt,
Den Strahl des reinsten Lichtes trinkt und trägt?
Siehst du das Blau? — Dahin, dahin
Laß aus des Lebens Nebelluft uns fliehn!

Siehst du den Stern, der dort so hell uns glänzt,
Wo keine Nacht des Lebens Traum begrenzt,
Wo keines Truges Gaukellicht uns scheint,
Kein Donner rollt, kein liebend Auge weint?
Siehst du den Stern? — — Dahin, dahin
Laß aus des Lebens Thränenthal uns fliehn!

Parodie: Das Vaterland

(von Cl. Harms, Prediger in Kiel).

Kennt ihr das Land, — auf Erden liegt es nicht —
Von dem das Herz in bangen Stunden spricht,
Wo keine Klag' ertönt und keine Thräne fließt,
Der Gute glücklich, stark der Schwache ist?
Kennt ihr es wohl? — Dahin, dahin
Laßt, Freunde, fest uns richten Herz und Sinn!

Kennt ihr den Weg, die rauhe Dornenbahn?
Der Wandrer seufzt, daß er nicht weiter kann;
Er wankt und sinkt; im Staube blickt er auf:
„Verkürze, Vater, doch des Pilgers Lauf!“
Kennt ihr ihn wohl? — Der geht, der geht
In jenes Land, wohin die Hoffnung steht!

Kennt ihr den Freund? — er ist ein Menschenkind,
Und mehr doch, mehr, als alle Menschen sind;
Er ging voran die rauhe Dornenbahn,
Nimmt freundlich sich der armen Pilger an;
Kennt ihr ihn wohl? — Die Hand, die Hand
Geleitet sicher uns in's Vaterland!

Aufmunterung zur Freude

(von Hölty, gestorben in Hannover 1776).

Wer wollte sich mit Grillen plagen,
So lang' uns Lenz und Jugend blühn?
Wer wollt' in seinen Blüthentagen
Die Stirn in düstre Falten ziehn?

Die Freude winkt auf allen Wegen,
Die durch dies Pilgerleben gehn;
Sie bringt uns selbst den Kranz entgegen,
Wenn wir am Scheidewege stehn.

Noch rinnt und rauscht die Wiesenquelle,
Noch ist die Laube kühl und grün;
Noch scheint der liebe Mond so helle,
Wie er durch Adam's Bäume schien.

Noch macht der Saft der Purpurtraube
Des Menschen krankes Herz gesund;
Noch schmecket in der Abendlaube
Ein Kuß auf treuer Freunde Mund.

Noch tönt der Busch voll Nachtigallen
Dem Jüngling hohe Wonne zu;
Noch strömt, wenn ihre Lieder schallen,
Selbst in zerriss'ne Seelen Ruh'.

O! wunderschön ist Gottes Erde,
Und werth, darauf vergnügt zu sein!
Drum will ich, bis ich Asche werde,
Mich dieser schönen Erde freun!

Parodie: Klaglied eines Mißvergnügten

(von Kosegarten, Consistorialrath und Professor in Greifswald, gest. 1818).

Wer wollte nicht auf Erden klagen,
Wenn schon so früh sein Frühling flieht,
Wenn schon in seinen Blüthentagen
Das Weh mit ihm zu Felde zieht?

Die Schwermuth wandelt mir zur Seite
Durch meinen engen Lebenssteg,
Und hemmt mir, allwohin ich schreite
Mit hochgezücktem Dolch den Weg.

Mit Gram und düstern Seelensorgen,
Ist meine Jugend schier vollbracht.
Zu seufzen weckt mich jeder Morgen,
Mit Gram durchwach' ich jede Nacht.

Der Leidenschaften Foltertriebe
Zerrütten meine wunde Brust,
Und Wermuth hoffnungsloser Liebe
Vergällt mir jeden Trank der Lust.

Mich rühret nicht des Frühlings Schöne,
Nicht Morgenroth, nicht Mondenschein;
Der Nachtigallen Klag-Getöne
Wiegt mich in finstre Träume ein.

Der wunderschönen Gottes-Erde
Vermag mein Herz sich nicht zu freun;
Ich werde, bis ich Asche werde,
Vom Gram umwölkt und traurig sein.

Das Mädchen aus der Fremde
(von Schiller).

In einem Thal bei armen Hirten
Erschien mit jedem jungen Jahr,
Sobald die ersten Lerchen schwirrten,
Ein Mädchen schön und wunderbar.
Sie war nicht in dem Thal geboren,
Man wußte nicht, woher sie kam,
Und schnell war ihre Spur verloren,
Sobald das Mädchen Abschied nahm.

Beseligend war ihre Nähe,
Und alle Herzen wurden weit;
Doch eine Würde, eine Höhe
Entfernte die Vertraulichkeit.
Sie brachte Blumen mit und Früchte,
Gereift auf einer andern Flur,
In einem andern Sonnenlichte,
In einer glücklichern Natur;

Und theilte Jedem eine Gabe,
Dem Früchte, Jenem Blumen aus;
Der Jüngling und der Greis am Stabe,
Ein Jeder ging beschenkt nach Haus.

Willkommen waren alle Gäste;
Doch nahte sich ein liebend Paar,
Dem reichte sie der Gaben beste,
Der Blumen allerschönste dar.

Parodie: Die Erscheinung im Kaffeesaale.

In einer Stadt bei jungen Frauen
Erscheint — nach jedem Mittagsmahl —
So wie der Kaffee sich läßt schauen,
Ein geistig Wesen in dem Saal.
Es ist nicht in dem Saal geboren,
Man fragt es nicht, woher es kam;
Doch schnell ist seine Spur verloren,
Sobald man wieder Abschied nahm.

Vereinigend ist seine Nähe,
Und alle Lippen thun sich auf,
Und keine Würde, keine Höhe
Hemmt ihres Wörterstromes Lauf.
Es bringet Fehler mit und Namen,
Gemerkt in einem andern Haus,
Bei eingebildeteren Damen,
Auf einem andern Kaffeeschmaus.

Und schenket Jeder eine Gabe,
Der Witz und Jener scharfen Blick;
Der Jüngling wie der Greis am Stabe,
Ein Jeder kommt beklatscht zurück.
Zum Tadel dienen alle Gäste,
Doch birgt sich wo ein liebend Paar,
Das giebt der Kaffeereden beste,
An dem läßt man kein gutes Haar.

Die Travestie ist insofern das Gegentheil der Parodie, daß sie den Gegenstand des Gedichtes, auf welches sie sich bezieht, beibehält, aber die Form ganz nach Belieben ändert. Auch gewinnt die Travestie dem Gegenstande die komische Seite ab. Dadurch kann nun allerdings Lachen erregt werden; nur darf die Travestie sich nie an dem Heiligen vergreifen. Ja, es verdient schon mit Recht Tadel, wenn allgemein gefeierte Werke, wie Schiller's Jungfrau von Orleans, Lessing's Nathan der Weise, Shakespeare's Hamlet, travestirt werden. Nur das Mißlungene

verdient durch die Travestie lächerlich gemacht zu werden. Unsere Literatur ist an dieser Dichtungsart besonders arm.

Hier eine Probe aus Blumauer's (Buchhändlers in Wien, gest. 1798) travestirter Aeneis. Müssen wir auch gestehen, daß er sehr komische Scenen aufstellt, so sind dagegen doch die oft sehr starken Ausdrücke nicht zu billigen.

Des Aeneas Flucht aus Troja.

Ich trat in's Zimmer. Welch ein Bild!
Wie war ich da betroffen!
Mein Vater hinter einem Schild,
Mein Söhnchen hinter'm Ofen;
Mein Weib, das hoch die Hände rang,
Schrie heulend unter einer Bank:
„Hilf! heil'ge Mutter Anna!"

„Courage!" rief ich, „faßt euch! Wißt,
„Frau Venus hat mir eben
„Ein Land, wo Milch und Honig fließt,
„Statt dieses Nest's gegeben.
„Kommt mit in dies gelobte Land;
„Da sind die Felsen von Dragant*),
„Die Wälder voll Zibeben"**). —

„Da will ich naschen!" rief Askan,
Und hing an meiner Seite;
Mein Weib that Pelz und Handschuh' an,
Und ich rief meine Leute,
Und sprach: „schickt euch zur Reise an!
„Im Bierhaus vor der Stadt, beim Schwan,
„Da kommen wir zusammen."

Drauf nahm ich meine Wildschur um,
Daß sie die Rüstung deckte.
Indessen brannt' es um und um,
Und sieh'! das Feuer reckte
Zum Fenster schon die Zung' herein.
Da fingen alle an zu schrei'n:
„Sanct Florian, errett' uns!"

Nur Weiber zittern in Gefahr.
Ich, ohne umzublicken,
Nahm meinen Vater, wie er war,
Und packt ihn auf den Rücken.

*) Gummi. **) Große Rosinen.

„Nun," rief ich, „Vater, reitet zu!
„Gieb her die Hand, Askan, und du,
„Kreusa, geh' zur Seite!"

Ich, der ich sonst dem Teufel steh',
Erbebte nun vor Lanzen
Und Schildgeklirr, und zitterte
Für meinen theuern Ranzen.
Indessen trug ich meinen Sack
Ganz unverletzet huckepack
Durch Nacht und Graus und Flammen.

Auf einmal schrie mein Vater: „Sohn!
„Sohn! tummle dich nur weiter!
„Ach! siehst du, siehst, sie kommen schon
„Heran, die griech'schen Reiter!"
Ich fort, als brennte mir der Kopf,
Zog meinen Jungen nach beim Schopf,
Und ach! — verlor Kreusen.

Ich Dummkopf merkte das nicht eh',
Bis wir am Bierhaus stunden;
Da sah ich um, und rief: „o weh!
„Da war mein Weib verschwunden!"
Patsch! warf ich meinen Vater fort,
Und lief nach dem verhaßten Ort
Zurück, um sie zu suchen.

Auf einmal faßte eine Hand
Eiskalt mich an der Kehle.
Ich schlug ein Kreuz, und da erkannt'
Ich ihre arme Seele.
„Kreusa!" rief ich, „bist du todt?
„Du arme Närrin, tröst' dich Gott!
„So bin ich also Wittwer!"

---

5. Das Sinngedicht und das Epigramm.

Das Sinngedicht ist ein kleines Gedicht, das in möglichst wenigen Worten entweder einen neuen oder doch sinnvollen Gedanken enthält, ohne damit Jemand loben oder tadeln zu wollen. Das Epigramm ist, wie schon sein Name andeutet, ursprünglich nichts anderes gewesen, als eine Inschrift auf irgend ein Denkmal. Später bediente man sich desselben,

um irgend ein Factum von seiner poetischen Seite aufzufassen und es in gedrängter Sprache zu erklären. Dabei wurden also bekannte Gegenstände oder Facta vorausgesetzt.

Sobald die Objecte, welche der Dichter epigrammatisch auffassen wollte, außerhalb des allgemeinen Gesichtskreises lagen, erweiterte sich das Gedicht, indem es die Schilderung des Gegenstandes vorausschickte, und es zerfiel also in zwei Theile: Exposition und Anwendung.

Die Epigramme sind meist witziger Natur, weil der Witz in allen sinnreichen Wendungen die lebhafteste Wirkung übt, am raschesten zündet; aber das Epigramm muß nicht unbedingt witzig sein. Herder z. B. gab dem Epigramme eine Erweiterung, indem er jeden sinnreichen Gedanken, der durch seine Wichtigkeit augenblickliche Wirkung hervorbringen konnte, epigrammatisch darstellte. (Das allegorische Epigramm.)

Von dem Sinngedicht unterscheidet sich das Epigramm dadurch, daß es sich auf einen einzelnen Fall, auf ein Object bezieht, während jenes einen Gedanken ohne Rücksicht auf einen äußeren Gegenstand ausspricht.

Klopstock erklärt das Epigramm durch eben ein solches folgendermaßen:

Bald ist das Epigramm ein Pfeil,
Trifft mit der Spitze;
Ist bald ein Schwert,
Trifft mit der Schärfe;
Ist manchmal — die Griechen liebten's so —
Ein klein Gemäld' — ein Strahl, gesandt
Zum Brennen nicht, nur zum Erleuchten.

Sinngedichte*).

1. Hohe Geister, hohe Ruh.

(Von Zinkgreff, Doctor der Rechte, gest. 1635 in Worms.)

Was unter den Wolken vom Berge zu sehen,
Empfindet den Regen, den Hagel, das Wehen. —
Was über den Wolken, das ruhet im Frieden; —
Nur himmlischen Herzen ist Ruhe beschieden. —

---

*) Wenn wir mehr Proben bei dieser Dichtungsart als bei den übrigen anführen so geschieht es theils wegen des geringen Umfangs dieser Gedichte, theils um die Leserinnen mit mehreren Dichtern, die wir nicht alle im folgenden Theile namhaft machen können, bekannt, oder wenigstens im voraus auf sie aufmerksam zu machen.

2. Jugend. (Von demſ.)

Neue Weine müſſen gähren,
Denn wer kann der Jugend wehren?
Laß ſie toben! Moſt wird Wein.
Sie wird endlich klüger ſein.

3. Das gefährliche Thier.

(Von Opitz v. Boberfeld, zuletzt polniſchem Secretair und Geſchichtsſchreiber, geſt. 1639 in Danzig.)

Dir iſt ſo manches Thier auf Erden fürchterlich? —
Vor einem nur, das Menſch heißt, rath' ich, hüte dich!

4. Grabſchrift eines Bettlers. (Von demſ.)

Ohn' Haus hab' ich gelebt; todt hab' ich eines hier.
Im Leben hatt' ich nichts; todt bin ich reich dafür.
Mein Leben war nur Flucht; das Grab iſt meine Ruh.
Im Leben ging ich bloß; jetzt decket man mich zu.

5. Auf die Tugend der Sparſamkeit. (Von demſ.)

Gieb aus, als ſollteſt du der Welt dich bald begeben!
Sei karg, als würdeſt du noch viele Jahre leben!
Der iſt ein weiſer Mann, der beides wohl ermißt,
Und mild zu rechter Zeit, zu rechter ſparſam iſt.

6. Lehre.

(Von Olearius, holſteiniſchem Rath, geſt. 1671.)

Beſſer, trocken Brot gegeſſen,
Im geflickten Rock geſeſſen,
Und ſich in der Armuth weiden,
Als gerechten Vorwurf leiden.

7. Vorwurf. (Von demſ.)

Singet ein Vögelein Tag und Nacht,
Warum ſind Menſchen nicht auch bedacht,
Daß ſie den gütigen Schöpfer droben
Dankbar des Tags ein Stündchen loben?

8. Zwei läſtige Dinge. (Von demſ.)

Zwei Dinge ſind dir heimlich eine Laſt:
Wenn du viel Geld, und wenn du gar nichts haſt.

9. Das Schickſal. (Von demſ.)

Wenn Unglück über dich die ſchwarze Wolk' ergeußt,
So traure darum nicht; du weißt,
Daß durch die Finſterniß der Stern des Lebens fleußt.

10. Die Sünde.

(Von v. Logau, Kanzleirath des Herzogs von Liegnitz, gest. das. 1655.)

Menschlich ist es, Sünde treiben,
Teuflisch, bei der Sünde bleiben;
Christlich ist es, Sünde hassen,
Göttlich aber, Sünd' erlassen.

11. Der schlechteste Glauben. (Von dems.)

Schlecht ist es mit dem Glauben an Gott bestellt,
Wenn man nicht Treu und Glauben dem Nächsten hält.

12. Die beste Arznei. (Von dems.)

Freude, Mäßigkeit und Ruh
Schließt dem Arzt die Thüre zu.

13. Reichthum. (Von dems.)

Reichthum soll man zwar nicht suchen, doch sich von ihm finden lassen,
Mag ihn in das Haus zwar nehmen, aber nicht in's Herz ihn fassen,
Mag ihn, hat man ihn, behalten, darf ihn nicht von dannen jagen,
Mag ihn wohl in sein Behältniß, sich nur nicht in seines tragen.

14. Gott unser Schutz.

(Von Tscherning, Prof. in Rostock, gest. 1659.)

Laß kommen Pharao, laß Pfeil und Kugel schneien,
Ja, laß die Höll' auf dich all' ihre Teufel speien!
Wer unter dessen Schirm und treuer Obhut ist,
Der mit dem Donner spielt, die Welt mit Spannen mißt,
Dem kann ein Feind nicht bei. Gott selber macht ihm Wege,
Wo keine sind; er hängt die Wasser auf, macht Stege,
Wie über festes Land. Soll er der Noth entgeh'n,
Muß ihm der Spinne Garn statt einer Mauer stehn.

15. Zweierlei Feinde. (Von dems.)

Dein kleinster Feind ist der, der dir von Außen droht;
Der dir im Busen wohnt, verursacht größre Noth.

16. Kindespflicht. (Von dems.)

Gieb Eltern, was du kannst, und gern, und bis in's Grab.
Du schenkest nicht; du trägst nur deine Schulden ab.

17. Vergebliches Glück. (Von dems.)

Es ist umsonst, daß dir das Glück gewogen ist,
Wenn du nicht selbst erkennst, wie sehr du glücklich bist.

18. Wort.

(Von Christian Gryph, Prof. und Rector am Magdalenäum in Breslau, gest. 1706.)

Wird etwas in der Eil',
Das dich verdrießt, gesprochen,
So laß es ungerochen;
Ein Wort ist ja kein Pfeil.

19. Wahrheit und Arznei. (Von dems.)

Die Wahrheit und Arznei sind füglich zu vergleichen:
Man muß sie beiderseits zur rechten Stunde reichen.

20. Eitelkeit des Zeitlichen.

(Von v. Canitz, wirkl. Geh. Staatsrath in Berlin, gest. 1699.)

Was frommt dir die Gestalt? Was frommt dein hoher Sinn?
Ein Laken und ein Brett ist endlich dein Gewinn.
Spiel' noch so lang' und gut die Rolle hier auf Erden,
Der Schauplatz muß einmal doch zugezogen werden.

21. Feinde.

(Von Wernike, lebte lange in England, zuletzt dänischer Staatsrath und Resident in Paris, gest. das. zwischen 1710 u. 1730.)

Du mußt so mit den Feinden leben,
Daß du Gesetz und Recht erfüllst.
Den stärkern magst du, wenn du willst,
Den schwächeren mußt du vergeben.

22. Großer Herren Gnade. (Von dems.)

Wer sich verläßt auf Erdengötter,
Wer ihrem holden Lächeln traut,
Und viel auf Anblick hält, der schaut
In dem Kalender nach dem Wetter.

23. Spielen.

(Von Brockes, Rathsherr in Hamburg, gest. 1747.)

Beim Spieler, war er auch der Redlichkeit gewogen,
Ist dies der allgemeine Lauf:
Erst fängt er an, und wird betrogen;
Dann hört er als Betrüger auf.

24. Nutzen der Demuth. (Von dems.)

Lernt, wer des Geistes wildes Feuer
Und stolzen Muth nicht dämpfen kann:
Seht nur von euch und allen Menschen
Die Ankunft und den Abschied an!

25. Heirathen. (Von demſ.)

Man fragte Sokrates· was doch das Beſte wäre:
Zu freien, oder nicht zu frei'n?
Der Weiſe gab darauf die Lehre:
Thut, was ihr wollt, ſo wird es euch gereu'n!

26. Warnung.

(Von Triller, Hofrath und Prof. in Wittenberg, geſt. 1782.)

Wer nachgiebt mit Beſcheidenheit,
Fährt wohl; doch Widerſpenſtigkeit
Hat ſich nichts Gutes zu verſprechen;
Was ſich nicht biegen läßt, muß brechen.

27. Witz und Tugend.

(Von v. Hagedorn, Secretair am engliſchen Court [einer Handelsgeſellſchaft] in Hamburg, geſt. 1754.)

Wie ſchön iſt nicht Homer, der Dichter aller Zeiten,
Wie reizend, wie gelehrt, wie reich an Trefflichkeiten!
Doch auch nur eine That rechtſchaffner Menſchenhuld,
Der wahren Mäßigung, der Großmuth, der Geduld,
Verſchwieg'ne Tugenden, die wir mit Kenntniß üben,
Sind noch einmal ſo ſchön, als was Homer geſchrieben

28. Wohlthäter. (Von demſ.)

Wer übertrifft den, der ſich mild erzeigt? —
Der ſelt'ne Freund, der es zugleich verſchweigt.

29. Gaſtereien. (Von demſ.)

Die hohe Kunſt, ein Gaſtmahl anzuſtellen,
Wo zwanzig ſich wie durch das Loos geſellen,
Geliebte Stadt, die war dir längſt bekannt.
Allein die Kunſt, drei, die von gleichen Sitten
Und Herzen ſind, auf ein Gericht zu bitten,
Die fremde Kunſt wird Reichen nie genannt.
Der einen kann es nicht an Schmeichlern fehlen,
Die andre wird nur wahre Freunde wählen.
O! ſtolzes Geld! ach! hätteſt du Verſtand!

30. Armuth und Liebe.

(Von Dreyer, Secretair in Hamburg, geſt. 1769.)

Ihr wähnt, auch ohne Glück und Gold
Bleibt ihr einander ewig hold.
Dagegen hätt' ich nichts zu ſagen,
Wär't ihr nur lauter Herz, und hättet keinen Magen.

31. An den Thäter.

(Von Gleim, Canonicus und Domsecretair in Halberstadt, gest. 1803.)

Thu' nicht die kleinste That, die dir bedenklich scheint;
Befrag' erst einen guten Freund!
Wo nicht, so frage dich:
That wohl auch solche That Wolf*)? Solon? Friederich?

32. An Aglaja. (Von dems.)

Du lachst? O lache nicht, Aglaja! Laute Freuden
Verstellen dein Gesicht!
Wie schön ist Niobe! Sieh' ihre stillen Leiden!
Sie leidet, aber weinet nicht.

33. Ruhe nach der Arbeit. (Von dems.)

Hast du dein bestes Werk vollbracht,
Ein Dorf gebaut, ein Buch gemacht,
Dabei gesessen, nachgedacht,
Geschwitzt, gehungert und gewacht:
So wünsch' ich eine gute Nacht!

34. Hofleute.

(Von Götz, Superintendent in Winterburg in Baden, gest. 1781.)

Hofleute gleichen den Steinen in ihres gnädigsten Fürsten
Hofkapelle: sie sind zierlich geschliffen, doch hart.

35. Vergessenheit und Gedächtniß. (Von dems.)

Sei, Vergessenheit! Sei, Gedächtniß! den Menschen willkommen,
Du in betrübenden, du in herzerfreuenden Dingen.

36. Grabschriften.

(Von Johanne Charlotte Unzer, Gattin des berühmten Arztes Unzer in Altona, gest. 1782.)

Die längste Grabschrift, die man selbst sich prophezei't,
Ist, wie die kürzeste, ein Werk der Eitelkeit.
In jener prahlt der Stolz mit vielen kleinen Thaten;
Aus dieser soll die Welt auf viele große rathen.

37. Der Kater.

(Vom Freiherrn v. Gemmingen, würtemb. Geh. Rath und Präsident, gest. in Stuttgart 1791.)

Ein Mensch, der, stolz auf nichts als Ahnen,
Sein Häufchen armer Unterthanen

*) Hier ist der berühmte Philosoph Christian Freiherr von Wolf gemeint. Er war aus Breslau, der Sohn eines Gerbers, und starb 1754 als Vicekanzler der Universität Halle.

Mit Frohnen drückt, mit Jagden quält,
Der, wie im Orient ein Sieger,
Ihr Blut sogar zu seinen Gütern zählt,
Der ist ein Kater, dem zum Tiger
Nichts als die Größe fehlt.

38. Wahres Glück. (Von dems.)

Ach! es ist nichts in dem Genuß der Welt
Von einer bis zur andern Hemisphäre,
Was Thoren sättigt, Denkenden gefällt,
Nichts in der Hoheit, wenig in der Ehre,
Und weniger in dem Besitz von Geld.
Viel glücklicher wird dem sein Leben fließen,
Der, ohne Boden, ohne Amt,
Zum Sklaven nicht, und nicht zum Herrn verdammt,
Das, was er hat, weiß zu genießen.

39. Die unwillkommenen Erstlinge.

(Von Ephraim Moses Kuh, jüd. Gelehrten in Breslau, gest. 1790.)

Für jeder Gottheit Heiligthum
Sind Erstlinge die besten Gaben;
Nur mag die Gottheit Publikum
Sie von dem Dichtervolk nicht haben.

40. Die Wiege.

(Von Pfeffel, Hofrath und Consistorial-Präsident in Colmar im Elsaß, gest. 1809.)

Die erste Thräne, die im Kriege
Mit Sein und Nichtsein uns entquillt,
Stillst du. Die letzte Thräne stillt
Der Sarg, des Menschen zweite Wiege.

41. Der Tod.

(Von v. Nicolai, Geh. Rath in Petersburg, gest 1820.)

Was sollt' ich vor dem Tod erschrecken?
Ein gutes Ding ist's um das Grab.
Seht, alle, die es einmal schmecken,
Die lassen gar nicht wieder ab.

42. Lebensweisheit.

(Von v. Köpken, Hofrath in Magdeburg, gest. 1811.)

Behalte Hoffnung stets im widrigen Geschick,
Und eine heitre Stirn bei trüben Sorgen,
Genuß für jeden Augenblick,
Und einen Wunsch noch für den andern Morgen.

43. Groß und gut.

(Von Kretschmann, Gerichtsaktuarius in Zittau, gest. 1809.)

Bist du groß, bald wirst du größer,
Nur nicht besser werden.
Bist du gut, so kannst du besser,
Nur auf Erden
Schwerlich größer werden.

44. Die alte Neuigkeit. (Von dems.)

Freiheit! Gleichheit! Diese Lehren
Sind so neu nicht, wie du denkst.
O! es predigt', wollt's gleich Niemand hören,
Jeder Kirchhof sie vorlängst.

45. Das Leben, ein Traum.

(Von Heidenreich, Prof. in Leipzig, gest. 1801 bei Weißenfels.)

Brüder! ein Traum ist unser kurzes Leben,
Aber ein Traum von großer, wahrer Bedeutung.
Prüfe dein Leben, und du siehst prophetisch
Vor dir die Zukunft!

46. Das Kind in der Wiege.

(Von Schiller, Hofrath in Weimar, gest. 1805.)

Glücklicher Säugling, dir ist ein unendlicher Raum noch die Wiege.
Werde Mann, und dir wird eng die unendliche Welt!

47. Grabschrift zweier Schwestern, die im blühenden Alter bald nach einander starben.

(Von Joh. Georg Jacobi, Prof. in Freiburg in Baden, gest. 1814.)

Sie flochten unschuldsvoll am Kranz der Jugendfreude;
Da ließ ein Engel sie die bessern Kränze sehn,
Ließ seine Frühlingspalme wehn,
Und sie umarmten sich. „Komm, Schwester!“ sagten Beide,
„Der Engel winkt uns, heimzugehn!“

48. An die sterbende Agathe, als sie sagte: „Wir sehen uns zum letzten Male.“

(Von Klamer-Schmidt, Dom-Commissar in Halberstadt, gest. 1826.)

Dein Gott so groß! Dein Geist so schön!
Wie könnten wir zum letzten Mal uns sehn!

Epigramme.

1. Valer.

(Von Weckherlin aus Stuttgart, gest. wahrscheinlich 1651 in London als Secretair in der deutschen Kanzlei.)

Es ist kein Wunder, daß Valer,
Seitdem er reich ist, ganz vermessen
Hat seiner Freunde schon vergessen;
Er kennet ja sich selbst nicht mehr!

2. Tod eines Lasterhaften. (Von dems.)

Gelebet hat er nicht, als ob er sterben sollte;
Gestorben ist er nicht, als ob er leben wollte.

3. Die Schöne in der Ferne.

(Von Opitz v. Boberfeld.)

Von Ferne bist du schön, und häßlich in der Nähe;
Drum flieht dein Mann vor dir, daß er dich schöner sehe.

4. Gestorbene Redlichkeit.

(Von v. Logau.)

Man lobt die Redlichkeit, und sieht sie nicht hier oben.
Man thut gar recht; sie starb. Gestorb'ne muß man loben.

5. Die Flucht. (Von dems.)

Podaurus lief jüngst aus der Schlacht,
Weil er sich schnell besann,
Daß, wird man einmal umgebracht,
Man nicht mehr fechten kann.

6. Der Traum. (Von dems.)

Dem Bardus träumt', er wär' ein Pfarr;
Erwachend war er nur ein Narr.
Hätt' ihm geträumt, er wär' ein Narr,
So würd' er wachend — doch kein Pfarr,

7. Auf Opitz' Werke.

(Von Paul Flemming, gest. in Hamburg 1640 als junger Arzt.)

Ich las, ich überlas, und las es zehnmal wieder.
Es war ein gleicher Geist der Reden, wie der Lieder.
Streicht nur den Titel aus, wo seiner wird gedacht;
O, jede Zeile sagt, daß Opitz sie gemacht.

8. Von einem Richter.

(Von Andreas Gryph [dem Vater des Christian], Landschaftssyndikus in Glogau, gest. 1664.)

Zwölf Thaler schickt' ich jüngst dem Richter, meinen Sachen
Dadurch geschwinde Bahn und schnellen Gang zu machen.
Er sandte sie zurück. Verachtet er denn Geld?
Das nicht; ich hatt' ihm nur zwölf Thaler zugestellt!

9. An den Aulus. (Von demſ.)

Du bist aus großem Stamm und altem Blut geboren? —
Es ist kein Blut so alt und mächtig, als — der Thoren.

10. Grabschrift Alexander's des Großen.

(Von v. Hofmannswaldau, kaiserl. Rath und Rathspräses in Breslau, gest. 1679.)

Mir war die Welt zu klein. Was nützt mir nun mein Siegen?
Hier könnten noch bei mir viel Alexander liegen.

11. Grabschrift eines Boten.

(Von Wernike.)

Ein schlimmer Christ und guter Bote fand
Allhier sein Grab. Ihm war durch's ganze Land
Ein jeder Weg, nur nicht der Himmelsweg, bekannt.

12. Segen eines Bischofs. (Von demſ.)

Ein Bauer nahm den Hut nicht ab,
Als man dem Volk den Segen gab.
Als nun der Bischof ihn entdeckte,
Und mit der Kirchenbuß' ihn schreckte
Rief jener: „ist der Segen gut,
So geht er wohl durch meinen Hut!“

13. An Morist. (Von Triller.)

Du sammelst Bücher dir zu Tausenden, Morist!
Und wähnst, daß du beredt, klug und belesen bist.
Wer also Lauten kauft, wird schnell ein Lautenist?

14. Phax. (Von v. Hagedorn.)

Phax ist nur klein, und was den Witz betrifft,
Scharf, kurz und neu, im Beifall und im Zanken,
An Worten karg, verschwend'risch in Gedanken:
Der ganze Phax gleicht — einer Ueberschrift.

15. **Die weitläufigen Grabschriften.** (Von dems.)

Der Gräber Ueberschrift ist sehr dein Werk gewesen,
Doch jedes Mal zu lang; und dies ist nicht erlaubt.
Die eine Hälfte, Freund, wird nimmermehr geglaubt,
Die andre nimmermehr gelesen.

16. **An Trivius.** (Von dems.)

Ich sehe dich bei'm Schönemann*);
Ich sehe dich in Iris Garten**);
In Harvstehude**) land' ich an,
Auch dort seh' ich dich auf mich warten.
Auf unser'm Walle seh' ich dich;
Im Baumhaus seh' ich deine Züge;
Dich seh' ich hier; — o lehre mich,
Wo ich dich nicht zu sehen kriege.

17. **Der Tadler.**

(Von Christian Ewald v. Kleist, preuß. Major, gest. 1759 in Frankfurt a. d. O. an den bei Cunersdorf erhaltenen Wunden.)

Marforius fand allen Sachen Mängel;
Er lästerte Gott, Engel und Erzengel,
Und schalt darauf mit leichter Müh'
Das menschliche Geschlecht und das Geschlecht vom Vieh;
Er schalt das Lamm, den Hund, das Krokodil;
Vom Esel nur und Affen schwieg er still.

18. **Als Gellert todt gesagt wurde.** (Von dems.)

Als jüngst des Todes Pfeil, o Gellert, dich getroffen,
Klagt' ich, und weint' und sah den Himmel offen.
Auch den belebten Raum der weiten Welt sah' ich: —
Die Erde weinete, der Himmel freute sich.

19. **Haller's Lehrgedicht vom Ursprung des Uebels.**

(Von Gellert, Prof. in Leipzig, gest. 1769.)

Des Uebels Ursprung las ich jüngst in Haller's Werken,
Und nahm mir vor, mit einem Strich
Die besten Stellen zu bemerken.
Ich las, strich an, las fort, strich an, und freute mich,
Und da ich fertig war, sieh', da war Alles Strich.

---

*) Im Theater.

**) Vergnügungsörter bei Hamburg.

20. An Klopstock. (Von Gleim.)

Wer groß, wer größer ist, o Klopstock,
Wer der größte?
Den Streit entscheidest du. Den andern, den schlicht' ich:
Von Landesmüttern war Theresia die Beste,
Von Landesvätern ist's der weise Friederich.

21. Als ein Buchhändler die Tochter eines Materialisten heirathete.

(Von Kästner, Hofrath und Prof. in Göttingen, gest. 1800.)

Beglückter Schwiegersohn! Dir kann kein Buch vermodern;
Wenn es kein Leser kauft, wird es dein Vater fodern.

22. An einen Buchhändler. (Von dems.)

Drei Louisd'or für eine Nachtigall,
Und halb so viel, ein Jahr sie zu ernähren;
Der Nutzen ist, durch ihren Schall
Der Nachbarschaft den Schlaf zu wehren.
Wohlthätig sanften Schlaf zu bringen,
Laß um das Geld doch lieber Dichter singen.

23. An einen Virtuosen. (Von dems.)

Daß er durch mächtigen Gesang
Der Löwen Grimm, der Felsen Härte zwang,
Der Ruhm war einst dem Orpheus eigen.
Doch du thust mehr, — du machst die Damen schweigen.

24. Misogyn*) auf die weibliche Zunge.

(Von Götz.)

Daß ohne Zung' ein Mädchen schweigen kann,
Das glaubet man;
Daß mit der Zung' ein Mädchen schweigen kann,
Geht schwerlich an.

25. Aus dem Testament eines Zechers.

(Von Joh. Charlotte Unzer.)

Es soll auf meinem Leichenstein
So vielmal stehn, als Platz wird sein:
Wein! Wein! Wein! Wein! Wein! Wein! Wein!

*) Weiberfeind.

26. Julius Cäsar.

(Von der Dichterin Karsch, geb. Dürrbach, gest. 1791 in Berlin.)

Daß Cäsar den Pompejus überwand,
War blos ein Werk des Glücks, der Götter Rath.
Doch daß er nach dem Sieg die Menschlichkeit empfand,
Und jeden Tag sich selbst für seine Feinde bat,
Dies war des Helden große That.

27. Das königliche Geschenk. (Von ders.*)

Zwei Thaler giebt kein großer König;
Ein solch Geschenk vergrößert nicht mein Glück.
Nein, es erniedrigt mich ein wenig;
Drum geb' ich es zurück.

28. Die Schwätzer. (Von Klopstock.)

Widriger sind mir die redenden, als die schreibenden Schwätzer,
Diese leg' ich weg, jenen entflieh' ich nicht stets.

29. Von der Gellia.

(Von Ramler, Prof. am Kadettencorps in Berlin, gest. 1798.)

Einsam beweint den Verlust des Vaters Gellia niemals;
Aber ist Jemand da, schießen die Thränen hervor.
Ruhm durch die Trauer zu suchen, o Gellia, heißt nicht getrauert.
Ohne Zeugen sind wahre Betrübte betrübt.

30. Auf einen langsamen Bartscheerer. (Von dems.)

Freund! Wann kommt Marmull herum auf deinem Gesichte?
Putzt er die Wange dir glatt, wächst dir der Bart schon am Kinn.

31. Der Unbeständige.

(Von Weiße, Kreissteuer-Einnehmer in Leipzig, gest. 1804.)

Er weiß nicht, was er will; doch weiß er allzusehr:
Das, was er erst gewollt, das will er jetzt nicht mehr.

32. Das Almosen. (Von dems.)

Was hör' ich dort in jenem Haus
Und hier im Hof für ein Geschrei? —
Beatrix theilt dort Gaben aus,
Und hier legt unsre Henn' ein Ei.

---

*) Friedrich d. Gr. hatte diese Dichterin, die Tochter bäurischer Eltern, einst rufen lassen, und ihr dabei Hoffnung gemacht, für sie zu sorgen. Sie erinnerte ihn zehn Jahre später daran durch einen Brief, worauf er ihr 2 Thlr. schickte, mit der Aufschrift: 2 Thlr. zum Geschenk für Deutschlands Dichterin. Sie nahm dies aber übel, und sandte ihm das Geld mit dem folgenden Epigramm zurück, das ihr indeß keine größere Unterstützung verschaffte.

33. Doppelte Rache.

(Von Löwen, Registrator in Rostock, gest. 1773.)

Nicht Unrecht ist's, daß Huff der Welt, die ihn gekränkt,
Ein dickes Buch in Prosa schenkt.
Allein mußt' er die Rache so weit treiben
Und jetzt noch gar in Versen schreiben?

34. Der Stachelreim.

(Von Lessing, Hofrath und Bibliothekar in Wolfenbüttel, gest. 1781.)

Ernest, der gern so neu als eigenthümlich spricht,
Nennt einen Stachelreim sein leidig Sinngedicht.
Die Reime hör' ich wohl; den Stachel fühl' ich nicht.

35. Die Kirchengängerin. (Von dems.)

Sagt nicht, die ihr Dorinden kennt,
Daß sie aus Eitelkeit nur in die Kirchen rennt,
Daß sie nicht betet, und nicht höret,
Und Andre nur im Beten störet.
Sie bat (mein eignes Ohr ist Zeuge;
Denn ihre Schönheit geht allmälig auf die Neige;)
Sie bat mit ernstlichen Geberden:
„Laß unser Angesicht, Herr, nicht zu Schanden werden!"

36. Ihr Wille und sein Wille. (Von dems.)

„Nein, liebe Frau, das geht nicht an;
„Ich muß hier meinen Willen haben." —
„Und ich muß meinen haben, lieber Mann!" —
„Unmöglich!" — „Was? Nicht meinen Willen haben?
„Schon gut! So sollst du mich in Monatsfrist begraben!" —
„Den Willen kannst du haben."

37. Der Mitleidige.

(Von Ewald, geb. in Spandau, darmstädtischer Hofrath, ging nach Rom, wurde katholisch, und starb dort in einem Karthäuserkloster.)

Die Menschenliebe trägt Philander im Gesicht,
Man sagt auch, daß ihn Elend rühre,
Daß er für Jeden Mitleid spüre, —
Für seine Gläubiger nur nicht.

38. Der Trost. (Von dems.)

Vitell klagt den Verlust von seinem lieben Weibe,
Geht, schließt verzweifelnd sich in seinen Keller ein,
Und leert sein letztes Fäßchen Wein,
Damit kein Trost ihm übrig bleibe.

39. Buttler's*) Grabschrift.

(Von Freiherrn v. Cronegk, Kammerjunker und Hofrath in Anspach, gest. 1758, erst 27 Jahr alt.)

Steh', Wand'rer, Buttler's Bild zu sehn!
So lang' er noch am Leben,
Fand sich kein gütiger Mäcen,
Ihm nur ein Mittagsmahl zu geben.
Nun haut man ihn nach seinem Tod
In prächt'gen Marmor ein.
Ihr künft'gen Dichter! Buttler's Noth
Kann euch ein Vorbild sein.
Der arme Dichter bat um Brot;
Man giebt ihm — einen Stein!

40. Ich und Ralph. (Von Kuh.)

Ich rede Gutes stets von dir;
Du, Ralph, sprichst immer schlecht von mir.
Wie schlimm geht es uns beiden nicht!
Man glaubet Keinem, was er spricht.

41. Der Dompropst und der Vogelsteller. (Von Pfeffel.)

„Wie heißt der Vogel, Nachbar Hein?" —
„Ein Dompfaff ist's; wollt ihr ihn kaufen,
„Herr Propst?" — „Kann er auch singen?" — „Nein!
„Er kann nur fressen, Herr, und saufen."

42. Der Schläfer. (Von v. Nicolai.)

Wer den ersten Wein gemacht,
Wer den ersten Pflug erdacht,
Wer die Lettern aufgebracht,
Wer die Leier ausgedacht,
Wer uns jede Kunst gelehret,
Wird gleich einem Gott verehret;
Nur an den wird nie gedacht,
Der das erste Bett gemacht.

43. Das Gastgebot. (Von Kretschmann.)

Heut', an Leander's Feste,
War alles, traun! auf's Beste.
Denkt, fette Gänse drei,
Beliebte Hasen zwei,
Ein Dutzend stumme Fische,
Und gar ein wildes Schwein. —
„Das gab er alles?" — Nein!
Die saßen nur bei Tische.

*) Ein berühmter englischer Dichter.

44. Gellert's Monument. (Von demſ.)

Religion, die göttliche, reicht hier
Des Dichters Bild, o Tugend, dir!
Das ſah die Muſe faſt mit Neide.
Doch ein Vergleich entſchied den Streit:
Der Muſe gaben's alle beide,
Und alle drei der Ewigkeit.

45. Abbitte.
(Von Küttner, Superintendent in Pirna geſt. 1789.)

Leander'n hätt' ich nachgegeben?
Du träumſt! Das ſollſt du nie erleben. —
„Sehr wohl! Verzeih' es mir, Ariſt,
„Daß du mir klüger ſchienſt, als du es wirklich biſt."

46. An die Herren, welche ſchwarze Mäntel tragen.
(Von Joh. Georg Jacobi.)

Ehrwürdig iſt der Mantel, der euch ziert;
Ihn zu verſpotten, wäre Sünde;
Doch tragt ihn auch, wie ſich's gebührt,
Und hängt ihn niemals nach dem Winde.

47. Die böſe Frau.
(Von Schiebeler, Dr. der Rechte und Canonicus in Hamburg, geſt. 1771.)

Wie iſt Alcindor nicht geplagt!
Sein Weib zwingt ſtündlich ihn zum Beben,
Und hat in ihrem ganzen Leben
Nur Einmal ja zu ihm geſagt.

48. Grabſchrift eines Windmüllers.
(Von Claudius, Reviſor der Bank in Altona, geſt. 1815.)

Hier liegt der Müller Jackſon!
Er lebte vom Winde mit Weib und Knaben.
Es leben auch ſonſt noch viele davon,
Die keine Mühle haben!

49. Nachricht vom Genie. (Von demſ.)

Ein Fuchs traf einen Eſel an.
„Herr Eſel!" ſprach er, „Jedermann
„Hält Sie für ein Genie, für einen großen Mann." —
„Das wäre?" ſing der Eſel an;
„Hab' doch nichts Närriſches gethan!"

50. Die Patriarchen.

(Von Haug, Hofrath und Bibliothekar in Stuttgart, gest. 1829.)

Der Arzt: „Herr Pastor, könnt Ihr Aufschluß geben?
„Was mag der Grund vom langen Leben
„Der weiland Patriarchen sein?“
Der Pastor: „Sie wußten nichts von Arzenei'n.“

51. Stand und Würde.

(Von Joh. Heinrich Voß, Hofrath und Prof. in Heidelberg, gest. 1826.)

Der adlige Rath: „Mein Vater war ein Reichsbaron!
„Und Ihrer war, ich meine,“ —
Der bürgerliche Rath: „So niedrig, daß, mein Herr Baron,
„Ich glaube, wären Sie sein Sohn,
„Sie hüteten die Schweine.“

52. Die neue Deutschheit.

(Von Weißer, Obersteuerrath in Stuttgart, gest. 1835.)

Die neue Deutschheit, die ihr preis't,
Kann ich nicht werth des Lob's erkennen,
Und, treu der Väter ernstem Geist,
Was man jetzt neue Deutschheit heißt,
Nur neue deutsche Narrheit nennen.

53. Der Mond.

(Von J. G. von Herder.)

Und grämt dich, Edler, noch ein Wort
Der kleinen Neidgesellen?
Der hohe Mond, er leuchtet dort,
Und läßt die Hunde bellen,
Und schweigt und wandelt ruhig fort,
Was Nacht ist, aufzuhellen.

54. Das Kameel und das Kind.

Hundert der Meilen folgt das Kameel dem leitenden Kinde,
Daß es den Hals auch nicht gegen den Zügel erhebt.
Aber führet der Weg das Gebirg' hinunter zum Abgrund,
Reißet den Zügel es kühn, sich zu erretten, hinweg.
Löblich ist es dem Menschen, dem leitenden Zaume zu folgen;
Aber zum Abgrund hinab, wehe dem Folgsamen dann!

6. Die Allegorie.

Wenn wir, was fast in jeder Rede geschieht, für einen eigentlichen Ausdruck einen bildlichen gebrauchen, so nennen wir das eine Metapher. (S. den Abschnitt: „Von der Wahl der Worte, Bilder und Figuren.") Die Allegorie dagegen ist eine zusammenhängende Reihe bildlicher Begriffe; sie ist eine Darstellung, durch welche wir etwas anderes, dem Dargestellten Aehnliches und Verwandtes ausdrücken wollen. Statt des Gegenstandes, den ich bezeichnen will, stelle ich einen andern Gegenstand auf, der jenem zum Bilde dient, um dadurch jenen deutlicher, anschaulicher zu machen. In der Mythologie der Griechen finden wir viele sehr schöne Allegorieen, z. B. Herkules am Scheidewege; Aurora; Echo; die Mythe von Eros und Psyche, und viele andere. Jede Allegorie muß zuvörderst so sein, daß man in ihr das, was der Dichter durch sie bezeichnen will, leicht erkennen kann. Darum müssen Bild und Gegenbild in allen Punkten mit einander zu vergleichen sein, wie wir das in den beiden nachfolgenden schönen Allegorien finden. Ferner muß sie die Phantasie angenehm beschäftigen und das Gefühl aufregen. Denn das ist ja eben der Zweck der Allegorie: daß das Bild mehr auf Gefühl und Phantasie wirken soll, als der eigentliche Gegenstand selbst. Wenn ich z. B. erzähle, wie Alexander der Große von dem Siege und dem Edelmuthe nach dem Tempel des Ruhms geführt und hier von der Unsterblichkeit gekrönt wird, so beschäftigt dies die Phantasie weit mehr, als wenn ich sage: er habe sich durch Siege und Edelthaten Ruhm und Unsterblichkeit erworben.

Mährchen
(von Uhland).

Ihr habt gehört die Kunde
Vom Fräulein, welches tief
In eines Waldes Grunde
Manch hundert Jahre schlief.
Den Namen der Wunderbaren
Vernahmt ihr aber nie.
Ich hab' ihn jüngst erfahren:
Die deutsche Poesie.

Zwo mächt'ge Feen nahten
Dem schönen Fürstenkind;
An seine Wiege traten
Sie mit dem Angebind'.
Die erste sprach bebende:
„Ja, lächle nur auf mich!
„Ich gebe dir frühes Ende
„Von einer Spindel Stich!"

Die andre sprach dagegen:
„Ja, lächle nur auf mich!
„Ich gebe dir meinen Segen,
„Der heilt den Todesstich;
„Der wird dich so bewahren,
„Daß süßer Schlaf dich deckt,
„Bis nach vierhundert Jahren
„Ein Königssohn dich weckt."

Da ward in's Reich erlassen
Ein feierlich Gebot,
Verkündet in allen Straßen,
Der Tod darauf gedroht:
Wo Jemand Spindeln hätte,
Die sollte man liefern ein,
Und sie an off'ner Stätte
Verbrennen insgemein.

Nicht nach gewohnter Sitte
Erzog man dieses Kind
In dumpfer Kammern Mitte,
Noch sonst wo Spindeln sind;
Nein in den Rosengärten,
In Wäldern, frisch und kühl,
Mit lustigen Gefährten,
Bei freiem, kühnem Spiel.

Und als es kam zu Jahren,
Ward es die schönste Frau,
Mit langen, gold'nen Haaren,
Mit Augen dunkelblau;
In Gang, Geberde züchtig,
In Reden treu und schlicht,
In aller Arbeit tüchtig,
Nur — mit der Spindel nicht.

Viel' stolze Ritter gingen
Der Holden Dienste nach:
Heinrich von Osterdingen,
Wolfram von Eschenbach.
Sie gingen in Stahl und Eisen,
Goldharfen in der Hand;
Die Fürstin war zu preisen,
Die solche Diener fand.

Mit Degen und mit Speere
Waren sie stets bereit,
Den Frauen gaben sie Ehre,
Und sangen widerstreit.
Sie sangen von Gottesminne,
Von kühner Helden Muth,
Von lindem Freundschaftssinne,
Von süßer Maienbluth.

Von alter Städte Mauern
Der Widerhall erklang;
Die Bürger und die Bauern
Erhoben frischen Sang,
Der Senne hat gesungen,
Der über den Wolken wacht;
Ein Lied ist aufgeklungen
Tief aus des Bergmanns Schacht.

In einer Mainacht blinkten
Die Sterne wunderschön.
Der Fürstin war, als winkten
Sie ihr zu Thurmes Höh'n.
Sie stieg hinauf zum Dache,
Die Zarte ganz allein,
Da fiel aus einem Gemache
Ein trüber Lampenschein.

Ein Weiblein grau von Haaren
Dort an dem Rocken spann;
Sie hatte wohl nichts erfahren
Vom strengen Spindelbann.
Die Fürstin, die noch nimmer
Gesehen solche Kunst,
Sie trat in Weibleins Zimmer:
„Wer bist du, mit Vergunst?" —

„Man nannt' mich, schönes Liebchen,
„Die Stubenpoesie.
„Denn aus dem trauten Stübchen
„Verirrt' ich mich noch nie.
„Ich sitz' am lieben Platze
„Beim Rocken wandellos.
„Meine alte, blinde Katze,
„Die spinnt auf meinem Schooß.

„Lange, lange Lehrgedichte,
„Die spinn' ich recht mit Fleiß,
„Flächsene Heldengedichte,
„Die haspl' ich schnellerweis'.
„Mein Kater maut Tragödie,
„Mein Rock' hat lyrischen Schwung,
„Meine Spindel spielt Komödie
„Mit Tanzbelustigung."

Die Fürstin thät erbleichen,
Als man von Spindeln sprach;
Sie wollte flugs entweichen,
Die Spindel sprang ihr nach;
Und an der morschen Schwelle
Da fiel das Fräulein jach;
Die Spindel auf der Stelle
Sie in die Ferse stach.

Was war das für ein Schrecken,
Als man sie Morgens traf!
Sie war nicht mehr zu wecken,
Sie schlief den Zauberschlaf.
Ein Lager ward bereitet
Im hohen Rittersaal,
Goldstoffe drauf gebreitet
Und Rosen ohne Zahl.

So schlief sie in der Halle,
Die Fürstin, reich geschmückt;
Bald hatte die Andern alle
Der gleiche Schlaf berückt;
Die Sänger, schon in Träumen,
Rührten die Saiten bang,
Bis in des Schlosses Räumen
Der letzte Laut erklang.

Die Alte spann noch immer
Im stillen Kämmerlein;
Es woben in jedem Zimmer
Die Spinnen, groß und klein.
Die Hecken und Ranken woben
Sich um den Fürstenbau,
Und um den Himmel oben,
Da spann sich Nebelgrau. —

Wohl nach vierhundert Jahren,
Da ritt des Königs Sohn
Mit seinen Jägerschaaren
In's Waldgebirg' davon.
„Was ragen doch da innen,
„Ob all' dem hohen Wald,
„Für graue Thürm' und Zinnen
„Von seltsamer Gestalt?"

Am Wege stand gerade
Ein alter Spindelmann:
„Erlauchter Prinz, um Gnade!
„Hört meine Warnung an.
„Romantische Menschenfresser
„Hausen auf jenem Schloß,
„Die mit barbarischem Messer
„Abschlachten klein und groß."

Der Königssohn verwegen
Thät mit drei Jägern ziehn!
Sie hieben mit dem Degen
Sich Bahn zum Schlosse hin.
Gesenket war die Brücke,
Geöffnet war das Thor,
Daraus im Augenblicke
Ein Hirschlein sprang hervor.

Denn in des Hofes Räumen,
Da war es wieder Wald;
Da sangen in den Bäumen
Die Vögel mannigfalt.
Die Jäger ohn' Verweilen,
Sie drangen muthig hin,
Wo eine Thür mit Säulen
Aus dem Gebüsch erschien.

Zween Riesen schlafend lagen
Wohl vor dem Säulenthor;
Sie hielten, in's Kreuz geschlagen,
Die Hellebarden vor.
Darüber rüstig schritten
Die Jäger allzumal,
Sie gingen mit kecken Tritten
Zu einem großen Saal.

Da lehnten in hohen Nischen
Geschmückter Frauen viel,
Gewappnete Ritter dazwischen
Mit gold'nem Saitenspiel.
Hochmächtige Gestalten,
Geschloss'nen Auges, stumm,
Grabbildern gleich zu halten
Aus grauem Alterthum.

Und mitten ward erblicket
Ein Lager reich von Gold;
Da ruhte, wohlgeschmücket,
Eine Jungfrau wunderhold.
Die Süße war umfangen
Mit frischen Rosen dicht,
Und auch von Mund und Wangen
Schien zartes Rosenlicht.

Der Königssohn, zu wissen,
Ob Leben in dem Bild,
Thät seine Lippen schließen
An ihren Mund so mild.
Er hat es bald empfunden
An Odem süß und warm,
Und als sie ihn umwunden,
Noch schlummernd, mit dem Arm.

Sie streifte die gold'nen Locken
Aus ihrem Angesicht;
Sie hob, so süß erschrocken,
Ihr blaues Augenlicht.
Und in den Nischen allen
Erwachen Ritter und Frau;
Die alten Lieder hallen
Im weiten Fürstenbau.

Ein Morgen, roth und golden,
Hat uns den Mai gebracht;
Da trat mit seiner Holden
Der Prinz aus Waldesnacht.
Es schreiten die alten Meister
In hehrem, stolzem Gang,
Wie riesenhafte Geister,
Mit fremdem Wundersang.

Die Thäler, schlummertrunken,
Weckt der Gesänge Lust;
Wer einen Jugendfunken
Noch hegt in seiner Brust,
Der jubelt, tiefgerühret:
„Dank dieser gold'nen Früh',
„Die uns zurückgeführet
„Dich, deutsche Poesie!"

Die Alte sitzt noch immer
In ihrem Kämmerlein!
Das Dach zerfiel in Trümmer,
Der Regen drang herein.
Sie zieht noch kaum den Faden,
Gelähmt hat sie der Schlag;
Gott schenk' ihr Ruh in Gnaden
Bis über den jüngsten Tag.

Eine der schönsten Allegorien ist folgende von Pfeffel, in welcher er die französische Revolution unter dem Bilde eines das Meer befahrenden Schiffes darstellt:

Ein Schiff, das lang' im Ocean
Vor andern stolz hervorgeraget,
Ward endlich vom fatalen Zahn
Des Seewurms und der Zeit durchnaget;
Doch blieb der Kiel noch gut daran.
Der Schiffsherr, wie die Handschrift saget,
Ein braver Mann, gab das Gebot,
Den alten Schaden auszuheilen.
Sogleich griff alles zu den Beilen,
Der kluge Kopf, der Idiot*),
Der Gauner, alles wollte zimmern;
Statt auszubessern, eilte man,
Das ganze Fahrzeug zu zertrümmern,

*) Der Unwissende.

Und, um nach einem eignen Plan
Ein neues Kunstwerk aufzubauen,
Ließ man das Holz im Ausland hauen.
Der Schiffsherr sah den regen Schwarm
Mit Gram und ahnendem Entsetzen;
Allein gelähmet war sein Arm;
Er mußte sich noch glücklich schätzen,
Daß man ihm Rang und Namen ließ.
Nun war das seltne Werk vollendet,
Das man, von seinem Glanz geblendet,
Des Erdballs achtes Wunder hieß.
Es läuft in's Meer; die Segel blähen
Sich rauschend auf; die Wimpel wehen;
Vom wilden Hussa bebt das Land.
Allein schon in der ersten Stunde
Warf es ein Windstoß an den Strand,
Und der Patron ging mit zu Grunde.
Das Schiffsvolk hatte mit der Fracht
Auf eine Sandbank sich geborgen,
Und war nun mit vereinten Sorgen
Auf einen neuen Bau bedacht.
Es wußte nicht recht, was es wollte;
Nur kam es dahin überein,
Daß künftig kein Patron mehr sein,
Und jeder Bootsknecht steuern sollte.
Doch bald entstand ein ärg'rer Strauß
Als jener, der die Baugenossen
Zu Babel schied. Das schwarze Haus
Der Furien ward aufgeschlossen;
Es spie ein Heer von Würgern aus,
Die täglich Ströme Bluts vergossen.
Der Werft, mit der Verwüstuug Graus,
Mit Leichen ohne Zahl bedecket,
Glich einem großen Opferherd,
Und dennoch ward der Bau vollstrecket.
Ein Machwerk, ganz d e s B e r g e s werth,
Der diesen Maulwurf ausgehecket.
Die Bauherr'n jauchzten hoch, allein
Eh' man dem stets empörten Meere
Die lecke bleierne Galeere
Vertraute, sah'n die Klügsten ein,
Sie würde niemals segeln können,
Und faßten muthig den Entschluß,
Den ganzen Plunder zu verbrennen.
Der Machtstreich reizte den Verdruß

Des Pöbels unter den Matrosen.
Doch er besann sich bald und schnitt
Sich aus dem Rest der Segel Hosen.
Im Essen kommt der Appetit;
So ging es diesen Architekten.
Ein Stoß von neuen Bauprojekten
Ward aufgetischt. Man schrie, man stritt
Zwar auch; doch ging mit raschem Schrit
Der Schiffsrath dieses Mal zu Werke,
Und eh' man sich's versah, entstand
Ein Ideal, das größ're Stärke
Mit größ'rer Leichtigkeit verband.
Das Schiffsvolk gab fünf Steuerleuten
Entzückt das Ruder in die Hand,
Und träumte lauter gold'ne Zeiten.
Nun schoß das Fahrzeug hoch und hehr
Beim Schall der Zinken und Posaunen
Vom Stapel in das off'ne Meer.
Die ganze Welt sah mit Erstaunen
Den furchtbar schnellen Riesenlauf,
Und weil es sich auf's Kapern legte,
So bracht' es manchen Fischzug auf,
Der fremder Kaper Haß erregte.
Doch weder durch vereinte Macht,
Noch durch der List verborg'ne Schlingen
Gelang es ihnen, es zu zwingen.
Oft hat die Zwietracht schon vollbracht,
Was nie der äuß're Feind vermochte;
Sie schlich an der Piloten Herd,
Wo sie das Gift der Herrschsucht kochte.
Der Taumelkelch ward ausgeleert.
Die Herr'n begannen sich zu schlagen
Und gar vom Steuer wegzujagen;
Auch mancher Bootsmann, selber werth
Pilot zu sein, ward ausgetrieben.
Das Schiff wird überall bedroht,
Schon fassen es die scharfen Zacken
Der ausgeworf'nen Enterhaken;
Schon wühlt die Fluth in seinem Schooß;
Schon hebet des Verderbens Loos
Sich aus der Urne des Geschickes;
Als aus dem fernen Orient
Ein Sohn des Sieges und des Glückes
Schnell wie ein Gott die Wolken trennt,
Die Feinde schrecket, den Despoten

Die Arme lähmt, und den Heloten*)
Die Menschenrechte wieder schenkt.
Er stellt sich muthig an das Steuer,
Das er mit weiser Stärke lenkt;
Noch knirrscht, noch schäumt das Ungeheuer
Der Zwietracht um sein waches Ohr,
Noch recket hinter seinem Schleier
Der Haß den schwarzen Kamm hervor.
Doch er, bewehrt mit Herkuls Keule,
Steht fest, wie des Pompejus Säule**),
Auf die er seinen Namen schrieb.
Das wunde Schiff ward in der Eile
Zur Noth, und wie mit einem Hieb,
Auf off'ner See jetzt ausgebessert.
Die Kraft des Ruders ward vergrößert,
Das in der Hand des Retters blieb. —
Wird er mit seinem schönen Loose
Vergnügt als oberster Matrose
Den schlausten Feind, den Herrschertrieb,
Im eignen Busen stets bestreiten,
Und, von den Klippen unzerschellt,
Das Fahrzeug in den Hafen leiten:
So ist er, traun! der erste Held
Der alten und der neuen Welt.

Hier, Leser, bin ich stehn geblieben;
Zwar fand in meiner Chronika
Sich noch ein Blatt; doch siehe da!
In Ziffern war der Rest geschrieben.

7. Die Vision.

In der Vision werden entweder abwesende Personen und Dinge, oder Verstorbene, Geister, Engel als gegenwärtig dargestellt, und meistentheils auch redend eingeführt.

Eine solche Vision finden wir im 1sten Akt der Jungfrau von Orleans von Schiller.

Ich bin nur eines Hirten niedre Tochter
Aus meines Königs Flecken Domremi,

*) So hießen die Sclaven in Sparta.
**) Eine hohe Säule an der Küste Aegyptens.

Der in dem Kirchensprengel liegt von Toul,
Und hütete die Schafe meines Vaters
Von Kind auf. — Und ich hörte viel und oft
Erzählen von dem fremden Inselvolk,
Das über Meer gekommen, uns zu Knechten
Zu machen, und den fremdgebor'nen Herrn
Uns aufzuzwingen, der das Volk nicht liebt,
Und daß sie schon die große Stadt Paris
Inn' hätten und des Reiches sich ermächtigt.
Da rief ich flehend Gottes Mutter an,
Von uns zu wenden fremder Ketten Schmach,
Uns den einheim'schen König zu bewahren.
Und vor dem Dorf, wo ich geboren, steht
Ein uralt Muttergottesbild, zu dem
Der frommen Pilgerfahrten viel geschehn;
Und eine heil'ge Eiche steht daneben,
Durch vieler Wunder Segenskraft berühmt.
Und in der Eiche Schatten saß ich gern,
Die Heerde weidend; denn mich zog das Herz.
Und ging ein Lamm mir in den wüsten Bergen
Verloren, immer zeigte mir's der Traum,
Wenn ich im Schatten dieser Eiche schlief.
— Und einstmals, als ich eine lange Nacht
In frommer Andacht unter diesem Baum
Gesessen, und dem Schlafe widerstand,
Da trat die Heilige zu mir, ein Schwert
Und Fahne tragend, aber sonst wie ich
Als Schäferin gekleidet, und sie sprach zu mir:
„Ich bin's. Steh' auf, Johanna! Laß die Heerde!
„Dich ruft der Herr zu einem anderen Geschäft!
„Nimm diese Fahne! Dieses Schwert umgürte dir!
„Damit vertilge meines Volkes Feinde,
„Und führe deines Herren Sohn nach Rheims,
„Und krön' ihn mit der königlichen Krone!"
Ich aber sprach: wie kann ich solcher That
Mich unterwinden, eine zarte Magd,
Unkundig des verderblichen Gefechts?
Und sie versetzte: „Eine reine Jungfrau
„Vollbringt jedwedes Herrliche auf Erden,
„Wenn sie der ird'schen Liebe widersteht.
„Sieh' mich an! Eine fromme Magd, wie du,
„Hab' ich den Herrn, den göttlichen, geboren,
„Und göttlich bin ich selbst!" Und sie berührte
Mein Augenlid, und als ich aufwärts sah,
Da war der Himmel voller Engelknaben;

Die trugen weiße Lilien in der Hand,
Und süßer Ton verschwebte in den Lüften, —
Und so drei Nächte nach einander ließ
Die Heilige sich sehn, und rief: „Steh' auf, Johanna!
„Dich ruft der Herr zu einem anderen Geschäft!"
Und als sie in der dritten Nacht erschien,
Da zürnte sie, und scheltend sprach sie dieses Wort:
„Gehorsam ist des Weibes Pflicht auf Erden;
„Das harte Dulden ist ihr schweres Loos;
„Durch strengen Dienst muß sie geläutert werden;
„Die hier gedienet, ist dort oben groß."
Und also sprechend, ließ sie das Gewand
Der Hirtin fallen, und als Königin
Der Himmel stand sie da im Glanz der Sonnen,
Und gold'ne Wolken trugen sie hinauf,
Langsam verschwindend in das Land der Wonnen.

---

8. Das Räthsel, die Charade, der Logogryph, das Anagramm und das Akrostichon.

Alle fünf Formen sind leichte Spiele des Witzes*), ohne einen hohen poetischen Werth zu haben.

Das **Räthsel** gibt die wesentlichen Merkmale eines Gegenstandes an, ohne diesen zu nennen, und verlangt, daß man denselben errathen soll. Die Merkmale müssen so sein, daß sie zusammengenommen nur auf diesen einzigen Gegenstand passen, doch aber ihn nicht sogleich errathen lassen. Z. B.

Groß und einsam schweb' ich in den Lüften,
Doppelt leb' ich in den Felsenklüften;
Dieses Erdenrund berühr' ich nicht.
Klein erblickst du mich am blauen Himmel,
Kleiner noch im Sterngewimmel,
Doch am größten, wenn dein Mund von Leichen spricht.

*) Unter **Witz** versteht man die Fähigkeit, zwischen zwei ungleich scheinenden Gegenständen eine Aehnlichkeit herauszufinden. Unter den obigen Epigrammen enthalten die meisten Witz, z. B. das 32ste, wo zwischen einer Henne, die Eier legt, und einer Frau, die Almosen austheilt, eine Aehnlichkeit angegeben wird, nämlich daß beide es mit Geräusch und Aufsehen verrichten.

Unter Menschen suchst du mich vergebens,
Weil ich nur der Anfang jedes Lebens,
Und von jedem Ziel das letzte bin.
Ohne mich wär' Lalage voll Mängel;
Selbst die Engel wären keine Engel,
Und dies Räthsel hätte keinen Sinn.

(Der Buchstabe L.)

Ich bin nicht breit, hoch aber wie die Ceder,
Hoch wie der Münster dort am Rhein.
Vom deutschen Volke kennt mich Jeder;
So rathe denn, wer ich mag sein!
Ich bin ein Graf, sobald ich nur geboren,
Bin Fürsten gleich, sobald ich Meister bin,
Und hast du gar ein Amt für mich erkoren,
Sinkst du in Demuth vor mir hin.
Drum muß besonders ich in Acht mich nehmen,
Den leisesten Verrath nicht zu begehn;
Du brauchst dich des Verrathes kaum zu schämen,
So ist's bei mir schon um den Kopf geschehn.
Und kommst du einmal heim zu mir gegangen,
Reich' ich dir uns'res Deutschlands Götterwein.
Nur ein Gericht, das wirst du nicht verlangen,
Sonst möchten Raben uns're Gäste sein.
Auch kann ich dir vom Kriege Manches sagen:
Wie einst ich an der Kirche stand,
Als Friedrich seine Schlacht geschlagen.
Doch reicht die Zeit mir freundlich ihre Hand,
Dann, Freunde, schmückt euch nur mit Myrtenkränzen;
Dann leg' ich Graf- und Fürstentitel ab,
Und knüpfe, unter frohen Jubeltänzen,
Ein festes Band bis an das Grab. (Von Houwald.)

(Die Sylbe: hoch.)

Die Charade unterscheidet sich nur dadurch vom Räthsel, daß zuerst die einzelnen Sylben des Worts (meist ein zusammengesetztes) bezeichnet werden, und dann erst das Ganze beschrieben wird. Ein Fehler ist es, wenn eine Charade auf mehr als Ein Wort angewendet werden kann, oder wenn das Errathen zu leicht gemacht ist.

An meine kleine Caroline (v. C. B.).

O möchtest du des Ganzen dich erfreun,
Das man bei Kindern kaum so selten jetzt noch findet,

Und frei von dessen zweiter Sylbe sein,
Bis freundlich dich der Tod mit seiner Hand umwindet.
Hast du die erste nicht auch ohne Wink schon aufgefunden?
Sie sagt das Gegentheil von dem, womit man sie verbunden.

(Unschuld.)

Erkennest du die Eigenschaft
Der ersten Sylbe an den Dingen,
Die man dir auflegt, suche nur die Kraft,
Die dir die zweite nennt,
Und du wirst sie vollbringen. —
Errathet ihr die Dulderin,
So kommt in ihrer Wohnung Schatten,
Ihr Lebensmüden, Lebenssatten,
Und sinkt an ihren Busen hin.
Seht, sie umfängt mit stillen Zähren
Wie euch, so euren heißen Schmerz,
Und kann sie Hilfe nicht gewähren,
So lächelt doch das kranke Herz,
Wenn sie das nahe Grab ihm zeigt,
Wo unter schaurigen Cypressen
Ein süßes, ewiges Vergessen
Die Friedenspalme niederbeugt. (Von Caroline Kl.)

(Schwermuth.)

In jeder Gegend, wo man Axt und Richtscheit kennt,
Siehst du die erste Sylb' entstehen.
Die Pflanze, welche dir die zweite Sylbe nennt,
Muß ganz aus ihrer Hülle gehen,
Eh' man sie nützt. Ein Theil der ersten ist die dritte,
Und Mädchen, die der Häuslichkeit
Und stillem Fleiße sich nach alter deutscher Sitte
Mit Unbefangenheit geweiht,
Die liefern gern den Stoff zum Ganzen,
Statt sich auf Bällen krank zu tanzen. (Von C. V.)

(Hausleinwand.)

Der Logogryph ist gleichfalls ein Räthsel, aber ein zusammengesetztes. Es wird nämlich nicht nur Ein Wort beschrieben, sondern durch das Hinweglassen oder Hinzusetzen einzelner Buchstaben werden neue Wörter gebildet, die gleichfalls zum Gegenstande des Räthsels gemacht werden.

Das Ganze verkündet auf freundlichen Auen
Den Fleiß rascher Mädchen und häuslicher Frauen;

Doch einen Buchstaben entziehe dem Worte,
Und dann — ach! man trägt es beweint bis zur Pforte,
Die schmerzlich den Auen es ewig verschließt,
Wenn gleich auch das Herz es wohl nimmer vergißt. —
Und nimmst du vom Worte noch einen Buchstaben —
Ein Baum dann, vor vielen im Walde erhaben,
Der gern oft mit Kühlung den Müden erquickt,
Steht vor dir, mit Würde und Hoheit geschmückt.
Doch trenne vom Baume, der, wenn er nach Jahren
Das selbst wird, was jene zwei Sylben erst waren,
Das zweite zur ewigen Ruhe umfaßt,
Das erste und letzte der Zeichen, so hast
Du endlich ein Wörtchen, — verlaß dich auf mich —
Was Keiner dir besser enträthselt als ich.

(Gleiche. Leiche. Eiche. Ei.)

Das Anagramm ist ein solches Räthsel, welches ein Wort bezeichnet, das durch Versetzung der Buchstaben zu einem andern Worte wird, und dann zu einem neuen Räthsel Stoff giebt.

Drei Sylben — o geliebte Wohnung! —
Oft in der Fremde dacht' ich dein,
Und wünschte mir nichts zur Belohnung,
Als umgekehrt die drei zu sein.
Daß man das Wort noch mehr muß lieben,
Hat Iffland und ein Freiherr es geschrieben,
Hat Iffland drin der deutschen Welt
Zwei wack're Deutsche dargestellt*).

(Vaterhaus. — Hausvater.)

Das Akrostichon ist ein jedes Gedicht, das so eingerichtet ist, daß die Anfangsbuchhaben der Zeilen, zusammengelesen, ein Wort oder mehrere Wörter bilden, die in Bezug auf das Gedicht stehen. Nachstehendes Akrostichon wurde auf eine beliebte Schauspielerin in Berlin, Johanna Eunike, die in der Rolle der Zerline besonders gefallen hatte, gedichtet.

---

*) Iffland, Schauspieldirector in Berlin, starb 1814, und schrieb unter andern auch das Schauspiel: der Hausvater.

Ein Schauspiel unter demselben Titel dichtete auch der Freiherr von Gemmingen, gest. 1791 als würtembergischer Geheimerrath.

In Thaliens heiter'm Tempel
Opferten die Auserwählten;
Heil'ge Schauer mich ergriffen,
Als ich alle sie erblickte.
Nicht an würd'gen Priestern fehlt' es,
Noch betagten Priesterinnen;
Aber — Eine war die Krone.

Ein alter Glaube hat sich mir bewährt,
Und was der Vorzeit fromme Sage lehrt,
Neu sah ich's dort vor meinem Blick erstehn.
Ja! freundlich kehren Engel bei uns ein;
Kein irdisch Mädchen kann Zerline sein!
Ein Kind der Himmel hab' ich sie gesehn.

9. Die Endreime.

Es sind solche Gedichte, zu denen dem Dichter die Reime gegeben werden, also im Grunde eine poetische Spielerei. Der Dichter kann dabei mehr seine Gewandtheit in glücklicher Verbindung der Reime, als sein eigentliches poetisches Talent zeigen.

Das neue Jahrhundert.

(Von Aloys Schreiber, Hofrath in Carlsruhe.)

Die Parze nimmt bald eine neue Spindel,
Und Charon zimmert einen neuen Kahn,
Bald lacht, — dem Säugling gleich aus seiner Windel,
Ein neu Jahrhundert uns vom Arm des Friedens an.

Die Zeit, da die cumanische Sibylle
Beim Maro*) sang, die gold'ne Zeit beginnt.
Wir leben dann ein Leben der Idylle,
Wo jedem das Geschick ein gold'nes Fädchen spinnt.

Man kämpft nicht mehr mit Degen oder Feder,
Des Geistes Flug hemmt kein Censur-Edikt;
Der Menschensinn wird nicht von dem Katheder
Mit dunkeln Räthseln mehr in den April geschickt.

---

*) Maro ist der römische Dichter Virgil, der zu Kaiser August's Zeit lebte und den Zunamen Maro hatte. Er erwähnt in seinem Heldengedichte, der Aeneide, der Sibylle, die in einer noch vorhandenen Höhle bei Cumä, einer Stadt unweit Neapel, wohnte, und die Zukunft prophezeite.

Kein Ketzer wird gebraten und gesotten,
Auch Synagogen gönnt man Thurm und Knopf;
Es pflanzt fortan ein Jeder seine Schoten,
Und Sonntags fehlt das Huhn nicht in dem kleinsten Topf.

Es kauft kein Thor sich mehr, nebst einer Krücke,
Vom Ruhm ein Blatt aus seinem Lorbeer-Kranz;
Die Schönheit läßt dem Kahlkopf die Perücke;
Mit freiem Lockenspiel eilt sie zum Reihentanz.

Was Jeder werth ist, läßt man Jeden gelten,
Er hab' ein blondes oder Wollenhaar,
Und holt nicht mehr aus neuentdeckten Welten
Gewürz und Pocken und noch etwas Schlimm'res gar.

O schöne Zeit, komm', eile, nimm dir Flügel,
Erscheine gleich bei des Jahrhunderts Schluß,
Damit ich nicht, wie Moses, von dem Hügel
Das Eldorado*) sehn, und dann mich trollen muß!

(Eine Prinzessin von Bernburg gab dem Dichter Joh. Georg Jacobi, gest. 1814 als Professor in Freiburg im Baden'schen, folgende Wörter, um dieselben in einem Gedichte in beliebiger Ordnung anzubringen: Lichtputze, Tisch, Tarok, Spiegel, liebenswürdig, Mogul, Ahnen, Schlitten, Saturn, Karo-Aß, Marken, Herz, Eierkuchen. Er entwarf darauf folgende Verse, die freilich streng genommen keine eigentlichen Endreime enthalten:)

Das gold'ne Zeitalter.

In jener gold'nen Zeit, in der Saturn regierte,
Als noch ihr ungekünstelt Haar
Die Nymphe nur mit jungen Rosen zierte,
Und Quell und Bach ihr Spiegel war;
Als auf dem Rasen sie der Lerche Lieder weckten,
Und Marken-Schächtelchen die Tische nicht bedeckten;
Als keine Schöne noch in späten Nächten saß,
Und im Tarok bei Karo-Aß
Der Mutter Unterricht vergaß;
Als man dem Stutzer nicht auf jedes Wörtchen glaubte,
Und Pfand- und Schlitten-Recht ihm keinen Kuß erlaubte;

---

*) Nach der Entdeckung von Amerika trug man sich mit der Fabel, daß im Innern von Südamerika ein reiches Goldland sei, wo man das Gold nur vom Boden aufzuheben brauche. Dies oft gesuchte, aber nie gefundene Land nannte man El Dorado d. i. Goldland. Hier so viel als gelobtes, glückliches Land.

Als man im stillen, sichern Thal
Vergnügt den kleinen Acker nutzte,
Und kein Bedientenschwarm im weiten Marmorsaal
Auf Leuchtern von Krystall dreihundert Lichter putzte:
Da konnten die Zufriedenheit selbst Mogul's Schätze nicht versuchen.
Es saß die alte Redlichkeit
Bei schlechter Kost, bei Brot und Eierkuchen,
Und reiner Lust war jedes Herz geweiht.
Da prangte man nicht mit zerrißnen Fahnen;
Wer liebenswürdig war, bedurfte keiner Ahnen,
Verdienste wurden nicht nach Wappen abgezählt;
Allein Dich hätte man zur Fürstin doch gewählt.

Von der Prosa.

Schon oben haben wir den Unterschied der Prosa von der Poesie und das Eigenthümliche der Prosa angegeben. Sie drückt das aus, was aus unserm Verstande hervorgeht, ohne daß das Gefühlsvermögen einen lebhaften Antheil daran nimmt. Was der Verstand gedacht, die Vernunft erwogen hat, wird möglichst deutlich, aber in einer ansprechenden Form vorgetragen, damit der Verstand Andrer die Wahrheit des Gesagten einsehe. Die Prosa will also nicht zunächst auf die Einbildungskraft Andrer wirken, — darum verschmäht sie die Bildersprache, — sondern auf den Verstand, — darum bedient sie sich der eigentlichen Ausdrücke. Wenn der Dichter in einer idealen Welt sich bewegt, so nimmt der Prosaist die Welt, wie sie wirklich ist.

Alles, was zum wirklichen Leben gehört, betrifft entweder Erkenntnisse, — oder Ereignisse, — oder schriftliche Mittheilungen an abwesende Personen, — oder schriftliche Bezeichnung der Verhältnisse des öffentlichen Lebens. Daher theilt man alle Prosa ein:

1. in den Lehrstyl,
2. in den geschichtlichen Styl,
3. in den Briefstyl,
4. in den Geschäftsstyl.

Erster Abschnitt.

Der Lehrstyl.

Zum Umfange des Lehrstyls gehört alles, was zum Kreise der menschlichen Erkenntniß gehört. Zwei Eigenschaften dürfen ihm nicht fehlen: Wahrheit und Schönheit. Wir sollen nämlich nicht nur die Richtigkeit der vorgetragenen Wahrheiten einsehen, sondern auch Wohlgefallen an der Art des Vortrags empfinden. Der Hauptzweck des Lehrstyls ist allerdings zu belehren und Ueberzeugung hervorzubringen. Aber wir haben nicht blos Verstand, sondern auch Einbildungskraft und Gefühle, und diese Kräfte sind nicht so schroff von einander geschieden, daß nicht der Lehrstyl auch nebenbei die Einbildungskraft und die Gefühle berühren sollte. Doch hängt das vom Stoffe ab. Manche Gegenstände können blos den Verstand beschäftigen, z. B. die Lehren der Mathematik; andere wirken zugleich auf das Gefühlsvermögen und die Einbildungskraft, z. B. die Astronomie. Ferner hängt es von dem Zwecke des Lehrenden ab, ob er seinen Styl mit mehr oder weniger Schmuck ausstatten will. Trägt er einem Kreise von Gelehrten seine Lehren vor, so wird der Styl anders sein, als wenn er das weibliche Geschlecht, und wieder anders, wenn er Kinder belehren will. Ebenso bestimmt sein Zweck, ob er kurz oder umständlich reden soll. Je nachdem seine Zuhörer oder Leser gelehrter oder gebildeter sind, muß er auch seinen Vortrag anders einrichten.

Hier kann nur von dem Lehrstyl die Rede sein, der dem weiblichen Geschlecht verständlich sein soll. Dieser muß nicht nur alles vermeiden, was nicht zu dem Kreise dessen gehört, was dieses Geschlecht zu wissen braucht, sondern auch alle Ausdrücke und Anspielungen vermeiden, welche selbst den Gebildeten desselben unverständlich sein würden. Einen solchen Lehrstyl nennt man

den populären d. i. allgemein verständlichen. Die eigentliche Philosophie z. B. würde zu diesem Kreise nicht gehören, theils weil man dem weiblichen Geschlecht die Anstrengung des Verstandes, die nöthig ist, um dem Vortrage der Philosophie zu folgen, nicht zumuthen kann, theils weil die dabei vorkommenden wissenschaftlichen Ausdrücke unbekannt sein würden. Folgendes würde z. B. dahin gehören:

„Eine Wahrheit heißt empirisch, sofern sie auf Erfahrung gegründet ist, d. h. sofern sie darum als wahr angenommen, weil die Erfahrung das lehrt, was sie aussagt. Dagegen ist eine Wahrheit rational, sofern sie nicht auf Erfahrung beruht. Bei einer rationalen Wahrheit muß die Vernunft ohne Hilfe der Erfahrung einsehen, daß dasjenige stattfinde, was diese Wahrheit aussagt," u. s. w.

Diese Sätze sind zwar verständlich, erfordern aber eine gespannte Aufmerksamkeit des Verstandes, und möchten daher dem weiblichen Geschlechte nicht zusagen. Unverständlicher würde demselben Folgendes sein:

„Es ist nothwendig, daß die vernünftigen endlichen Wesen während der disciplinarischen Epochen ihres Daseins in Zusammenhang und unter den Einfluß eines Systems von Kräften gesetzt werden, welches mit der Gesetzgebung der moralischen Vernunft nicht harmonirt, eines Systems von Kräften, in welchem sich denselben allenthalben Reize zur Sünde entgegenstellen, hingegen keine anschaulichen Aussichten zu einer Harmonie der Glückseligkeit mit der Tugend eröffnet werden;" u. s. w.

Dagegen ist Folgendes allgemein verständlich:

Natürlichkeit.

(Aus der Anstandslehre für das weibliche Geschlecht, von der Gräfin v. Wallenburg.)

Es giebt in dem Betragen eine gewisse liebenswürdige Natürlichkeit; sie steht im Gegensatze mit dem Unnatürlichen, Gezierten, Erkünstelten und Steifen. Es kleidet Jeden, und erweckt das Wohlgefallen Anderer, wenn man sich in seinem ganzen Wesen treu an die Natur hält. Jede Abweichung von der Bahn, die sie uns vorzeichnet, beleidigt den Geschmack, das Gefühl für's Schöne, und macht einen widrigen Eindruck. Aber die Natürlichkeit, die ich Naivetät nennen möchte, ist nicht rohe, ungebildete Natur, wie wir sie bei den schlichten, ununterrichteten, ungehobelten Naturmenschen finden, wo sie uns in ihren Aeußerungen fast thierisch, nicht menschlich, widrig und abschreckend erscheint. Die Natürlichkeit, welche ich meine, ist das Product des Unterrichts, der sittlichen Disciplin, des Umgangs, der Kenntniß und richtigen Anwendung der Regeln des Anstandes. Bei ihr hat die Kunst den Charakter einer durch sie veredelten Natur erhalten.

Wir sehen mit Vergnügen ein Landmädchen, an dem wir lauter Natürlichkeit in ihrer Sprache, in ihrem Benehmen wahrnehmen; aber ihre Natürlichkeit würde sich für die gebildete Jungfrau nicht passen, sie würde zum Lächeln und Spötteln reizen, wenn sie so in einer Gesellschaft erschiene. Bei dieser hat die Natürlichkeit höhere Grade; sie verläugnet das Schickliche, das Wohlanständige nicht, und fällt nicht in das Gemeine, Rohe und Ungebildete.

Es wäre z. B. natürlich, eine uns in der Gesellschaft zugefügte Beleidigung augenblicklich zu rächen; aber es zeigte von thierischer Rohheit, von Unkultur, von Mangel an Selbstbeherrschung und gänzlicher Unkenntniß der Pflichten, die wir der Gesellschaft schuldig sind. Es ist natürlich, selbst Unreines, Schmutziges, Ekelhaftes mit dem rechten Namen, ohne Umschreibung und Verhüllung zu bezeichnen; es verstößt aber gegen die Bildung, die man von Damen erwartet, welche Ansprüche auf feinere Lebensweise machen. Dem Natürlichen muß die bessere Sitte, die Scham, das Anständige und Schickliche zur Seite gehen, es begleiten und unzertrennlich bei ihm bleiben. Wir können nicht reden, was wir wollen, nicht sitzen, stehen und gehen, wie wir wollen, so natürlich dies auch wäre; der Anstand schreibt andere Gesetze vor, und übertreten wir sie, so fallen wir in's Grobe, Gemeine und Pöbelhafte. Ein großer Gelehrter, wenn ich Rousseau*) so nennen darf, meinte auch, es

---

*) Jean Jacques Rousseau war 1712 in Genf geboren, der Sohn eines Uhrmachers. Schon als Knabe hatte er seinen Geist durch fleißiges Lesen gebildet. Auch er sollte Uhrmacher werden; aber er entlief, 16 Jahr alt, seinem harten Lehrherrn, und wurde in Turin Bedienter, bis er zufällig an der Tafel seines Herrn seine höhere Bildung einmal verrieth. Sein Herr entließ ihn beschenkt, und nun lebte er auf dem Gute einer wohlthätigen Dame den Wissenschaften und der Beobachtung der Natur. Dreißig Jahr alt ging er nach Paris. Hier sah er auf der einen Seite die Schwelgerei der Reichen und auf der andern die Armuth des niedrigen Volks, und dies empörte ihn so, daß er den bittersten Haß gegen die damals bevorrechteten Stände faßte. Nur im Zustande der Natur, meinte er, könnte der Mensch glücklich leben; jede Verfeinerung aber wäre sein Unglück. Ja er behauptete im Ernste, daß die Wissenschaften und Künste alles menschliche Elend hervorgebracht hätten. Das zog ihm Spott und Verfolgung zu, so daß er genöthigt war, Paris zu verlassen. Er ging nach Genf, kehrte aber bald wieder nach Frankreich zurück, und wohnte im Dorfe Montmorency bei Paris, wo er seine beiden berühmtesten Werke schrieb: die neue Heloise, und Emil oder über die Erziehung. Das letztere, das bei vielem Trefflichen freilich auch manche sonderbare Behauptung enthält, wurde von der Geistlichkeit angegriffen, vom Scharfrichter verbrannt, und er war genöthigt, nach Genf zu fliehen. Aber auch hier wollte man ihn nicht dulden. Er ließ sich im Kanton zu Neufchatel nieder. Doch auch hier ließ man ihm keine Ruhe. Die Bauern warfen ihm, vom katholischen Geistlichen dazu aufgewiegelt, die Fenster ein. Friedrich der Große ließ ihm Schutz und Unterstützung anbieten. „Nein!" sagte Rousseau, „ich habe übel vom Könige geredet, und kann daher keine Wohlthaten von ihm annehmen." Jetzt wohnte er auf der kleinen Petersinsel im Bieler-See. Aber auch von da vertrieb ihn die berner Regierung. Er nahm darauf nach England seine Zuflucht, und lebte hier eine Zeit lang glücklich und geehrt. Doch sein Menschenhaß ließ ihm keine Ruhe. Ein Freund verschaffte ihm eine Pension vom Könige; darüber wurde er wüthend, brach mit seinem Freunde, und hielt sich für entehrt und von der ganzen Welt verfolgt. Dabei war er ein kindlich-gutmüthiger Mensch. Er ging einmal lange Zeit nicht aus dem Hause, weil sich zwei Schwalben in seinem Schlafzimmer ein Nest ge-

sei dem Menschen natürlich, auf Händen und Füßen zu gehen; aber man fand das doch zu natürlich, thierisch, und erlaubte es nur Kindern in der Kinderstube, als Vorübung, um auf zwei Füßen gehen lernen zu können. Man kann es also mit der Natürlichkeit übertreiben, und sich dadurch sehr widrig auszeichnen.

Das Affectirte, Gezierte, künstlich Abgemessene, Erzwungene in dem Ton der Stimme, im Mienenspiel, in dem Gange, in den Bewegungen, in den Reden, zeigt Mangel an wahrer Bildung, ist abgeschmackt, und wird, wenn es einen hohen Grad erreicht, lächerlich. Es legt dem, der so Einfachheit und Natur verleugnet, einen großen Zwang auf. Die Natürlichkeit hingegen, die veredelte, ist frei, zwanglos, ohne Ziererei; sie gefällt, eben weil sie natürlich ist.

Zu dieser Natürlichkeit bist du erzogen. Deine Miene spricht das natürliche Gefühl aus, das dein Herz bewegt; du modelst sie nicht nach einer besondern Kunst, und schreibst gleichsam so eine andere Schrift auf dein Gesicht, als auf ihm stehen muß. Wenn es in deinem Innern lacht, so funkelt die Fröhlichkeit aus deinen Augen; sie ist keine erborgte, nachgemachte Heiterkeit. Deine Sprache hat einen natürlichen Ton, und nicht ängstlich gewählt sind zierliche Worte, mit denen du deine Gedanken und Gefühle bezeichnest. Du spielst keine gelernten Theaterrollen, und sinkst nicht in Ohnmacht, wenn Unerwartetes dich erschüttert, was man mit Ruhe ertragen muß. Es sprudelt bei dir nicht in Entzückungen über, wenn du dich mit einem und über einen freust. In deinen körperlichen Bewegungen herrscht nichts Steifes und Geziertes, aber auch nichts Gemeinnatürliches, sondern die veredelte, nach den Gesetzen des Anstandes gebildete und gewöhnte Natur. Nicht glaube ich dir zu schmeicheln, wenn ich die edle Natürlichkeit an dir rühme, die selbst in der Anordnung deiner Kleidung und deines Putzes sichtbar ist. Nie wirst du jenes tadelnswerthe Natürliche, was nur Rohheit, ein verwildertes Wesen, eine plumpe Geradheit ist, was Alles stößt und umläuft, eines gebildeten und wohlerzogenen Menschen würdig finden. Nur Mißfallen kann es erregen. Es stehen viele Jungfrauen in dem Wahne, daß sie um so mehr gefielen, je natürlicher sie wären; aber sie mögen bedenken, daß sie ohne die Kultur geistiger Kräfte, ohne zartes Schicklichkeitsgefühl, ohne Sittenbildung es nicht sein können, wie man es sein muß. Sie verkennen den wahren Charakter einer liebenswürdigen Naivetät, und fallen so mit der beliebten Natürlichkeit in's Gemeine, Platte, was sie verunziert.

---

macht hatten; „denn," sagte er, „ich muß alle Augenblicke den unschuldigen Thierchen das Fenster aufmachen, damit sie hinaus und herein können." Er lebte nun in Paris von Notenabschreiben sehr kärglich, und doch nahm er es sehr übel, wenn man ihm mehr dafür geben wollte, als er verlangte. Zuletzt bezog dieser sonderbare Mann ein Landhaus in Ermenonville bei Paris, wo er 1778 lebenssatt, plötzlich starb.

Ebenso folgendes (aus Rosaliens Vermächtniß von Glatz, gest. 1831 als Consistorialrath in Preßburg):

Sanftmuth.

Dem Manne gab die Natur Kraft, Muth und Stärke. Er hat in der Außenwelt oft viel zu kämpfen, um das Ziel zu erreichen, das er sich vorgesteckt hat. Seine Geschäfte erfordern nicht selten Anstrengung und festen unerschütterlichen Sinn, seine Pflichten für Gott und Vaterland schwere Aufopferungen, Selbstverleugnung, heroischen Geist. Dem Manne von eisernem Sinn und fester Entschlossenheit gebührt Ehre, und wir werden ihm manche Härte und Sprödigkeit in seinem Charakter leicht verzeihen. Er ist bestimmt, durch Männlichkeit und herrischen Muth zu gebieten.

So nicht das Weib. Nicht mit Unrecht heißt unser Geschlecht das schwächere. Feiner und zarter sind seine Nerven, subtiler sein ganzer Körperbau. Auf andern Wegen und durch andre Mittel soll ein weibliches Wesen zur Herrschaft gelangen, als der Mann: durch lieblichen, freundlichen Sinn und weibliche Sanftmuth soll es für sich gewinnen und die Herzen der Männer regieren.

Das Weib, das auf eine andere Weise sich bemerkbar machen will, weicht offenbar von dem Wege ab, den ihm die Natur selbst angewiesen hat. Es giebt so manche unsers Geschlechts, die mit aller Absicht sich dem Männlichen nähern, durch ein gleichsam heroisches Wesen sich auszuzeichnen, und durch ein ungeschmeidiges, herrisches Benehmen den Ruf eines großen, hohen Geistes zu erwerben wünschen. Amazonen dieser Art haben nie ihr Glück gemacht. Weder Weib, noch Mann, schwankten sie unaufhörlich als Mittelding umher, ungeachtet, ungeliebt, und sehr oft ein Gegenstand des Spottes und harten Tadels. Aber so rächt sich die beleidigte Natur!

Nie wirst du es vergessen, theure Amanda, daß weibliche Wesen auf Erden schöne Milde, fromme Geduld, freundliche Nachgiebigkeit und Sanftheit der Sitten darzustellen bestimmt sind. Dies ist ihr schöner Beruf, dies das Element, in welchem sie leben und freudig wirken sollen. Er sei auch dir stets gegenwärtig und heilig, dieser Beruf! Harte, ungefällige Sitten meide mit aller Sorgfalt. Ungefügigkeit und spröde Unbiegsamkeit macht bei dem Weibe immer einen widerlichen Eindruck. Dich ziere immerfort ein weibliches, sanftes Wesen. Fahre Niemanden mit harter Rede an, sondern gewinne für dich durch milde, liebreiche Worte. Gerathe nie in tobende Leidenschaft, sondern behaupte allezeit einen rein-milden Sinn. Vertheidige dich nie mit ungestümer Heftigkeit, sondern mit edler, sanfter Wärme. In deinem ganzen Wesen und Benehmen offenbare sich der Geist weiblicher Sanftmuth. Dies ist der Natur gemäß, und du wirst dadurch nicht nur selbst das meiste gewinnen, sondern auch Andre beglücken, und die Freuden des Lebens vermehren, wozu du gerade bestimmt bist.

Bescheidenheit.

Es giebt einen edleren Stolz, von dem man wünschen muß, daß er das Eigenthum eines jeden Menschen wäre. Er gehet aus dem Gefühl unserer Würde hervor, und diese beruht wieder auf dem Bewußtsein eines durchaus guten Willens und edler Bestrebungen. Wer einzig und allein das Rechte will, und im Guten lebt und webt, erscheint in seinen eignen Augen achtungswürdig, und wird empört, wenn ihm das Laster zumuthet, die Bahn desselben zu betreten. Er ist zu stolz, um sich zu dem herabzulassen, was niedrig und unsittlich ist. Ein solcher Stolz sei auch dir eigen, liebe Amanda! Fühle es stets, daß der Mensch zum Höheren geboren sei; und wirst du zu Handlungen gereizt, die deine Vernunft und dein Gewissen nicht billigen können, so rege sich in dir jener edlere Stolz, der alles verachtet, was ungerecht und böse ist.

Uebrigens gleiche dem Veilchen, das in stiller Bescheidenheit blüht, und Wohlgeruch um sich her verbreitet. Man verträgt es schon bei einem Manne nicht leicht, wenn er sich zu sehr hervordrängt, auf seine Kraft und Wissenschaft pocht, und es darauf anlegt, sich bemerkbar zu machen. Bei dem weiblichen Geschlechte findet man so etwas noch unverzeihlicher; hier erwartet man immer edle Bescheidenheit und Anspruchslosigkeit. Die Frauen sind nicht dazu bestimmt, Aufsehen zu erregen; eine stille Wirksamkeit hat ihnen die Vorsehung angewiesen; geräuschlos und bescheiden sollen sie ihren Lebenspfad fortwandeln. Sie verlieren dabei nicht das Geringste. Denn ihr bescheidnes, anspruchsloses Wesen ist eine Perle mehr in dem Kranze der Schönheit, mit welchem sie die Natur zu schmücken pflegt. Ihre Liebenswürdigkeit erhält gerade durch einen edlern, bescheidnern Sinn einen großen Zusatz, da hingegen Unbescheidenheit und Uebermuth ihr ganzes Wesen entstellt, und ihrer Herrschaft über die Herzen der Menschen ungemeinen Eintrag thut.

Sei daher bescheiden in deinen Reden und Urtheilen meine Tochter! So wenig ich stumme Mädchen liebe, die in gesellschaftlichen Kreisen an dem Gespräche keinen Antheil nehmen, so sehr sind mir diejenigen zuwider, die sich ein vorlautes Wesen angewöhnt haben, immer nur allein sprechen, und dadurch das Vorurtheil von sich erregen wollen, als besäßen sie eine ausgezeichnete Bildung des Geistes. Sind sie vollends keck und unvorsichtig in ihren Urtheilen über Andere, so verdienen sie mit Recht den Tadel, den sie sich in der Regel zuziehen. Wüßten dergleichen unbescheidene Frauenzimmer, welche üble Eindrücke sie gewöhnlich durch ihr anspruchsvolles Wesen auf Andere machen, und wie nachtheilig sie deshalb beurtheilt werden, sie würden — schon ihres eignen Vortheils wegen — behutsamer und bescheidner in ihren Reden und Urtheilen sein. Nichts ist häßlicher in der That, als ein sich vordrängendes, schnippisches Mädchen!

Du, liebe Amande, wandle auch in dieser Hinsicht die Mittelstraße. Nimm Antheil an allen geselligen Unterhaltungen, sprich und urtheile unbefangen, und belebe dadurch das Gespräch, aber sei nie vorlaut, urtheile nie über Dinge, die du nicht gründlich verstehst, und bist du in Gesellschaft von

älteren einsichtsvolleren und erfahreneren Personen, so höre lieber zu, als daß du viel mitsprächest. Bist du anderer Meinung als sie, so widersprich ihnen niemals mit Eigensinn; bescheide dich, in deinen Ansichten vielleicht zu irren, und theile höchstens deine Meinung in aller Bescheidenheit mit. Es macht einen widrigen Eindruck, wenn junge Personen sich mit älteren und erfahreneren in einen Streit einlassen und Alles besser wissen wollen. Das thue du nie, liebe Tochter!

In deinem ganzen Benehmen gegen Andere lege immer und überall ein bescheidnes Wesen an den Tag. Ohne schüchtern und kleinmüthig zu sein und deiner Würde etwas zu vergeben, wandle unter deinen Freundinnen und überhaupt unter denen, mit denen du in näherer oder entfernterer Verbindung lebst, als ein Wesen, das von seinen Vorzügen keine übertriebenen Vorstellungen hat, und die Vorzüge Anderer zu bemerken und zu schätzen versteht. Du wirst vielen Neckereien und Verdrießlichkeiten entgehen, wenn du dich davor in Acht nimmst, die Aufmerksamkeit Anderer zu sehr auf dich zu ziehen, oder dich unbescheiden vorzudrängen. Je bescheidner du in deinem ganzen Benehmen bist, desto mehr Liebe, Achtung und Zutrauen werden dir deine Nebenmenschen beweisen.

Zweiter Abschnitt.

Der geschichtliche Styl.

Alles, was außer uns in der Welt geschieht, trägt der geschichtliche Styl vor, also alle Thatsachen und Ereignisse, alles, was zum Kreise der Erfahrung gehört, während der Lehrstyl mit dem, was in uns ist, mit unsern Vorstellungen und Begriffen, sich beschäftigte. Auch hier sind Wahrheit und Schönheit zwei Hauptgesetze. Alles, was der geschichtliche Styl darstellt, muß wirklich geschehen sein; sonst gehört es nicht in's Gebiet der Prosa, - sondern der Poesie (Fabel, Mährchen, Parabel, Roman, Novelle, Drama). Ebenso muß der Styl schön sein, d. h. um sein selbst willen gefallen, und so lebendig, daß der Leser oder Zuhörer ein möglichst deutliches Bild von dem geschilderten Gegenstande erhält. Noch mehr als bei dem Lehrstyl wird hier die Einbildungskraft und das Gefühl in Bewegung gesetzt. Wie weit der Geschichtschreiber auf den Verstand seiner Leser, oder zugleich auf Einbildungskraft und Gefühl einwirken soll, hängt wieder, wie bei dem Lehrstyl, von seinem Zwecke ab; anders wird er für Erwachsene, als für Kinder, anders für Gelehrte als für Ungelehrte, anders für Gebildete als für Ungebildete schreiben.

Zum ganzen Kreise der Erfahrung gehören aber theils bereits vergangene Thatsachen, theils noch gegenwärtige Erscheinungen. Die Vergangenheit wird erzählt, die Gegenwart beschrieben. Danach theilt man den historischen Styl ein:

I. in Erzählung, und
II. in Beschreibung.

I. Der erzählende geschichtliche Styl.

Er umfaßt also alles, was in das große Reich der Vergangenheit gehört, also alle Ereignisse, die sich auf der Erde zutragen, alle Veränderungen, die auf der Erde vorgingen. Diese Ereignisse und Veränderungen können aber entweder die eigentliche Natur, oder den Menschen insbesondere betroffen haben. Daher gehört dahin

1. Die Naturgeschichte.
2. Die Menschengeschichte.

1. Die Naturgeschichte.

Darunter verstehn wir nicht das, was man gewöhnlich, aber sehr unrichtig, so nennt, nämlich eine Beschreibung der Thiere, Pflanzen und Mineralien, sondern die Erzählung von den Veränderungen, welche in der Natur vorgegangen sind. Sie erzählt, wie sich die Oberfläche der Erde nach und nach verändert habe, wie hier Land, dort Meer entstanden sei; sie spricht von den Ueberschwemmungen, den verschiedenen Erdbeben und andern vulkanischen Ereignissen, von der Entstehung neuer Inseln, vom Untergange ganzer Ländertheile, von dem Aussterben oder der Ausartung mancher Thierarten u. dergl., also eine eigentliche Geschichte der Natur.

Hier stehe eine Beschreibung des Ausbruches eines Vulkans in Island, des Skaptar-Jökul (aus Sommer's, Prof. in Prag, Gemälde der physischen Welt):

„Bereits gegen das Ende des Januars 1783 bemerkte man ungefähr 6 oder 7 deutsche Meilen südwestlich von dem die südwestlichste Spitze Islands bildenden Vorgebirge Reikianeß, im Meere Flammen, welche sich über dem Wasser zeigten. Zu gleicher Zeit erschienen daselbst verschiedene kleine Inseln, die jedoch später wieder verschwunden sind. Diese Flammen dauerten mehrere Monate, während welcher große Mengen Bimsstein und dünne Schlacken an verschiedenen Theilen der südlichen Küste angespült wurden. Erst zu Anfange des Junius verschwanden diese Flammen, und nun begann dafür der fürchterliche Ausbruch des Skaptar-Jökul, welcher fast in der Mitte der Insel, in der niedrigsten Gegend derselben, liegt, und von obiger Stelle im Meere, wo die Flammen hervorgebrochen waren, auf 45 deutsche Meilen entfernt ist. Anfangs wurden nur einzelne Erdstöße bemerkt, aber diese wurden immer häufiger und gewaltsamer, und bald erschienen, nachdem eine Menge Rauch und Dampf vorausgegangen war, drei große Feuersäulen,

welche zuerst abgesondert brannten, dann aber sich vereinigten und dergestalt vergrößerten, daß man sie 34 Meilen weit sehen konnte. Der Wind verbreitete weit umher so viel Asche und Sand, daß man am hellen Mittage nicht lesen konnte. Auch wurden große Massen Bimsstein und andere Steine umhergeschleudert. Ein häufiger Regen, mit Schwefelsäure vermischt, ätzte Hände, Gesicht und Füße unter häufigen Schmerzen, und zerfraß die Pflanzen. Am 11. Juni verschwand der große Fluß Skaptar, der auf dem Skaptar-Jökul entspringt, und seit Anfang dieses Jahres ungewöhnlich wasserreich, aber auch übelriechend gewesen war, so gänzlich, daß man an Stellen, wo man sonst nur in Booten hatte übersetzen können, jetzt zu Fuße hinübergehen konnte. Aus einer großen Erdkluft von 200 Klaftern Tiefe, in welche sich sonst der Fluß ergossen hatte, brach nun, nachdem er ausgetrocknet war, zwei Tage darauf plötzlich ein ganzes Meer von glühender Lava hervor, welches über die Ufer der Kluft trat, einen Theil des Flußbettes ausfüllte, und die ganze anliegende Gegend mit ihren Landgütern, Viehweiden, Häusern und Kirchen überschwemmte, bis es endlich im großen Thale, zwischen Gebirgen eingeschlossen und angeschwollen, diese durchbrach, und sich einen Weg nach den südöstlichen tiefern Thälern öffnete. Dorthin nun stürzte es sich mit unbeschreiblicher Gewalt, etwa wie man den Sturz des Niagara schildert, riß Felsen und Gebirgsmassen vor sich hin, und zerschellte sie mit fürchterlichem Krachen an einander. Weiterhin verbreitete sich dieses Feuermeer langsamer, aber in allen Richtungen, bis zum 16. August, und man kann sich einen Begriff von der Menge der geschmolzenen Lava machen, wenn man weiß, daß nach der Erkaltung die Schichten von 70—140 Klaftern dick gefunden wurden."

„Was diese Verwüstungen noch vermehren half, war, daß bei dem allgemeinen Brand sich auch die ältern Lavastrecken, dergleichen von früheren Ausbrüchen überall in Island in großer Anzahl vorhanden sind, allmälig entzündeten, und mit der neuen Lava fortströmten. Das Eindringen des feurigen Stroms in die Höhlungen und Spalten der alten Massen, wodurch die inwendig befindliche Luft herausgetrieben wurde, verursachte ein starkes Pfeifen und Sausen, nicht anders, als ob eine Menge ungeheurer Blasebälge im Gange wären. Nur die oberste Rinde der alten Lava blieb ungeschmolzen, und schwamm in großen Stücken, gleich Eisschollen, auf dem Strome dahin. Wo dieser ganze Strom Hügel und Klippen untergrub, da wurden diese mit der größten Heftigkeit über 100 Fuß weit in die Höhe geworfen. Zu beiden Seiten des Stromes stieg von den erhitzten Wassermassen, die den Lavafluß begleiteten, ein dicker und weißer Dampf auf, und dieses Wasser selbst trug nicht wenig bei, den Schaden, der durch den Ausbruch angerichtet wurde, zu vergrößern."

„Aber auch außerhalb der Grenzen dieser Hauptlavaströme brach in nördlicher Richtung an einer Menge anderer Stellen Feuer aus dem Boden hervor, und der sogenannte Erdbrand dauerte bis in die Mitte des Novembers. Selbst im folgenden Jahre 1784 im Sommer kamen noch hier und da einzelne Flammen und Lavaausbrüche zum Vorschein, so daß sich Reisende

vielen Punkten entweder gar nicht oder nur mit Lebensgefahr nähern konnten. Ein Bergbohrer, mit dem man die Lava untersuchen wollte, ward oft in einer Tiefe von einigen Fuß so heiß, daß man ihn mit bloßen Händen nicht mehr anfassen konnte."

„Die Zahl der durch diesen Feuerausbruch damals theils verwüsteten, theils beschädigten Höfe war 37, und von diesen konnten 23 nicht wieder bewohnt werden. Drei bedeutende Flüsse und acht kleinere waren gänzlich verschwunden."

2. Die Menschengeschichte.

Dahin gehört die Erzählung alles dessen, was durch Menschen bewirkt worden ist, und zwar sowohl das, was einzelne Menschen thaten, als was in Familien, in Gesellschaften, Staaten u. s. w. sich ereignete. Darum theilt man auch hier den großen Stoff wieder ein:

a. in Geschichte einzelner Menschen, Biographie und Charakteristik;
b. in besondere Geschichte, und
c. in allgemeine Geschichte.

a. Die Biographie und Charakteristik.

Biographie ist die Erzählung der Lebensumstände eines einzelnen Menschen. Daß man dazu nur das Leben eines merkwürdigen Menschen wählt, versteht sich von selbst. Auch hier sind Wahrheit und Schönheit unerläßliche Bedingungen. Sie darf weder ein bloßer Lebenslauf sein, d. h. eine trockne Aufzählung der Hauptereignisse eines Menschenlebens, noch auch eine Lobschrift, in der man nur das Lobenswerthe heraushebt, das Tadelnswürdige aber verschweigt, noch endlich eine Schmähschrift, die darauf ausgeht, nur die Schattenseiten eines Menschen zu zeigen, und die Lichtseiten durch Verdrehung als Schwächen und Fehler darzustellen. Die Biographie hat nicht nur die Aufgabe, das äußere Leben eines Menschen zu schildern, sondern besonders zu zeigen, wie er das geworden ist, was er nachher war. Das kann freilich in einer Selbstbiographie am besten geschehen, weil Jeder selbst am besten wissen kann, wie sein Inneres sich nach und nach ausgebildet hat; indessen muß man gegen Selbstbiographieen etwas mißtrauisch sein, weil die Eitelkeit

den Menschen so leicht verleiten kann, das ihm Nachtheilige zu verschweigen und das Ehrebringende herauszuheben. An diesem Fehler leidet freilich Matthisson's Selbstbiographie nicht, aus der wir hier den Anfang geben wollen*):

— — „Einen Monat nach dem Hintritte seines frommen Vaters, dessen Wandel der Spiegel seiner Seele war, erblickte Friedrich Matthisson neben des Vaters kaum geschlossenen Grabe das Licht am 23sten Tage des Jahres 1761. Bald mußte seine Mutter nun das große und bequeme Pfarrgebäude räumen, und sich in dem engen und unheimlichen Wittwenhause einrichten, so gut als der Umstand es nur irgend gestatten wollte, daß die arme Frau genöthigt war, nicht nur die Wohnung, sondern auch das daran stoßende Gärtchen mit der Wittwe des Vorgängers ihres verstorbenen Gatten zu theilen. Sie setzte dem lieblosen und heimtückischen Benehmen dieser Megäre, die sogar ihre sorgfältig besäeten und bepflanzten Gemüsebeete, nach dem Zeugniß der Nachbarn, mehr als einmal verwüstete, stets den sich nie verleugnenden frommen, gelassenen, aber doch festen Sinn entgegen, und erhielt so den häuslichen Frieden. Uebrigens fand sie den genügendsten Ersatz für jeden Verlust und für jedes Entbehren in den beiden fröhlich aufblühenden Kindern. Dorothea war nur um ein Jahr älter als Friedrich. Die Abgeschiedenheit, in welcher die Kleinen aufwuchsen, machte eins dem andern mit jedem Tage unentbehrlicher. Sie liebten sich mit kindlicher Schwärmerei, und nicht selten ließ die Schwester den aufrichtigen Willen laut werden, für jedes Vergehen des Bruders die Schuld auf sich zu nehmen, und statt seiner dafür zu büßen. Den ersten Unterricht im Lesen, Schreiben und Rechnen hatten die Geschwister mit der übrigen Dorfjugend gemein. Die Knaben gingen zum Cantor, die Mädchen zum Organisten in die Schule. Friedrich war bald im Stande, der Mutter, während sie sich mit Handarbeiten beschäftigte, aus der Bibel vorzulesen. Diese gab ihm aber, alles Bittens ungeachtet, das Buch niemals in die Hand, sondern bestimmte die vorzutragenden Kapitel mit kluger Auswahl. Bei der Erkennungsscene in der Geschichte Joseph's und seiner Brüder versagte dem Knaben die Stimme, und er konnte vor Schluchzen lange nicht fortfahren. Bald war es eine Belohnung musterhaften Betragens und außerordentlichen Fleißes, die Geschichte Joseph's laut lesen zu dürfen."

„An einem Frühlingsabend des Jahres 1770, als die Mutter nach der frugalen Abendmahlzeit in der Gartenlaube den Kindern so eben, wie sie oft pflegte, viel von des verewigten Vaters Kriegsreisen, mehr aber noch von seinen Tugenden erzählt hatte, brachte die Magdeburger Botenfrau einen

*) Friedrich v. Matthisson, geb. in Hohendodeleben bei Magdeburg, wo sein Vater Prediger war, war anfangs Lehrer am Philanthropin in Dessau, dann Vorleser der trefflichen Fürstin von Dessau, seit 1809 Ober-Bibliothekar in Stuttgart mit dem Titel eines Geh. Legationsrathes; er nahm 1829 seinen Abschied, und lebte seitdem in Wörlitz, dem schönen Lustschloß des Herzogs von Dessau, wo er 1831 starb.

Brief mit einem Siegel, das herrenhuthische Fahnenlamm vorstellend. „Ach! vom lieben Herrn Schwager in Salza!" war der freudige Ausruf der Gutes ahnenden Empfängerin. Friedrich's zweiter Oheim väterlicher Seite, Diaconus in der Stadt Großen-Salza, gab in diesem Schreiben den angelegentlichen Wunsch zu erkennen, des unvergeßlichen Bruders einzigen Sohn um so mehr als den seinigen betrachten zu dürfen, da er fest entschlossen sei, sich niemals zu verheirathen. Er endete mit der Versicherung, väterlich für den Knaben zu sorgen, und ihn vorzugsweise nur das lernen zu lassen, wozu er die entschiedensten Anlagen in ihm entdecken würde."

„Die Mutter, hocherfreut über die günstige Schicksalsfügung, brachte nun unverzüglich die kleine Mitgabe des, zufolge ihrer Hoffnung in jeder Hinsicht geborgenen Sohnes in Ordnung, und führte ihn selbst in die Arme seines guten Oheims, der den Pflegling mit warmer Herzlichkeit aufnahm, ebenso wie die Tante, eine schöne, ungefähr neunzehnjährige Jungfrau, welche dem Hauswesen des Bruders vorstand. Diese galt in der ganzen Gegend wegen ihres angebauten Verstandes und gebildeten Geschmacks für eine merkwürdige Erscheinung, und gar nicht mit Unrecht, wie solches unter andern auch ihre Briefe an den edlen Dichter von Köpken[1]) unwidersprechlich beurkunden. Die Schriften von Klopstock[2]), Wieland[3]), Lessing[4]), Uz[5]), Gellert[6]), Rabener[7]), Zachariä[8]) und Geßner[9]) standen in ihrer kleinen, aber erlesenen Büchersammlung oben an; dann folgten die bremischen Beiträge[10]), die Literaturbriefe[11]) und einige Erbauungsbücher von Spalding[12]), Tiede[13]), Sturm[14]) und Pazke[15]). Diese Zierde ihres Geschlechts, die in Absicht auf ächte Geisteskultur dem Zeitalter, worin sie geboren wurde, vorausgeeilt war, machte sich eine besondre Angelegenheit daraus, der Geschmacksbildung des Neffen, der sich ihr Wohlwollen in hohem Grade zu erwerben gewußt hatte, auf jede Weise förderlich zu sein. Alles, was in ihren Lieblingsbüchern sie

---

[1]) v. Köpken starb 1811 als Hofrath in Magdeburg, ein höchst liebenswürdiger Mensch und Dichter.

[2]) Klopstock starb 1803 in Hamburg. Er hatte den Charakter eines dänischen Legationsrathes. Er liegt auf dem schöngelegenen Kirchhof von Ottensen neben seiner früh verlorenen Frau, Meta, begraben.

[3]) Wieland lebte in Weimar, war Hofrath, und starb 1813 in Oßmannstädt.

[4]) Lessing war zuletzt Bibliothekar und Hofrath in Wolfenbüttel, und starb 1781.

[5]) Uz starb 1796 in Anspach als Director des burggräflichen Collegiums.

[6]) Gellert war Professor in Leipzig, gest. 1769.

[7]) Der Satiriker Rabener starb 1771 als Obersteuerrath in Dresden.

[8]) Zachariä, Professor am Carolinum in Braunschweig, gest. 1777.

[9]) Geßner, Buchhändler und Idyllendichter in Zürich, gest. 1787.

[10]) Die Bremer Beiträge zum Vergnügen des Verstandes und Witzes waren zu ihrer Zeit (um's Jahr 1750) eine sehr gelesene Zeitschrift.

[11]) Die Literaturbriefe wurden um's Jahr 1760 von Lessing herausgegeben, und enthielten geistreiche Beurtheilungen der besten neuesten Schriften.

[12]) Spalding, Oberconsistorialrath in Berlin, gest. 1804.

[13]) Tiede starb als Prediger in Schweidnitz in Schlesien.

[14]) Sturm war Prediger in Magdeburg, nachher in Hamburg.

[15]) Pazke Prediger in Magdeburg.

des Knaben Fassungsvermögen irgend nur angemessen glaubte, mußte dieser, nach vollbrachtem Tagewerk in der Stadtschule, theils vorlesen, theils abschreiben, und mitunter auch auswendiglernen. So wußte er in kurzer Zeit mehrere von Gellerts Erzählungen und Geßner's Idyllen mit Geläufigkeit und, nach dem Urtheile der Tante, nicht ganz ohne Gefühl und Ausdruck herzusagen. Mit solcher heitern Gedächtnißübung trat eine andere in etwas nebelhaften Contrast. Der Oheim, ein redlicher, pflichtgetreuer, gelehrter und kanzelberedter, nur durch immer zunehmende Kränklichkeit etwas verstimmter Mann, neigte zu dem, durch die Aebte Steinmetz und Hahn von Klosterbergen[16]) ausgegangenen Pietismus[17]), und stand auch mit einigen Mitgliedern der benachbarten Herrnhuthercolonie zu Gnadau in vertrautem Umgang. Sein Pflegesohn, dem er der sorglichste und liebevollste Vater war, mußte von Zeit zu Zeit Lieder aus dem alten magdeburgischen Gesangbuche auswendig lernen, und vorzugsweise solche, worin die mystischen Symbole und Embleme[18]) der Nachfolger Zinzendorf's[19]) am wenigsten gespart waren. Dessen ungeachtet nahm er lebhaften Antheil an den Fortschritten der vaterländischen Literatur, und hatte jedes Mal große Freude, wenn Köpken, Patzke, Funk[20]), Sturm und andre gelehrte Bekannte einige Stunden unter seinem Dache fröhlich zubrachten. Da wurden denn die neuesten Bände der allgemeinen deutschen Bibliothek[21]) mit rücksichtsloser Unparteilichkeit beurtheilt, oder irgend ein vorzügliches Musenprodukt mitgetheilt. Indem der adoptirte Sohn vom Hause in einem entfernten Winkel des Zimmers dem Scheine nach sich mit etwas anderm zu schaffen machte, war er einer der aufmerksamsten Hörer dieser Verhandlungen, ungeachtet ihm wer weiß wie vieles davon dunkel und unbegreiflich vorkommen mußte. Schon damals wirkten harmonische Verse mit einer Art von Zauber auf sein Ohr, und es war ihm daher ein wahres Fest, wenn Patzke, der in Magdeburg und seinen Umgebungen für den größten Declamator galt, eine neue Ode von Ramler vortrug."

„Des Oheims kränkelnder Zustand ward immer bedenklicher. Die Symptome der Schwindsucht zeigten sich bald unverkennbar. Er starb 1771. Die Schwester zog nun mit ihrem zum zweitenmal vaterlos gewordenen Neffen wieder nach Krakau (bei Magdeburg) in das Aelternhaus, wo der fromme Greis Matthias Matthisson und seine ehrwürdige Gattin Tochter und Enkel

---

[16]) Eine damals sehr berühmte Schule ganz nahe bei Magdeburg, jetzt ganz zerstört.

[17]) So nennt man eine eigenthümliche Richtung einer Anzahl frommer Männer am Ende des 17ten und zu Anfange des 18ten Jahrhunderts, welche glaubten, man müsse sich von allen Zerstreuungen der Welt möglichst entfernt halten. Jacob Spener, zuletzt Propst in Berlin, gest. 1705, war der Stifter der Pietisten. So ehrwürdig auch der Sinn der ersten Männer dieser Gesellschaft war, so artete er doch bald in leeren Mysticismus aus, welcher der Sache der Religion mehr schadete, als nützte.

[18]) Sinnbilder, bildliche Bezeichnungen.

[19]) Der Graf Zinzendorf war der Stifter der Brüdergemeinde, gest. 1760.

[20]) Funk war Consistorialrath in Magdeburg.

[21]) Eine vom Buchhändler Nicolai in Berlin herausgegebene Zeitschrift, in welcher die erschienenen Bücher beurtheilt wurden.

nach Patriarchenweise aufnahmen. Des letztern Mutter und Schwester kamen zum Besuch, um ihn wieder nach Hohendodeleben abzuholen. Das wollte der Großvater aber keineswegs zugeben, sondern verhieß mit Freuden, so lange Vaterstelle bei dem Knaben zu vertreten, als Gott ihm das Leben noch fristen würde. Der treue Seelsorger und Rathgeber seiner Pfarrkinder ward nun im hohen Alter noch der Lehrer des zweimal verwaisten Enkels, mit einem so unermüdlichen Eifer und einer so strengen Regelmäßigkeit, als wenn von gar keinem andern Berufswerk die Rede gewesen wäre. Er hatte die Genugthuung, sein redliches Bemühen im Ganzen durch des Lehrlings aufrichtiges Wollen und regen Fleiß vergolten zu sehn. Als dieser das zwölfte Jahr zurückgelegt hatte, erklärte der treffliche Mentor, daß er keineswegs in Wissen und Können hinter seinem Alter zurückgeblieben sei, besonders in den Sprachen von Griechenland und Rom, die er als die solidesten Grundlagen zu allem Nützlichen und Schönen betrachtete, und für die er folglich dem Zögling überwiegende Vorliebe einzuflößen gestrebt hatte. Hierzu gesellte die Tante eine noch immer gedeihlich fortwirkende Thätigkeit für Friedrich's Geschmacksbildung. Er war dieser Wohlthäterin seiner Jugend mit einer Dankbarkeit hingegeben, die an Schwärmerei gränzte. Sie erschien ihm als der Inbegriff aller Geistesvollkommenheiten im Reden und aller Herzensvollkommenheiten im Handeln. Ihm war kein größeres Glück bekannt als ihr Beifall, und kein größeres Unglück als ihr Mißfallen. Ermunterungen und Warnungen, von ihr ausgesprochen, waren ihm gleich wichtig und gleich unvergeßlich. So näherte sich Friedrich im Pfarrhause zu Krakau, unter heitern und freundlichen Vorzeichen, dem Uebertritte in das Jünglingsalter. Eines Abends, als er der Tante die ersten Rosen aus dem Gärtchen bringen wollte, das er selber anbaute, fand er sie nicht im Wohnzimmer, wo sie um die Stunde gewöhnlich ihrem Vater die Zeitungen vorlas. Plötzliches Unwohlsein hatte sie befallen, das in Kurzem sich als ein hitziges Fieber ankündigte. Nach wenigen Tagen folgte sie dem vorangegangenen Bruder. Dies war der erste gewaltige Schlag, der das innere Wesen Friedrich's und seinen angebornen Frohsinn erschütterte. Er war unzertrennlich von der Leiche, sprach zu ihr, und bat sie in dem Tone der Verzweiflung, ihm doch zu antworten. Wie man den Sarg einsenkte, war ihm zu Muthe, als ginge vor seinen Augen die Welt unter. Jeder Abend fand ihn am Grabe der Verklärten, und niemals ohne Zweig oder Blume aus dem eignen Gärtchen."

„Von jetzt an wurden die Stellen aus Klopstock's Messias, welche die Verstorbene wenige Wochen zuvor mit ihm gelesen hatte, ihm zur Lieblingsunterhaltung. Sein kräftigster Trost aber waren der Engländerin Elisabeth Rown Sendschreiben von Verstorbnen an Lebende, weil sie den Glauben in ihm befestigten und stärkten, daß es den Geistern der Abgeschiednen vergönnt sei, die Pfade der Hinterbliebenen segnend und mitwissend bis zur Wiedervereinigung zu umschweben. Die Eltern trauerten in sich gewendet und schweigend. Niemand vermochte dem greisen Vater nach der Trennung vom Liebling seines Herzens noch ein Lächeln abzugewinnen. Er überlebte die einzige Tochter nur wenige Wochen. Sein Hinscheiden erfolgte 1773 mit

den fallenden Blättern. Die lauten Klagen der Pfarrkinder, von denen er die meisten getauft, confirmirt und getraut hatte, waren die schönsten Lobreden des Unbescholtenen und Gesegneten. Da Friedrich fast jeden Tag davon Zeuge sein konnte (denn er war oft sein Begleiter zu Hilfsbedürftigen und Kranken), wie der Verewigte gleich einem Schutzgeiste in der Gemeinde waltete, und wie diese dagegen wieder von ihrer Seite mit jedem Tage einmüthiger darauf bedacht war, durch Erfreulichkeiten mancher Art sich ihm dankbar und liebreich zu erweisen, so bildete sich nach und nach in seinem Gemüthe der fest bestehende Wunsch, daß ihm das Loos eines Dorfpredigers fallen, und er dieses Loos im unbeneideten und geräuschlosen Wirkungskreise des Großvaters würdig erfüllen möge.“ —

Tod des alten Großvaters Eberhard Stilling*).

Ein altes Herkommen war, daß Vater Stilling alle Jahre selbst ein Stück seines Hausdaches, das von Stroh war, eigenhändig decken mußte. Das hatte er nun schon acht und vierzig Jahr gethan, und diesen Sommer sollt' es wieder geschehen. Er richtete es so ein, daß er alle Jahre so viel davon neu deckte, soweit das Roggenstroh reichte, das er für dies Jahr gezogen hattr.

Die Zeit des Dachdeckens fiel gegen Michaelstag, und rückte nun mit Macht heran, so daß Vater Stilling anfing, darauf zu Werk zu legen. Heinrich war dazu bestimmt, ihm zur Hand zu langen, und also wurde die lateinische Schule auf acht Tage ausgesetzt. Margrethe und Mariechen hielten täglich in der Küche geheimen Rath über die bequemsten Mittel, wodurch er vom Dachdecken zurückgehalten werden möchte. Sie entschlossen sich endlich beide, ihm ernstliche Vorstellungen zu thun, und ihn vor Gefahr zu warnen; sie hatten die Zeit während des Mittagsessens dazu bestimmt.

Margrethe brachte also eine Schüssel Mus, und auf demselben vier Stücken Fleisch, die so gelegt waren, daß ein jedes just vor den zu stehen kam, für den es bestimmt war. Hinter ihr her kam Mariechen mit einem

*) Diese einfach schöne Schilderung ist von dem Enkel des alten Eberhard Stilling, dem 1817 in Carlsruhe als Geheimen Hofrath gestorbenen Jung-Stilling. Dieser war aus dem Nassauischen, wo sein Großvater ein Kohlenbrenner und sein Vater ein Schneider und Dorfschulmeister war. Auch er wollte anfangs ein Schneider werden; aber seine Lust trieb ihn, ein Schullehrer-Amt anzunehmen. Doch gab er dies wieder auf, weil es ihm noch an Geschick fehlte, und ergriff das Handwerk auf's Neue. Dabei lernte er so fleißig, daß er bald Hauslehrer werden konnte. Dadurch erwarb er sich das Nöthige, um in Straßburg Medicin zu studiren. Er wurde nachmals ein berühmter Arzt, besonders Augenarzt, und war zugleich ein ausgezeichnet braver Mensch. Um unbemittelten Augenkranken zu helfen, unternahm er nicht selten unentgeltlich weite Reisen, und beschenkte die Kranken noch dazu. Nur ist zu bedauern, daß er sich einer heillosen Mystik ganz hingab. Dies ging so weit, daß er fest an Geistererscheinungen und an die Möglichkeit des Verkehrs der Lebenden mit den Verstorbenen glaubte. Indessen wer wollte nicht gern bei so großen Tugenden des wackern Mannes diese kleine Schwäche übersehen? —

Kumpen voll gebrockter Milch. Beide setzten ihre Schüsseln auf den Tisch, an welchem Vater Stilling und Heinrich schon an ihrem Orte saßen, und mit wichtiger Miene von ihrer nun morgen anzufangenden Dachdeckerei redeten. Denn, im Vertrauen gesagt, wie sehr auch Heinrich auf Studieren, Wissenschaft und Bücher verpicht sein mochte, so war's ihm doch eine weit größ're Freude, in Gesellschaft seines Vaters, zuweilen entweder im Walde, auf dem Felde oder gar auf dem Hausdache zu klettern; denn dieses war nun schon das dritte Jahr, daß er seinem Großvater als Diaconus*) bei dieser jährlichen Solennität beigestanden. Es ist also leicht zu denken, daß der Junge herzlich verdrießlich werden mußte, als er Margrethens und Mariechens Absichten zu begreifen anfing.

„Ich weiß nicht, Ebert," sagte Margrethe, indem sie ihre linke Hand auf seine Schultern legte, „du fängst mir so an zu verfallen. Spürst du nichts in deiner Natur?"

„Man wird alle Tage älter, Margrethe."

„O Herr ja! Ja freilich, alt und steif."

„Ja wohl," versetzte Mariechen und seufzte.

„Mein Großvater ist noch recht stark für sein Alter," sagte Heinrich.

„Ja wohl, Junge," antwortete der Alte; „ich wollte noch wohl in die Wette mit dir die Leiter hinauf laufen."

Heinrich lachte hart. Margrethe sah wohl, daß sie auf dieser Seite die Festung nicht überrumpeln würde; daher suchte sie einen andern Weg.

„Ach ja," sagte sie, „es ist eine besondere Gnade, so gesund in seinem Alter zu sein; du bist, glaube ich, nie in deinem Leben krank gewesen, Ebert?"

„In meinem Leben nicht; ich weiß nicht, was Krankheit ist; denn bei den Pocken und Rötheln bin ich herumgegangen."

„Ich glaube doch, Vater!" versetzte Mariechen, „ihr seid wohl verschiedene Male vom Fallen krank gewesen; denn ihr habt uns wohl erzählt, daß ihr oft gefährlich gefallen seid."

„Ja, ich bin dreimal tödtlich gefallen."

„Und das viertemal," fuhr Margrethe fort, „wirst du dich todt fallen; mir ahnt es. Du hast letzthin im Walde das Gesicht gesehn; deine Nachbarin hat mich kürzlich gewarnt und gebeten, dich nicht auf's Dach zu lassen; denn sie sagte, sie hätte des Abends, wie sie die Kühe gemolken, ein Poltern und klägliches Jammern neben unserm Hause im Wege gehört. Ich bitte dich, Ebert! thu mir den Gefallen, und laß jemand anders das Haus decken; du hast's ja nicht nöthig."

„Margrethe! — kann ich oder jemand anders denn nicht in der Straße ein ander Unglück bekommen? — Ich hab' das Gesicht gesehen, ja, das ist wahr! — unsre Nachbarin kann auch diese Vorgeschichte gehört haben. Ist dieses gewiß? wird dann derjenige dem entlaufen, was Gott über ihn beschlossen hat? Hat er beschlossen, daß ich meinen Lauf hier in der Straße

---

*) Gehülfe.

endigen soll, werd' ich armer Dummkopf von Menschen das wohl vermeiden können? und gar wenn ich mich todt fallen soll, wie werd' ich mich hüten können? Gesetzt, ich bleibe vom Dache, kann ich nicht heute oder morgen da in der Straße einen Karren Holz losbinden wollen, drauf steigen, straucheln und den Hals abstürzen? Margrethe! laß mich in Ruh; ich werde so ganz grade fortgehen, wie ich bis dahin gegangen bin; wo mich dann mein Stündchen überrascht, da werd' ich's willkommen heißen."

Margrethe und Mariechen sagten noch ein und das andre; aber er achtete nicht darauf, sondern redete mit Heinrichen von allerhand, die Dachdeckerei betreffenden Sachen; daher sie sich zufrieden gaben und sich das Ding aus dem Sinne schlugen.

Des andern Morgens standen sie frühe auf, und der alte Stilling fing an, während daß er ein Morgenlied sang, das alte Stroh loszubinden und abzuwerfen, womit er dann diesen Tag auch hübsch fertig wurde, so daß sie des folgenden Tags schon anfingen, das Dach mit neuem Stroh zu belegen; mit einem Wort, das Dach ward fertig, ohne die mindeste Gefahr oder Schreck dabei gehabt zu haben; außer daß es noch einmal bestiegen werden mußte, um starke und frische Rasen oben über den First zu legen. Doch damit eilte der alte Stilling so sehr nicht; es gingen wohl noch acht Tage über, ehe es ihm einfiel, das letzte Stück Arbeit zu verrichten.

Des folgenden Mittwoch-Morgens stand Eberhard ungewöhnlich früh auf, ging im Hause umher, von einer Kammer zur andern, als wenn er etwas suchte. Seine Leute verwunderten sich, und fragten ihn, was er suche? „Nichts," sagte er. „Ich weiß nicht, ich bin so wohl, doch habe ich keine Ruhe, ich kann nirgend still sein, als wenn etwas in mir wäre, das mich triebe; auch spüre ich so eine Bangigkeit, die ich nicht kenne." Margrethe rieth ihm, er sollte sich anziehen und mit Heinrichen nach Lichthausen gehen, seinen Sohn Johann zu besuchen. Er war damit zufrieden; doch wollte er zuerst die Rasen oben auf den Hausfirst legen, und dann des andern Tages seinen Sohn besuchen. Dieser Gedanke war seiner Frau und Tochter sehr zuwider. Des Mittags über Tisch ermahnten sie ihn wieder ernstlich, vom Dache zu bleiben; selbst Heinrich bat ihn, jemand für Lohn zu dingen, der vollends mit der Deckerei ein Ende machte. Allein der vortreffliche Greis lächelte mit einer unumschränkten Gewalt um sich her; ein Lächeln, das so manchem Menschen das Herz geraubt und Ehrfurcht eingeprägt hatte! Dabei sagte er aber kein Wort. Ein Mann, der mit einem beständig guten Gewissen alt geworden, sich vieler guten Handlungen bewußt ist, und von Jugend auf sich an einen freien Umgang mit Gott und seinem Erlöser gewöhnt hat, gelangt zu einer Größe und Freiheit, die nie der größte Eroberer erreicht hat. Die ganze Antwort Stilling's auf diese, gewiß treu gemeinte Ermahnung der Seinigen bestand darin: Er wollte da auf den Kirschbaum steigen, und sich noch einmal recht satt Kirschen essen. Es war nämlich ein Baum, der hinten im Hofe stand, und sehr spät, aber desto vortrefflichere Früchte trug. Seine Frau und Tochter verwunderten sich über diesen Einfall; denn er war wohl in zehn Jahren auf keinem Baume gewesen. „Nun

dann!" sagte Margrethe, „du mußt nun vor dieser Zeit in die Höh', es mag kosten, was es wolle." Eberhard lachte und antwortete: „Je höher, je näher zum Himmel!" Damit ging er zur Thüre hinaus, und Heinrich hinter im her auf den Kirschbaum zu. Er faßte den Baum in seine Arme und die Kniee, und kletterte hinauf bis oben hin, setzte sich in eine Furke des Baumes, fing an, aß Kirschen, und warf Heinrich zuweilen ein Aestchen herab. Margrethe und Mariechen kamen ebenfalls. „Halt!" sagte die ehrliche Frau, „hebe mich ein wenig, Mariechen, daß ich nur die untersten Aeste fassen kann, ich muß probiren, ob ich auch noch hinauf kann." Es gerieth, sie kam hinauf. Stilling sah herab und lachte herzlich und sagte: „das heißt recht verjüngt werden, wie die Adler." Da saßen beide ehrliche alte Grauköpfe in den Aesten des Kirschbaums, und genossen noch einmal zusammen die süßen Früchte ihrer Jugend; besonders war Stilling aufgeräumt. Margrethe stieg wieder herab und ging mit Mariechen in den Garten, der eine ziemliche Strecke unterhalb dem Dorfe war. Eine Stunde hernach stieg auch Eberhard hinab, ging und hatte einen Haken, um Rasen damit abzuschälen. Er ging des Endes oben an's Ende des Hofs an den Wald. Heinrich blieb gegen dem Hause über unter dem Kirschbaume sitzen; endlich kam Eberhard wieder, hatte einen großen Rasen um den Kopf hangen, bückte sich zu Heinrichen, sah ganz ernsthaft aus und sagte: „Sieh, welch eine Schlafkappe!" — Heinrich fuhr in einander, und ein Schauer ging ihm durch die Seele. Er hat mir hernach wohl gestanden, daß dieses einen unvergeßlichen Eindruck auf ihn gemacht habe.

Indessen stieg Vater Stilling mit dem Rasen das Dach hinauf. Heinrich schnitzelte an einem Hölzchen; indem er darauf sah, hörte er ein Gepolter! er sah hin, vor seinen Augen war's schwarz, wie die Nacht. Lang hingestreckt lag da der theure liebe Mann unter der Last von Leitern; seine Hände vor der Brust gefalten; die Augen starrten, die Zähne klapperten, und alle Glieder bebten, wie ein Mensch im starken Frost. Heinrich warf eiligst die Leitern von ihm, streckte die Arme aus, und lief wie ein Rasender das Dorf hinab, und erfüllte das ganze Thal mit Zeter und Jammer. Margrethe und Mariechen hörten im Garten kaum halb die seelzagende kenntliche Stimme ihres geliebten Knaben. Mariechen that einen hellen Schrei, rang die Hände über dem Kopf, und flog das Dorf hinauf. Margrethe strebte hinter ihr her, die Hände vorwärts ausgestreckt, die Augen starrten umher; dann und wann machte ein heiserer Schrei der beklemmten Brust ein wenig Luft. Mariechen und Heinrich waren zuerst bei dem lieben Manne. Er lag da, lang ausgestreckt, die Augen und der Mund waren geschlossen, die Hände auf der Brust gefalten, und sein Odem ging langsam und stark, wie bei einem gesunden Menschen, der ordentlich schläft; auch bemerkte man nirgend, daß er blutrünstig war. Mariechen weinte häufige Thränen auf sein Angesicht und jammerte beständig: „Ach mein Vater! mein Vater!" Heinrich saß zu seinen Füßen im Staube, weinte und heulte. Indessen kam Margrethe auch hinzu; sie fiel neben ihm nieder auf die Kniee, faßte ihren Mann um den Hals, rief ihm mit ihrer gewohnten Stimme in's Ohr, aber er gab

kein Zeichen von sich. Die heldenmüthige Frau stand auf, faßte Muth; auch war keine Thräne aus ihren Augen gekommen. Einige Nachbarn waren indeß hinzugekommen; vergossen Alle Thränen; denn er war allgemein beliebt gewesen. Margrethe machte geschwind in der Stube ein niedriges Bette zurecht; sie hatte ihre besten Betttücher, die sie vor etlich und vierzig Jahren als Braut gebraucht hatte, übergebreitet. Nun kam sie ganz gelassen heraus und rief: „Bringt nur meinen Eberhard herein auf's Bett!" Die Männer faßten ihn an; Mariechen trug am Kopfe, und Heinrich hatte beide Füße in seinen Armen; sie legten ihn auf's Bette, und Margrethe zog ihn aus und deckte ihn zu. Er lag da, ordentlich wie ein gesunder Mensch, der schläft. Nun wurde Heinrich beordert, nach Florenburg zu laufen, um einen Wundarzt zu holen. Der kam auch denselben Abend, untersuchte ihn, ließ ihm zur Ader und erklärte, daß zwar nichts zerbrochen sei, aber doch sein Tod binnen drei Tagen gewiß sein würde, indem sein Gehirn ganz zerrüttet wäre.

Nun wurden Stilling's Kinder alle sechs zusammenberufen, die sich auch des andern Morgens Donnerstags zeitig einfanden. Sie setzten sich alle rings ums Bette, waren stille, klagten und weinten. Die Fenster wurden mit Tüchern zugehängt, und Margrethe wartete ganz gelassen ihrer Hausgeschäfte. Freitags Nachmittags fing der Kopf des Kranken an zu beben, die oberste Lippe erhob sich ein wenig und wurde bläulicht, und ein kalter Schweiß duftete überall hervor. Seine Kinder rückten näher ums Bette zusammen. Margrethe sah es auch; sie nahm einen Stuhl, und setzte sich zurück an die Wand in's Dunkle; alle sahen vor sich nieder und schwiegen. Heinrich saß zu den Füßen seines Großvaters, sah ihn zuweilen mit nassen Augen an, und war auch stille. So saßen sie Alle bis Abends neun Uhr. Da bemerkte Cathrine zuerst, daß ihres Vaters Odem still stand. Sie rief ängstlich: „Mein Vater stirbt!" — Alle fielen mit ihrem Angesichte auf das Bette, schluchzten und weinten. Heinrich stand da, und ergriff seinem Großvater beide Füße und weinte bitterlich. Vater Stilling holte alle Minuten tief Odem, wie einer, der tief seufzt, und von einem Seufzer zum andern war der Odem ganz stille; an seinem ganzen Leibe regte und bewegte sich nichts als der Unterkiefer, der sich bei jedem Seufzer ein wenig vorwärts schob.

Margrethe Stilling hatte bis dahin bei all ihrer Traurigkeit noch nicht geweint; sobald sie aber Cathrinen rufen hörte, stand sie auf, ging an's Bette, und sah ihrem sterbenden Manne in's Gesicht; nun fielen einige Thränen die Wangen herunter; sie dehnte sich aus (denn sie war von Alter ein wenig gebückt), richtete ihre Augen auf und reckte die Hände zum Himmel, und betete mit dem feurigsten Herzen; sie holte jedes Mal aus tiefster Brust Odem, und den verzehrte sie in einem brünstigen Seufzer. Sie sprach die Worte plattdeutsch nach ihrer Gewohnheit aus, aber sie waren alle voll Geist und Leben. Der Inhalt ihrer Worte war, daß ihr Gott und Erlöser ihres lieben Mannes Seele gnädig aufnehmen, und zu sich in die ewige Freude nehmen möge. Wie sie anfing zu beten, sahen alle ihre Kinder auf,

erstaunten, sanken am Bette auf die Kniee, und beteten in der Stille. Nun kam der letzte Herzensstoß; der ganze Körper zog sich; er stieß einen Schrei aus; nun war er verschieden. Margrethe faßte dem entseelten Manne seine rechte Hand an, schüttelte sie und sagte: „Leb wohl, Eberhard! in dem schönen Himmel! bald sehen wir uns wieder." So wie sie das sagte, sank sie wieder auf ihre Kniee; alle ihre Kinder fielen um sie herum. Nun weinte auch Margrethe die bittersten Thränen, und klagte sehr.

Die Nachbarn kamen indessen, um den Entseelten anzukleiden. Die Kinder standen auf, und die Mutter holte das Todtenkleid. Bis den folgenden Montag lag er auf der Bahre; da führte man ihn nach Florenburg, um ihn zu begraben.

Herr Pastor Stollbein ist aus dieser Geschichte als ein störrischer, wunderlicher Mann bekannt, allein außer dieser Laune war er gut und weichherzig. Wie Stilling in's Grab gesenkt wurde, weinte er helle Thränen; und auf der Kanzel waren unter beständigem Weinen seine Worte: „Es ist mir leid um dich, mein Bruder Jonathan! Wollte Gott, ich wäre für dich gestorben;" und der Text zur Leichenrede war: „Ei du frommer und getreuer Knecht! du bist über Weniges getreu gewesen, ich will dich über viel setzen; gehe ein zu deines Herrn Freude!"

Sollte einer meiner Leser nach Florenburg kommen, gegen der Kirchthüre über, da, wo der Kirchhof am höchsten ist, da schläft Vater Stilling auf dem Hügel. Sein Grab bedeckt kein prächtiger Leichenstein; aber oft fliegen im Frühling ein paar Täubchen einsam her, girren und liebkosen sich zwischen dem Gras und Blumen, die aus Vater Stilling's Moder hervorgrünen.

Die Charakteristik

ist eine Schilderung der Gemüthsart und der ganzen Eigenthümlichkeit eines ausgezeichneten Menschen, und giebt uns also ein möglichst deutliches Bild desselben.

Ein Beispiel davon ist folgende Schilderung des Lorenz Stark, von Engel (s. oben).

„Herr Lorenz Stark galt in ganz H., wo er lebte, für einen sehr wunderlichen, aber auch sehr vortrefflichen alten Mann. Das Aeußerliche seiner Kleidung und seines Betragens verkündigten auf den ersten Blick die altdeutsche Einfalt seines Charakters. Er ging in ein einfarbiges, aber sehr feines Tuch, grau oder braunlich, gekleidet. Auf dem Kopfe trug er einen kurzen Stutz, oder, wenn's galt, eine wohlbepuderte Troddelperrücke; mit seinem kleinen Hute kam er zweimal außer die Mode und zweimal wieder hinein; die Strümpfe waren mit großer Zierlichkeit über das Knie hinaufgewikkelt, und die stark besohlten Schuhe, auf denen ein Paar sehr kleiner aber sehr hellpolirter Schnallen glänzten, waren vorn stumpf abgeschnitten. Von

überflüssiger Leinewand vor dem Busen und über den Händen war er kein Freund; sein größter Staat war eine feine Halskrause mit Spitzen."

„Die Fehler, deren dieser vortreffliche Mann nicht wenig hatte, und die denen, welche mit ihm leben mußten, oft sehr zur Last fielen, waren so innig mit den besten seiner Eigenschaften verwebt, daß die einen ohne die andern kaum bestehen zu können schienen. Weil er in der That klüger war als fast Alle, mit denen er zu thun hatte, so war er sehr eigenwillig und rechthaberisch. Weil er fühlte, daß man ihm selbst seiner Gesinnungen und Handlungen wegen keinen gegründeten Vorwurf machen könnte, so war er gegen Andre ein sehr freier, oft sehr beschwerlicher Sittenrichter; und weil er bei seiner natürlichen Gutmüthigkeit über keinen Fehler sich leicht erhitzen, aber auch keinen ungeahndet konnte hingehen lassen, so war er sehr ironisch und spöttisch."

„In seiner Kasse stand es außerordentlich gut; denn er hatte die langen lieben Jahre über, da er gehandelt und gewirthschaftet hatte, den einfältigen Grundsatz befolgt, daß man, um wohlhabend zu werden, weniger ausgeben, als einnehmen müsse. Da sein Anfang nur klein gewesen, und er sein ganzes Glück sich selbst, seiner eigenen Betriebsamkeit und Wirthlichkeit schuldig war, so hatte er in frühern Jahren sich nur sehr karg beholfen; aber auch nachher, da er schon längst die ersten Zwanzigtausend geschafft hatte, von denen er zu sagen pflegte, daß sie ihm saurer als sein nachheriger ganzer Reichthum geworden wären, blieb noch immer der ursprüngliche Geist der Sparsamkeit in seinem Hause herrschend, und dieser war der vornehmste Grund von dem immer steigenden Wachsthume seines Vermögens."

„Herrn Stark waren von seinen vielen Kindern nur zwei am Leben geblieben: ein Sohn, der sich, nach dem Beispiele des Vatees, der Handlung gewidmet hatte, und eine Tochter. Letztere war an einen der berühmtesten Aerzte des Orts, Herrn Doctor Herbst, verheirathet. Dieser hatte das ganze Haus voll Kinder, und eben dies machte die Tochter zum Liebling des Alten, der ein großer Kinderfreund war. Weil der Schwiegersohn unfern der Kirche wohnte, die Herr Stark zu besuchen pflegte, so war es ausgemacht, daß er jeden Sonntag bei dem Schwiegersohne aß, und seine Frömmigkeit hätte zuweilen wohl eher die Kirche versäumt, wenn nur seine Großvaterliebe den Anblick so werther Enkel und Enkelinnen hätte versäumen können. Es ging ihm immer das Herz auf, wenn ihm der kleine Schwarm, beim Hineintreten in's Haus, mit Jubelgeschrei entgegensprang, sich an seine Hände und Rockschößen hängte, und ihm die kleinen Geschenke abschmeichelte, die er für sie in den Taschen hatte. Unter dem Tischgebete schweiften zuweilen die Augen der Kleinen umher, und er pflegte ihnen dann leise zuzurufen: „Andacht! Andacht!" Aber der gerade am wenigsten Andacht hatte, war er selbst; denn sein ganzes Herz war, wo seine Augen waren, — bei seinen Enkeln."

„Mit seinem Sohne war dagegen Herr Stark desto unzufriedener. Auf der einen Seite war er ihm zu verschwenderisch, weil er ihm zu viel Geld verkleidete, verritt und verfuhr, insbesondere aber weil er zu vielauf Kaffeehäuser und in Spielgesellschaften ging. Auf der andern Seite verdroß es

Herrn Stark, daß der Sohn als Kaufmann zu wenig Unternehmungsgeist, und als Mensch zu wenig von der Wohlthätigkeit und Großmuth seines eignen Charakters hatte. Er hielt ihn für ein Mittelding von einem Geizhalse und einem Verschwender, zwei Eigenschaften, die Herr Stark in gleichem Grade verabscheute. Er selbst war der wahre Sparsame, der bei seinem Sammeln und Aufbewahren nicht sowohl das Geld, als vielmehr das viele Gute im Auge hatte, das mit Geld bewirkt werden kann. Wo er keine Absicht fand, da gab er sicherlich keinen Heller; aber wo ihm die Absicht des Opfers werth schien, da gab er mit dem kältesten Blute von der Welt ganze Hunderte hin."

Die Anekdote und der Lapidarstyl

sind auch noch hierher zu rechnen. Jene erzählt eine kurze Begebenheit oder eine Aeußerung einer Person; doch muß die Eine und die Andere sich durch Witz oder Neuheit auszeichnen oder eine sonst merkwürdige Person betreffen, damit die Zuhörer bei der Erzählung Vergnügen empfinden. Sie muß ferner, wie das Epigramm, am Ende einen Treffpunkt (pointe) haben, der uns auf eine angenehme Weise überrascht. Z. B.

An der Thüre eines Kaufgewölbes war ein Zettel angeschlagen mit den Worten: „Wenn Niemand im Laden ist, so wird gebeten, an der hier befindlichen Klingel zu ziehen." Ein lustiger Vogel, der vorbeiging und dies las, sah durch die Glasthüre des Gewölbes, und da er Niemanden darin erblickte, läutete er aus allen Kräften. Der Kaufmann kam eilends aus dem ersten Stocke herab, und fragte: was der Herr zu kaufen beföhle? — „Nichts!" antwortete dieser; „ich las aber Ihre Bitte, und da ich das Gewölbe leer sah, so wollte ich nicht verfehlen, Ihnen die Gefälligkeit zu erweisen."

Ein reicher Kaufmann besuchte seinen Freund auf dem Lande mitten im Winter, da er in dessen Zimmern keine Tapeten fand, so fragte er ihn warum er die Wände nicht mit Tapeten versehen ließe, da diese nicht nur dem Zimmer ein besseres Ansehen gäben, sondern auch im Winter wärmer hielten? Der Freund zeigte ihm darauf einige Arme mit den Worten: „ich bekleide lieber diese als meine Wände."

Der berühmte Gellert befand sich einst bei einem Gastmahle, welches ein leipziger Bürger ausgerichtet hatte. Auch ein Edelmann war zugegen, der sich, nach den Vorurtheilen jener Zeit, für ein weit höheres Geschöpf hielt als diese Bürger, und sie, wie auch Gellerten, den er nicht kannte, mit „Er" anredete. Gellert ertrug diese Ungezogenheit. Endlich wurde ein großer Hecht aufgetragen, und als die Leber desselben herumgegeben wurde, schlug man vor, sogenannte Leberreime zu machen. Gellert konnte, als die Reihe an ihn kam, sich nicht enthalten, den grobstolzen Mann, durch folgenden

Reim auf seine Unart aufmerksam zu machen: „Die Leber ist von einem Hecht und nicht von einem Bär; der Herr da, der dort oben sitzt, nennt alle Leute Er."

Unter Lapidarstyl versteht man wenige kräftige Worte, welche auf Grabsteine, auf Münzen, auf Denksäulen gesetzt werden, um das Andenken an wichtige Begebenheiten oder Personen zu erhalten. Z. B. die Grabschrift, welche der berühmte Franklin, der Erfinder des Blitzableiters, erst Buchdrucker, dann Gesandter des nordamerikanischen Freistaats, gest. 1790 in Philadelphia, sich selbst setzte:

„Der Leib Benjamin Franklin's, Druckers, liegt hier als Speise für Würmer, wie der Einband eines alten Buchs, aus welchem das Werk gerissen, Aufschrift und Vergoldung abgegriffen ist. Aber das Werk wird nicht verloren gehen; denn es wird wieder erscheinen in einer neuen zierlicheren Auflage, durchgesehen und verbessert vom Verfasser."

Oder: die Ueberschrift über einem der Haupteingände des großen, von August Hermann Francke (Prediger in Halle, gest. 1727) gestifteten Waisenhauses:

Fremdling, was du erblickst, hat Glaub' und Liebe vollendet.
Ehre des Stiftenden Geist, glaubend und liebend wie er.

b. Die besondere Geschichte.

Zur besondern Geschichte gehört eben sowohl die Geschichte einzelner Familien, Gesellschaften und Stände, als ganzer Völker, Staaten und Reiche, und die Geschichte der Wissenschaften, Künste und der ganzen menschlichen Bildung, also ein ungeheurer Stoff, der nie ganz erschöpft werden kann und sich mit jedem Tage mehrt. Der Geschichtsschreiber hat eine schwere Aufgabe; er soll nicht nur die Begebenheiten aus den vorhandenen Quellen hervorsuchen, sondern sie auch auf eine angenehme Art vortragen. Dieser Vortrag muß dem Zwecke angemessen sein; anders wird man die Geschichte Erwachsenen, anders Kindern u. s. w. vortragen. Aber die Geschichte soll nicht nur zur Befriedigung der Neugierde dienen, sondern vorzüglich dem Menschen an dem Beispiele der Vorzeit zeigen, welche Fehler zu vermeiden und welche Muster nachzuahmen sind, und ihm die Ueberzeugung geben, daß eine gütige Vorsehung die Schicksale ganzer Völker, wie einzelner

Menschen leitet, und die Menschheit, wenn auch oft durch Leiden und Trübsal, doch sicherlich zu höherer Vollkommenheit führt. Darauf die Leser hinzuweisen, und ächt menschliche Gefühle in ihnen zu erwecken, ist eine vorzügliche Aufgabe des Geschichtsschreibers.

Die Gefangenschaft der Thusnelda.

(Aus Ludens, Geh. Hofraths und Professors in Jena, Geschichte des deutschen Volks.)

(Abgekürzt.)

„Um dieselbe Zeit (als Germanicus, der röm. Feldherr, in Deutschland war) traf eine Gesandtschaft von Segest*) bei den Römern ein. Segest wurde von seinen Landsleuten, unter Armin's Anführung, belagert, und bat den Cäsar Germanicus um Hilfe. Dieser führte sein Heer in das Land der Cherusker hinein, griff die Belagerer an, trieb sie, die auf einen solchen Anfall nicht vorbereitet waren, zurück, und befreite den Segest und seinen Anhang. Armin's Gemahlin war bei ihrem Vater. Sie hatte das Unglück, in die Hand der Römer zu fallen. Dieses Unglück war, bei ihrer Liebe zu Mann und Kind, über Thränen hinaus. Auch hatte sie keine Thränen. Starr stand sie da, und blickte, den Helden der Freiheit denkend, mit trockenem Auge auf den Sohn desselben, den sie nun der Knechtschaft entgegentragen sollte. Germanicus führte hierauf, den Landsturm fürchtend, der den Varus niedergeworfen hatte, sein Heer eiligst über den Rhein zurück.“

„Armin aber war wie wahnsinnig über das gräßliche Ereigniß, über die geraubte Gattin und über die Knechtschaft seines Kindes. Er durchflog die Gemeinden der Cherusker, Weh und Waffen gegen Segestes rufend, Weh und Waffen gegen den Cäsar. „„O des vortrefflichen Vaters! O des großen Imperators! O des tapfern Heeres! Eine solche Menge ist nöthig gewesen, um ein einziges armes Weib hinwegzuschleppen! Vor mir sind drei Legionen erlegen. Denn nicht mit Verrath habe ich den Krieg geführt, und nicht gegen hilflose Frauen, sondern mit offenen Waffen und gegen gerüstete Feinde. Die römischen Fahnen, in deutschen Hainen der vaterländischen Gottheit geweiht, sind Zeugen dieser Thaten. Möge Segestes das unterworfene Rhein-Ufer bauen! Ihr, deutsche Männer, sollt niemals vergessen, daß ihr Ruthen, Beile und römisches Recht zwischen der Elbe und dem Rheine gesehen habt. Andere Völker sind unbekannt mit der römischen Herrschaft; sie sind unbekannt mit römischen Strafen und römischen Auflagen. Sie können bethört werden; wir nicht. Wir haben jene Greuel kennen gelernt und von uns geworfen. Und ihr könntet diesen Jüngling ertragen und dieses meuterische Heer? Wenn euch das Vaterland und die Eltern und die alte Zeit

*) Segest, ein Fürst der Cherusker, war der Vater Thusnelda's, der Gattin des Cheruskerfürsten Armin. Aus Haß gegen diesen, der ihm die Tochter entführt, war er ein Freund der Römer, und wurde daher von seinen Landsleuten eingeschlossen und belagert.

heilig sind, wenn ihr die Fremdlinge hasset und die Herrschaft: so verlaßt den Segest, den Söldling schmählicher Knechtschaft, und folget mir, dem Feldherrn des Ruhms und der Freiheit!""

„Ein solches Wort durchdrang die Gemüther der Menschen; es erweckte in ihnen große Erinnerungen, und erfüllte sie mit Verlangen nach Schlacht, Kampf und Sieg. Und nicht blos die Cherusker erhoben sich; auch die benachbarten Völker standen auf, von dem Geiste des Feldherrn ergriffen" u. s. w.

„Im folgenden Jahre feierte Germanicus seinen Triumph über die Cherusker und alle deutsche Völker bis zur Elbe. Der Triumph war prächtig. Vor dem glanzvollen Siegeswagen, welchem die fünf Kinder des Helden dieses Festes zum schönsten Schmucke gereichten, wurden die römischen Fahnen hergetragen, die Germanicus in der Burg des Segestes wiedergefunden hatte. Dann folgten erbeutete feindliche Waffen, und die Bilder der deutschen Berge und Flüsse und die Bilder der Schlachten, die gekämpft waren. Eine Menge gefangener Menschen, Männer, Weiber und Kinder, in Sclavenketten einhergehend, wurden als Beweise der römischen Siege aufgeführt. Viele dieser Unglücklichen gehörten zu den edelsten Geschlechtern in ihrem Volke. Unter ihnen aber regte Niemand so tiefe Gefühle auf und ein so heiliges Mitleid, als Armin's Gattin, Thusnelda, und Armin's Sohn. Dieses unglückliche Kind', noch nicht drei Jahr alt, ein seltsamer Zeuge menschlicher Schicksale, erscheint nur bei diesem Jammer. Er verschwindet aus der Geschichte, ehe er in sie eingetreten ist. Das spätere Schicksal seiner Mutter ist gleichfalls unbekannt. Segest aber stand auf einem Ehrenplatze, und sah von demselben herab die Feier der Römer und das Unglück seiner Kinder. Das war der Lohn seines Verraths am Vaterlande."

Jeanne d'Arc.

(Aus Rotteck's, Professors und Hofraths in Freiburg in Baden, allgemeiner Geschichte.)

Nach kurzem Genuß der Herrlichkeit starb Heinrich V. (von England), zwei Monate vor Karl VI. (von Frankreich), welchem er nachfolgen sollte. Hierdurch veränderten sich alle Verhältnisse. Der 19jährige Dauphin nahm den Titel König an, und hatte zum Gegner jetzt, statt eines sieggekrönten, persönlich vollkräftigen Monarchen, ein Kind in der Wiege. Denn als ein solches ließ Heinrich V. den Erben beider Reiche, seinen Sohn, den sechsten Heinrich, zurück. Die Freunde des einheimischen Königshauses schöpften neue Hoffnung. Karl VII. war ihre Losung.

Indessen hingen, als er sich zu Poitiers krönen ließ, noch schwere Wolken über ihm. Die Oheime des in der Wiege gekrönten Heinrich's VI., die Herzoge von Bedford und Glocester, verwalteten in seinem Namen mit Kraft und Weisheit. Mit überlegenen Waffen drängten sie Karl's Getreue, und er sah sich nach sechsjährigem Kampfe fast auf das Gebiet von Bourges beschränkt. Noch behauptete er Orleans, den Schlüssel zu dem Wenigen, was ihm geblieben war. Mit dem Falle dieser Feste mußte sein Reich fallen.

Die Augen Europa's wandten sich nach dieser belagerten Stadt, sie schien verloren, unrettbar. Die Triebfedern des Patriotismus waren abgenützt, die Kraft der begeisterten Ideen von Nationalruhm und Nationalglück waren erschöpft, die Liebe für den König ermattete unter der langen Prüfung, oder verlor sich in traurige Ergebung. Nur eine bewegende Kraft blieb zurück — der Aberglaube. Durch ihn wurde Frankreich gerettet.

Ein Mädchen, Jeanne d'Arc mit Namen, aus Dom-Remy, an den Ufern der Maas, erschien vor den Gewaltträgern des Königs und bald vor ihm selbst, vorgebend, ihr sei vom Himmel der Ruf geworden, Orleans zu entsetzen und den König nach Rheims zu führen, daß er allda gekrönt werde. Nach einigem Zweifeln erkannten die Verständigen, wie trefflich der Glaube solcher Sendung könnte benutzt werden; viele Wohlgesinnte, deren Gemüth aufgeregt war durch die Schrecken der Zeit, öffneten es gläubig dem Dämmerschein einer wunderbaren Hilfe, und der große Haufen ist immer bereit zur Annahme eines Wunders. Also wurde Johanna zum Heere geschickt. Die ersten Vortheile, die sie erstritt, tausendstimmig verkündet und vielfach vergrößert durch den Ruf, überzeugten auch den Schwergläubigen. Die Begeisterung, wie eine lodernde Flamme, durchlief jetzt die leicht entzündlichen französischen Streiter; ihre Streiche fielen gewaltiger, weil mit Zuversicht geführt, und ähnlicher Wunderglaube goß Schrecken über den Feind. So gelangte die Jungfrau nach Orleans, befreite durch kühne Ausfälle die hartbedrängte Stadt, verfolgte die Feinde, schlug sie wiederholt, und führte den König nach Rheims, die heilige Salbung alldort zu empfahen. Vollbracht war die Sendung, aber ihr Verhängniß nicht. Man beredete sie, die Heldenbahn noch länger zu wandeln. Da ward sie bei Compiegne von den Burgundern gefangen, an die Engländer verkauft, und zu Rouen als Zauberin und Ketzerin lebendig verbrannt. Franzosen waren ihre Ankläger, und französische Priester sprachen das Urtheil.

Karl's des Kühnen Tod.

(Aus Joh. v. Müller's, gest. 1809 als Staatssecretair in Cassel, Geschichte der schweizerischen Eidgenossenschaft.)

(Karl der Kühne, Herzog von Burgund, belagerte Nancy, die Hauptstadt des Herzogs René von Lothringen. Die Schweizer kamen herbei, Letzterem beizustehen, 1477.)

„Der Herzog von Burgund versammelte einen Kriegsrath. „Sie sind wieder da, die schlechten Kerle; die seelenlosen Fleischmassen sind hierher gewandelt. Was meint ihr?" — Außer Campobasso*) waren die meisten Hauptleute der Meinung, „daß die Verproviantirung der Stadt Nancy das einzige unvermeidliche Uebel wäre; der Herzog möchte nur ausweichen, was der Feind eifrigst wünschte, nämlich einer Schlacht, welche leicht mißglücken

*) Graf Campobasso war ein treuloser Italiener, der Karl'n Miethstruppen aus Neapel zugeführt hatte.

und verderblich werden dürfte; sie riethen ihm, nach Pont-a-Mousson an die Mosel zu ziehen; er sei noch nicht in dem Fall, verzweifelnd alles zu wagen; auf Luxemburg liege ein beträchtlicher Schatz; das Heer könne im Winter hergestellt werden; er, der großmächtige Karl, habe keinen Fußbreit Land, habe nichts verloren, das er durch seinen Geist und Muth nicht wieder gewinnen könne." Da sprach der Herzog: „mein Vater und ich haben die Lothringer geschlagen, soll ich mich zurückziehen vor dem Jungen? Diese Nacht wird Nancy gestürmt; morgen schlagen wir uns." Sie gingen traurig hinweg; ihn übernahm wechselsweise Grimm und eine grauenvolle Ahnung. Das Krachen des Geschützes, die Anordnung der Schlacht übertäubte, zerstreute ihn."

„Bestürmt wurde Nancy mit angestrengtester Kraft, beschossen aus dem letzten Vorrath von Steinen und Pulver. René hörte die Schüsse, bemerkte Nothzeichen. Also gegen die Mitternacht berief er die Hauptleute; sie versprachen den Entsatz auf morgen. Beängstigt von der Furcht, jetzt noch möchte Nancy fallen, erwartete er unruhig den spät anbrechenden Tag. Da wurde an vielen Orten zugleich Messe gelesen. Als Frühstück sie gestärkt, brachen sie auf. Ueber dem Lande lag Nebel."

„Dem Herzog von Burgund wurde sein vortreffliches rabenschwarzes Pferd früh vorgeführt. Als er aufsaß, fiel von seinem Helm dessen Zier, ein goldner Löwe, ihm auf den Sattel. Mit verbissenem Unmuthe seufzte er: „das ist von Gott!" gab einem seiner Diener versiegelte Befehle, was zu thun sei nach seinem Tode, sprengte vorwärts. Ein tiefer Wassergraben bedeckte die Fronte, Hecken die linke, die Meurthe die rechte Seite des Heeres. Er, der große Prinz Anton und der Prinz Baldwin, in der Mitte führten, die lange, tiefe Säule des Fußvolks; rechts, nach dem Fluß, die italische Reiterei Jacob Gaillot, der einsichtsvolle, treue, und Campobasso; links die übrige Josse von Lalain, ein tapfrer Ritter. Die Straße nach Nancy war von einer kleinen Höhe mit 30 Schlangenbüchsen bestrichen."

„Plötzlich wurde der rechte Flügel entblößt; Cola Campobasso mit 800 Lanzen riß die rothe Schärpe und das Andreaskreuz von sich, ging über, kam zu René: „jene entehrende Heftigkeit Karl's erlaubte ihm nicht, länger bei demselben zu bleiben: Anjou von Jugend auf, kehrte er zu alten Freunden zurück." René besprach sich mit den Eidgenossen. Sie erwiederten alsbald: „an der Seite eines verrätherischen Wälschen zu streiten, sei weder der Art ihrer Väter noch der Ehre ihrer Waffen gemäß." Als Campobasso dieses vernahm, besetzte er eilends eine Brücke, einen höchst wichtigen Posten, an der Vereinigung der Meurthe und Mosel, wo die Flucht, welche er vorhersah, wo Karl wohl selbst sich hinwerfen würde, um nach Luxemburg zu kommen. Zwanzig Leute, zu jedem Verbrechen entschlossen und fähig, hatte er in dem burgundischen Heere gelassen, alles zu sehen und möglichst viel Böses zu thun." —

„Den lothringischen Schlachthaufen führte des Krieges Haupt, Herzog René, auf dem Pferd, das er bei Murten ritt, in altlothringischer Uniform. Er verbarg sich nicht; ein Mantel von Goldstoff hing über die Rüstung.

Seine Stellung nahm er auf dem rechten Flügel, an der Spitze seiner lothringischen Reiterei. In fester geschlossener Ordnung, freudig als zum Kriegesfest, marschirten sie auf. Der Boden war gefroren; Schnee erfüllte die Luft; als er aufhörte, blieb Nebel."

„Sie zogen ihre Straße. Nahe am Feind geschah das Gebet. Hierauf gebot Wilhelm Herter links um; einen rauhen verwilderten alten Weg, durch einen tiefen Bach, hinten hinauf den Berg, welcher das Schlachtfeld beherrschte; das Gestöber begleitete sie. Da sie auf der Höhe waren, brach die Sonne hervor mit ungewöhnlicher Pracht und Wärme. Als der Herzog von Burgund sich umgangen sah, befahl er eiligst, Gaillot sollte den linken Flügel verstärken, dem Geschütz eine ganz andere Richtung ertheilt werden. Da erklang auf der Höhe das Urihorn, dreimal. Dreimal fuhr Todesschrecken durch das Herz Karl's; dessen Schall hatte er bei Murten gehört. Auf einmal Herter, Waldmann, Eptingen, alle Ordnung des Fußvolks in vollem Lauf, wie ein unaufhaltbarer Waldstrom herab; die Leichtesten flink über die Hecke zum Tod aller Meister und Bedienten des feindlichen Geschützes. Bald sah der Burgunder, nach schnell niedergetretenem Zaun, die Schaaren voll Wuth in die eröffnete Seite vordringen. In diesem Augenblicke zeigte sich Karl, über den Trübsinn erhaben, um dem Schicksale zu trotzen; er ermannte sich zu der kalten Besinnung eines erfahrnen Feldherrn, überall gegenwärtig, ordnend, verstärkend, ermunternd, selbst von feindlichem Blut entstellt."

„Endlich vermochte Niemand wider den Andrang der zahlreicheren, viel stärkeren Mannschaft, wider den Vortheil des Orts, von dem sie schossen, wider die Erinnerung der vorigen Schlacht. Also nachdem viele Edle Karl's in tapferm Streite schwer verwundet gesunken waren, als im Rücken die Flamme des Lagers aufstieg, und Karl, von Blut und Entsetzen entstellt, den unüberwindlichen Unstern erkannte, warf das Heer sich in die Flucht. „Nach Luxemburg!" war der letzte Befehl."

„Die Brücke von Bouxières hielt Campobasso besetzt. Viele fielen durch sein Schwert, viele verloren im Strom das Leben, die meisten durch den nachjagenden Feind. Da gegen zwei Uhr nach Mittag entschieden worden, wüthete der Tod vier Stunden weit umher, bis Morgens um zwei Uhr. Nicht die Zahl vieler Tausend Erschlagener; das war der Verlust, daß alle gute Diener, alle, deren Tugend Vertrauen verdiente, und welche das Land liebten, umkamen oder gefangen wurden."

„Den Herzog, von einem Schlag in der Schlacht noch betäubt, trug der Strom der Flucht gegen St. Jean, sein Hauptquartier. Drei Büchsenschüsse von der Stadt Nancy ist unter einer kleinen Höhe ein fruchtbarer, damals sumpfiger Grund, welchen ein Bach durchschnitt. Als Karl über den Graben setzen wollte, fehlte dem Pferde und ihm die Kraft. Er stürzte, das Eis brach, er kämpfte empor. Hierüber fand ihn der Feind, ohne ihn zu erkennen, verwundete ihn durch die Hüfte, schlug das Pferd, welches (endlich auf) ihn fallen ließ und floh. Viel burgundischer Adel fand hier den Tod; Niemand war bei ihm in der letzten Noth. Er rief einen tauben Ritter,

der ihn verwundet, um Rettung: „Rette den Herzog von Burgund!“ welches dieser übel verstanden: „Es lebe der Herzog von Burgund!“ Er hieb ihn mit der Hellebarde durch den Kopf. Fallen sah ihn der Edelknaben einer. Als die Schlacht sich entfernt, wurde Karl von Unbekannten unerkannt ausgezogen. Als an den Thoren von Metz René von dem Feind abließ, fragte er nach ihm. Den ganzen folgenden Tag wurde er vergebens gesucht, bis Campobasso durch jenen Edelknaben die Gegend erfuhr. Eben suchte ein Weib, Karl's Wäscherin, wo einer der Leichname etwa noch den Ring anhabe. Sie wandte auch seinen Körper: „Gott! der Fürst!“ rief sie mit großem Geschrei. Großentheils eingefroren, mit geronnenem Blut überdeckt, im Gesichte angeschwollen, war er weniger kenntlich, bis, nachdem er mit Wein und warmen Wasser gewaschen worden, die gefangenen edlen Burgunder und seine Kammerdiener gebracht wurden. „Er ist's!“ riefen sie, und weinten laut. Auch Feinde ergriff Rührung mit Grauen.“

„Er wurde zu Nancy feierlich ausgesetzt. René, im Trauerkleide, trat vor ihn an der Spitze des Hofs, nahm seine Hand und sprach: „Lieber Vetter! Ihr habt uns viel Unglück gemacht. Eure Seele habe Gott!“

c. Die allgemeine Geschichte.

Sie wird auch Weltgeschichte genannt, und hat einen ungeheuren Umfang. Denn dahin gehört alles, was in der Vergangenheit liegt: jeder Mensch mit seinen Schicksalen ist ein Theil derselben. Aber eben wegen ihres unermeßlichen Umfangs muß der Geschichtsschreiber das aus ihr herausheben, was er für seinen Zweck gebraucht; und das, was er aus ihr herausgewählt hat, soll er auf eine ansprechende Art vortragen. Auswählen wird er nur diejenigen Menschen und Thatsachen, die auf den Zustand des menschlichen Geschlechts besonders eingewirkt haben. Denn was kann uns daran liegen, die Schicksale von Menschen zu kennen, die in der tiefsten Dunkelheit lebten und nichts zu dem Wohl oder Wehe ihrer Mitbürger oder Zeitgenossen beigetragen haben? Tausende von Menschen werden geboren, leben und sterben, ohne daß durch sie das Ganze wesentlich gewinnt. Um sie bekümmert sich die allgemeine Geschichte nicht.

Um sich in dem großen Gebäude der allgemeinen Geschichte zurecht zu finden, theilt man sie in Zeiträume ein. Die Grenzscheiden der Zeiträume sind Hauptbegebenheiten, die einen ganz neuen Gang der Geschichte hervorgebracht haben. Solche Grenzscheiden nennt man Epochen. So sind z. B. die Schlacht bei

Actium und der Untergang des römischen Kaiserthums zwei Epochen, welche einen Zeitraum einschließen.

Mohammed.

(Aus Johannes von Müller's allgemeinen Geschichten.)

„In dem 570sten Jahre unsrer Zeitrechnung wurde Mohammed geboren, von einem Hause, das viele Vorsteher dem Lande, viele Unternehmer der Handelschaft gegeben. Der früh verstorbene Abdallah, sein Vater, hinterließ seiner Mutter, der Jüdin Emina, fünf Kameele und eine Sclavin."

„Von Jugend auf zeigte der Jüngling Nachdenken und feurige Einbildungskraft; wohlthätig war er über Vermögen, mitleidig, für Freundschaft empfänglich. Im Aeußerlichen hatte Mohammed jenen die Morgenländer auszeichnenden Ernst, Würde im Gang, Heiterkeit, etwas Einnehmendes in den Zügen seines Antlitzes. Er war mittlerer Größe, seine Glieder in dem besten Ebenmaß, seine Nase hervorspringend, seine Zähne sehr weiß."

„In seinem 20sten Jahre trug er mit seinem Stamme, den Koreischiten, heilige Waffen gegen Räuber, welche die Wallfahrt nach Mekka störten. Seit uralten Zeiten war der schwarze Stein, die Kaaba, in dem großen Thurme Gegenstand der Verehrung. Fünf Jahre nach diesem zog er als Kaufmann für die Geschäfte der reichen Wittwe Chadidscha auf den Markt von Damaskos. Sein Geist, seine Geschicklichkeit gefiel der Wittwe; sie heirathete ihn. So lange sie lebte, bewies er ihr dankbare Ehrfurcht und Treue."

„Mohammed sah mit Schmerz den Verfall des Vaterlandes, wie es von den alten Sitten hinuntersank, fremde sich angewöhnte. Er wußte von seiner Mutter, daß die Juden dem Retter Israels entgegensahen; er hatte von den Christen gehört, wie Jesus denen, die ihn lieben, einen in alle Wahrheit leitenden Tröster versprochen. Sein Gefühl überzeugte ihn, daß Er der sei, dessen die Völker bedürfen. In dem 40sten Jahre seines Alters erschien die Nacht der Rathschlüsse Gottes, worin ihn Gabriel, einer der obersten Engel (so glaubte, so sagte er) zum Propheten des Höchsten berief. Dieses erzählte er der Chadidscha und dem Waraka, seinem Vetter; sein Spruch war Feuer; er entflammte; sie schwuren: „Bei dem, in dessen Hand die Seele der Chadidscha und des Waraka ist, Mohammed ist Prophet!" Hierauf glaubte der junge Ali, Enkel des Fürsten Abu Taleb, der Erste der Zeugen; Mohammed gab ihm seine Tochter. Nach ihm fiel der verehrte Greis, Abubekr der Gerechte, ihm bei."

„Oft, wenn die fallende Sucht ihn ergriff, vermeinte er, den Engel zu hören. In Redlichkeit fing der Prophet an, von seiner Seherkraft getäuscht; Gewalt und List halfen ausführen, was er göttlich und löblich fand. Er gedachte, dem Aufseher des heiligen Steins in seiner Würde zu folgen; aber der Parteigeist erhob einen seinen Tagen drohenden Aufruhr. Verkleidet, verfolgt, entfloh Mohammed durch die Palmenwälder von Mekka nach Jatreb, wo Juden ihm die Ersten der Stadt gewannen. Von demselben Tage, dem 16. Juli des 622sten Jahres (das ist die Hedschra), werden bei dem

Moslemin die Jahre gerechnet. Jatreb wurde Prophetenstadt — Medinat-al-Nabi — genannt. Fünfhundert Schüler nahmen ihn auf."

„Das ist aber der Islam, die Religion, die er gab: daß ein einiger Gott und Mohammed sein Prophet ist, durch den das Gesetz Mosis und Jesu die Vollendung erwarb. Nicht eine neue Lehre gab er, sondern eine den Begriffen, Vorurtheilen und Neigungen der morgenländischen Völker angemessene Ausmalung der Lehre, die so alt ist als die Welt. Weiter gab er das Gebot vieler Waschungen, den Sitten und Bedürfnissen warmer Länder gemäß; das Gebot fünf täglicher Gebete, auf daß der Mensch über sich und die sinnliche Welt sich emporschwingen lerne; die Ramadanfasten; das Almosen eines hundertsten Theils vom Vermögen; die Wallfahrt nach Mekka, wie von diesem allen die Anlage oder Sitte schon war. So ist die Untersagung des Weins und Schweinefleisches, die Feier des Freitags, theils älter, theils neuer, oder angerathen mehr als geboten. Er gab den Umständen gemäße Gesetze, eine Religion für Länder, welchen die Wärme und Hoheit des Islams größern Eindruck machte, als die Streitfragen der damaligen Theologen der christlichen Kirche. Die Begeisterung theilte sich mit und erhob die Gläubigen über alle Sichtbarkeit, über alle Macht vergänglicher Dinge, über den Tod selbst. Gleichwie der Aberglauben die Unterthanen des griechischen Kaiserthums niederschlug, so entbrannte der Araber durch die hohe Einfalt seiner, die Leidenschaften weniger einschränkenden Lehre."

„Ihre erste Kraft wurde in dem Kriege offenbar, durch den der Prophet seine Feinde zu Mekka unterwarf. An dem Orte Bedr — noch beten allda wallfahrtende Moslemin — erhielt er den ersten Sieg, und selig wurde gepriesen, wer für seinen Glauben gestorben. Gingen diese nicht ein in die ewige Freude schön bewässerter, schattiger Gärten, zum unaussprechlichen Genusse himmlischer Freuden? Duftete nicht das Wasser der Paradiesrosen ihnen aus den Perlmutterschalen der himmlischen Jünglinge entgegen?"

„Nach der Eroberung von Mekka erging sein Gebot an den Kaiser Heraklius von Constantinopel, an Chosru den König der Perser, an die arabischen Emirs, den Nagusch Statthalter von Aegypten: „Im Namen dessen, der Himmel und Erde, und von Ewigkeit her, auf ewige Zeiten, den Islam hervorgebracht hat, glaubet an Mohammed, Lehrer des göttlichen, allgemeinen Gesetzes!" Willig hörte Arabien, und nahm an, wie er die Lehren der Väter erneuerte."

„Als Mekka gehorchte, als Arabien anbetete, gebot Mohammed, in alle Lande den Islam zu bringen, durch Waffen oder Glauben die Nationen zu vereinigen. Er, vergiftet, wie man glaubt, in dem 63sten Jahre seines Alters, ging hinüber zu dem Ewigen, dessen Einheit und Allerbarmung er durch die Mühe seines ganzen Lebens zum Glauben und Gefühl der größern Hälfte der alten Welt gemacht hatte."

Preußens Wiedergeburt im Jahre 1813.

(Aus Venturini's, Predigers im Braunschweigischen, Chronik des 19ten Jahrhunderts.)

Keine Regierung war von Frankreich schmerzlicher beleidigt worden, als die preußische; — kein Volk hatte aber auch zugleich den Uebermuth frecher Sieger schonungsloser erfahren müssen, als das preußische. Grenzenloser Druck des gemeinschaftlichen Elends und der gemeinschaftlichen Schande verband daher in Preußen, wie in keinem andern europäischen Staate, das Volk und den König so fest, so innig und ausdauernd einander, daß große, für den oberflächlichen Beobachter ganz unerwartete und wunderähnliche Resultate aus jener Verbindung hervorgingen. Zum Glücke hatte früher, als das letzte Ungewitter über den preußischen Staat losbrach, die Regierung den Geist des Volkes begriffen, und das einzige Mittel erkannt, dem Uebermaße des Elends und der Schande ein Ziel zu setzen. Sie ließ den Geist frei, und machte das Volk kriegsgeübt im Stillen. Sie konnte eben deswegen darauf rechnen, daß, sobald nur die gewaltigen Fesseln der französischen Uebermacht durch Gottes rettende Allmacht zersprengt sein würden, sich mit dem freigegebnen Geiste des preußischen Volks zugleich eine Begeisterung entwickeln müsse, die nicht aus dem Rausche bewegter Leidenschaften allein, sondern mehr noch aus der Kraft richtiger und wahrer Erkenntniß dessen, was zur Rettung des Staats nothwendig erschien, hervorging. Napoleon's Spione konnten jene Kraft eben so wenig begreifen, als sie solche in ihren wundergleichen Wirkungen gehörig zu würdigen vermochten; denn der große Tyrann selbst täuschte sich ja durch den Wahn: die Völker des Nordens seien keines hochauflodernden Enthusiasmus für Freiheit, Ehre und Vaterland fähig.

Dem Volke konnte nicht zweifelhaft bleiben, wohin der Aufruf zur allgemeinen Bewaffnung deutete. Blücher, der hochverehrte Held und ruhmvolle Veteran, trat wieder in Dienst, und daß Er nur gegen, nie für die französische Tyrannei fechten werde, war Jedermann gewiß. Der König brauchte das durch Gründe der Politik noch zurückgehaltene Wort also nicht auszusprechen; — man wußte doch, was er wollte! Wie durch Zauberschlag erhob sich nunmehr die allgemeine Begeisterung. Der Wille und Wunsch des Volks eilte dem Befehle des geliebten Königs vorauf. Die Jugend der höheren Stände flog zu den Waffen, sobald nur die erste Aufforderung erfolgte, und die niederen Stände zeigten denselben Eifer. Selbst Staatsbeamte verließen ihre Posten, Familienväter ihre ruhigen Geschäfte, alte längstens für Invaliden gehaltene Offiziere ihre Zurückgezogenheit, um die Gefahren des Vaterlandes unter seinen Fahnen zu theilen. Wer keinen unmittelbaren Antheil am Kriege nehmen konnte, unterstützte den Kampf durch sein Vermögen, und indem Jeder opferte, was er, ohne sich selbst zu vernichten, der allgemeinen Sache darbringen konnte, entstand ein so schöner Wetteifer, daß selbst Fremde davon hingerissen wurden und beträchtliche Summen zur Rettung Preußens hergaben.

Binnen 24 Stunden hatten sich in der Hauptstadt 9000 zum Dienst

gemeldet. Von allen Seiten strömten begeisterte deutsche Jünglige herbei. Die Hörsäle der Universität, die Comptoire der Kaufleute, die Werkstätten der Handwerker wurden leer. Der Geist des Vaterlandes ergriff auch die Frauen, und durch die Reize, welche sie über das große Unternehmen der Vaterlandsbefreiung verbreiteten, halfen sie dem nach, was die Staatsgewalt nimmer zu bewirken vermochte. Nicht nur opferten die Edelsten ihre Kostbarkeiten, sondern sie übernahmen selbst die lästige Verbindlichkeit, die kranken und verwundeten Vaterlands-Krieger zu pflegen. Allen Frauen des Königreichs ging die Gemahlin des Prinzen Wilhelm mit erhabenem Beispiele voran. Sie war die Seele der edlen Frauen-Vereine, sie das Muster der Standhaftigkeit und ausdauernden Geduld in den trüben Tagen, die Preußen, bevor es den herrlichen Siegeskranz errang, erst noch erfahren sollte. Eben diese hohen Opfer stärkten das National-Gefühl, entflammten es täglich mehr, und ließen der Regierung fast nichts mehr zu thun übrig, als durch ihre ordnende Hand das Ganze zur Einheit und Harmonie zu bilden. Zum sichtbaren Zeichen der schönen Volksvereinigung bestimmte nun eine königliche Verordnung vom 22. Febr. die schwarz und weiße National-Kokarde, welche alle Männer, die das 20. Jahr zurückgelegt haben, tragen sollten. Die Schlechten und Feigen wurden jedoch jenes Vorrechts, jenes Ehrenzeichen zu tragen, beraubt, und den für des Vaterlandes Nothstand gefühllosen Vätern oder Vormündern die pfiffigen Auswege, ihre Söhne oder Mündel dem Dienste des Vaterlandes zu entziehen, versperrt. Den jungen, rüstigen Staatsdienern ward durch ein offenes Schreiben des Monarchen vom 27. Februar zugesichert, daß, während sie unter den Fahnen stehen würden, ihr Gehalt ihnen bleiben, und ihre Stellen von den zurückbleibenden Staatsdienern unentgeltlich verwaltet werden sollten. Diese Erklärung wirkte wie ein Talisman so gewaltig, daß der König sich genöthigt sah, diejenigen, welche, damit das Staatsgetriebe nicht in's Stocken gerathe, zurückbleiben mußten, zu beruhigen.

Um diese Zeit traf der Kaiser Alexander, den Friedrich Wilhelm unweit Oels in Schlesien bewillkommnet hatte, zu Breslau ein. Schon war der tapfere York, in Verbindung mit dem russischen Feldherrn Wittgenstein, unter unbeschreiblichem Jubel in Berlin eingezogen, und die Trümmern des französischen Heeres eilten in wilder Flucht der Elbe zu, da erklang des edlen Königs Aufruf an sein Volk und an sein Heer. Worte, mit Wahrheit und Kraft aus dem Herzen gesprochen, die des Eingangs zum Herzen eines in Leiden gereiften Volks nicht verfehlten. „Jetzt," sagte der hochherzige König, „ist der Augenblick gekommen, wo alle Täuschung über unsern Zustand aufhört. Brandenburger, Preußen, Schlesier, Pommern, Litthauer! Ihr „wißt, was ihr seit fast sieben Jahren erduldet habt, ihr wißt, was euer „trauriges Loos ist, wenn wir den beginnenden Kampf nicht ehrenvoll „enden! — Welche Opfer auch von Einzelnen gefordert werden mögen, „sie wiegen die heiligen Güter nicht auf, für die wir sie hingeben, für die „wir streiten und siegen müssen, wenn wir nicht aufhören wollen, Preußen „und Deutsche zu sein. Es ist der letzte entscheidende Kampf, den wir

„bestehen für unsere Existenz, unsere Unabhängigkeit, unsern Wohlstand. Kei„nen andern Ausweg giebt es, als einen ehrenvollen Frieden oder einen „ruhmvollen Untergang! Auch diesem würdet ihr getrost entgegengehen um „der Ehre willen, weil ehrlos der Preuße und der Deutsche nicht zu leben „vermag!"

Und so sprach er zum Heere: „Fühlt doppelt eure heilige Pflicht! des „Einzelnen Ehrgeiz, er sei der Höchste oder der Geringste im Heere, ver„schwinde in dem Ganzen. Wer für das Vaterland fühlt, denkt nicht an „sich. Den Selbstsüchtigen treffe Verachtung, wo nur dem allgemeinen Wohl „es gilt. Der Sieg geht aus von Gott! Zeigt euch seines hohen Schutzes „würdig durch Gehorsam und Pflichterfüllung. Muth, Ausdauer, Treue „und strenge Ordnung sei euer Ruhm! Wir kämpfen den großen Kampf um „des Vaterlandes Unabhängigkeit. Vertrauen auf Gott! Muth und Ausdauer „sei unsere Loosung!"

Siehe, da erstand das begeisterte Heer des Vaterlandes, und kein treffenderes Zeichen konnte ihm gegeben werden, als das eiserne Kreuz!

II. Der beschreibende geschichtliche Styl.

Die Beschreibung umfaßt alles, was jetzt um uns existirt, und schließt alles aus, was nicht mehr ist, man müßte sich denn das Vergangene als noch gegenwärtig denken. Die vielen Gegenstände, die demnach beschrieben werden können, gehören entweder im Allgemeinen zur Natur, oder machen insbesondere einen Theil der Erde aus. Von jenen spricht

1. Die Naturbeschreibung, von diesen
2. Die Erdbeschreibung.

1. Die Naturbeschreibung

wird gewöhnlich, aber unrichtig, Naturgeschichte genannt, und betrifft nicht nur die drei sogenannten Naturreiche, sondern auch die Erde im Ganzen, ihr Verhältniß zu den übrigen Weltkörpern, und endlich auch das ganze große Weltgebäude mit allen zahllosen Sternen. Denn das alles gehört ja zur Natur.

Aus Vollmer's, Prof. der Physik in München, Natur- und Sittengemälde der Tropen-Länder.

(Professor Vollmer war 1818 von Rio-Janeiro in Brasilien in das Innere des Landes gereist, und erzählt hier von seiner Rückreise aus dem Innern nach der Küste.)

Die Berge umgehend, traf ich, bevor ich an die Küstenkette gelangte, in den Thälern, welche keinen Abfluß haben, und daher periodisch bald

Seen, bald Sümpfe sind, den Tapir häufig an; allein das Thier ist so scheu und flüchtig, daß man glaubt, es schlafe im Stehen, mit den sehr gebogenen Hauzähnen an den Zweig eines Baumes gehängt; und ich konnte keins derselben erreichen; so wie man sich ihm nähert, entschlüpft er in die undurchdringlichen Bambuswälder, wohin man ihm nicht folgen kann.

Allein eine andere Erscheinung belohnte meine an den Tapir vergeblich gewandte Mühe. Da, wo diese Seen gegen die Ufer zu flacher werden, überdecken sie eine Art sumpfigen Rasen, in welchem kleine Schaalthiere, Frösche, Schlangen, Eidechsen, Salamander, kurz alle die zahllosen Gewürme der stehenden Wasser sich aufhalten.

Zu ihnen gesellen sich nun ihre Feinde in Schaaren, ja, es klingt fast übertrieben, allein es ist es nicht, millionenweise versammeln sich hier Reiher, Kraniche, Flamingos, Ibis, Schnepfen, Störche, und all das langbeinige Volk, das von den Sumpfthieren lebt; — oft sind sie so dicht beisammen, daß man das Wasser, in welchem sie stehen, nicht sieht, die Ufer umgeben sie in enggeschlossenen Reihen, als wären sie regimenterweise aufmarschirt, als wollten sie in Colonnen einen Angriff auf die armen Lachenbewohner machen, und sie vernichten.

Merkwürdig ist es, wie diese Thiere begierig fressen; ich habe hundertmal gesehen, denn die Erscheinung dieser, von Vögeln bewohnten, Seen ist in Brasilien überhaupt nichts seltnes, daß ein Reiher zehn bis zwölf kleine Schlangen mit großem Appetit verspeiste, wo ich geglaubt hätte, fünf derselben müßten hinlänglich sein, den ganzen Vogel bis zum Platzen anzufüllen.

Da, wo das Wasser tief ist, fischen sie auch; es sind dies jedoch nicht Schwimmvögel; sie müssen also zu einem andern Mittel ihre Zuflucht nehmen. So sieht man sie denn in Massen, schwebend nahe über der Oberfläche des Wassers, gleich den Schwalben, dahinziehen, urplötzlich in das Wasser eintauchen, und mit träufelndem Fittig sich sogleich wieder erheben, das Gefieder gesträubt schüttelnd, um sich zu trocknen; allein sie haben eine Schlange oder einen Wasser-Salamander erwischt, und darin sind sie äußerst geschickt.

Nur freilich müssen sie ihre Verwegenheit oft mit ihrem Leben bezahlen; denn unter den dicken, flachen Blättern einer Wasserlilie oder in den Sprößlingen des Rohrs, liegt versteckt die scheußliche, graue Bava, ein kleines, fünf bis 6 Fuß langes Krokodill, oder der große Kaiman, welcher den armen Taucher beim Kopfe faßt, da er dann nicht so gut fortkommt wie der Kranich in der Fabel.

Das Krokodill ist überhaupt den kleineren Thieren ein fürchterlicher Feind; seinem alles verschlingenden Rachen entgeht nicht leicht die gewählte Beute; nur Pferde und Stiere sind im Stande, durch die Flucht sich zu retten; hat er sie jedoch einmal gefaßt, so möchte man zu den armen sagen, wie ein Lied von dem Bösen spricht: „hat dich der Teufel bei einem Haar, so hat er dich bald ganz und gar.“ Denn sein scharfes Gebiß läßt die gefaßte Beute

nicht fahren, und da es das Thier gewöhnlich beim Munde ergreift, so ist es auch ganz wehrlos.

Zudem sind seine Augen beide nahe bei einander oben an dem Kopfe; es sieht daher alles, was über ihm ist. Nicht so bemerkt das zum Trinken kommende Thier den unter dem Wasser lauernden Feind.

Eidechsen der verschiedensten Gattung, oft von dem widerwärtigsten Ansehen, oft gezeichnrt mit den schönsten lebhaftesten Farben, beleben diese Gewässer, und ihre Zahl würde Legion werden, wenn sie nicht alle ihre Feinde hätten. Sie, wie das Krokodill, legen ihre Eier in den Sand, oder in das Erdreich des Ufers, der Sonne das Geschäft des Brütens überlassend.

Diese sehr wohlschmeckenden Eier suchen nun die Wilden häufig auf, da die Spur leicht zu finden ist, weil das Weibchen nach dem Legen und Verscharren der Eier sich darauf umherwälzt, um die Spur zu vertilgen, aber dadurch gerade die Spur zeigt. Das zum Wasser kommende Vieh zertritt viele, die mannichfaltigen Iltis- und Marderarten, die Armadille und die Geier suchen sie auf, und so werden neun Zehntel vertilgt.

Nun lehrt der Instinkt dem Krokodill, daß es jetzt Zeit sei, nach seiner Brut zu sehn. Männchen und Weibchen gehen nach dem Platze, wo sie liegen, und wenn sie welche finden, so zerbrechen sie die Schale, um das Auskriechen der Jungen zu bewirken. Da frißt der Papa sogleich ein jedes Junge, ohne sich einen Kindermörder zu schelten; nur das bleibt verschont, was sich auf den Rücken der Mutter rettet. Jetzt geht diese mit ihrer süßen Last nach dem Wasser. Was unterweges herabfällt, und sie hat nicht den sanftesten Gang, wird von ihr verspeis't, eben so jedes Junge, was nicht schwimmen kann. So bleibt von der ganzen Brut vielleicht eins übrig, und wie günstig muß sein Schicksal sein, wenn es groß werden soll.

So sorgt die Natur, daß das nöthige Gleichgewicht nie gestört werde; so zeigen sich überall ihre weisen Anordnungen. —

Das nächtliche Thierleben im Urwalde.

(Von Alexander von Humboldt.)

(Abgekürzt.)

Wenn die, stammweise so verschiedene Lebendigkeit des Naturgefühls, wenn die Beschaffenheit der Länder, welche die Völker gegenwärtig bewohnen oder auf früheren Wanderungen durchzogen haben, die Sprachen mehr oder minder mit scharf bezeichnenden Wörtern für Berggestaltung, Zustand der Vegetation, Anblick des Luftkreises, Umriß und Gruppirung der Wolken bereichern; so werden durch langen Gebrauch und durch literarische Willkür viele dieser Bezeichnungen von ihrem ursprünglichen Sinne abgewendet. — —

Des Menschen Rede wird aber durch alles belebt, was auf Naturwahrheit hindeutet, und das unablässige Streben nach dieser Wahrheit ist im Auffassen der Erscheinungen, wie in der Wahl des bezeichnenden Ausdrucks der Zweck aller Naturbeschreibung . . . . Sie wirkt anregend auf das Gemüth da, wo sie einer ästhetischen Behandlung großer Naturerscheinungen

fähig ist. Zu diesen letztern gehört vorzugsweise die unermeßliche Waldgegend, welche in der heißen Zone von Südamerika die mit einander verbundenen Stromgebiete des Orinoco und des Amazonenflusses füllt. Es verdient diese Gegend im strengsten Sinne des Worts den Namen **Urwald**, mit dem in neuerer Zeit so viel Mißbrauch getrieben wird. **Urwald**, **Urzeit** und **Urwelt** sind ziemlich unbestimmte Begriffe, meist nur relativen Gehalts. Soll jeder wilde Forst voll dichten Baumwuchses, an den der Mensch nicht die zerstörende Axt gelegt, ein Urwald heißen; so ist die Erscheinung vielen Theilen der gemäßigten und kalten Zone eigen. Liegt aber der Charakter in der Undurchdringlichkeit, in der Unmöglichkeit sich in langen Strecken zwischen Bäumen von 8 bis 12 Fuß Durchmesser durch die Axt einen Weg zu bahnen, so gehört der Urwald ausschließlich der Tropengegend an. Auch sind es keineswegs immer die strickförmigen, rankenden, kletternden Schlingpflanzen (Lianen), welche, wie man in Europa fabelt, die Undurchdringlichkeit verursachen. Das Haupthinderniß sind die, allen Zwischenraum füllenden, strauchartigen Gewächse, in einer Zone, wo Alles, was den Boden bedeckt, holzartig wird. Wenn Reisende, kaum in einer Tropengegend gelandet, und dazu noch auf Inseln, schon, in der Nähe der Küste, glauben in Urwälder eingedrungen zu sein: so liegt die Täuschung wohl nur in der Sehnsucht nach Erfüllung eines lange gehegten Wunsches. Nicht jeder Tropenwald ist ein Urwald .... Wenn man die Waldgegend, welche ganz Südamerika zwischen den Grassteppen von Venezuela und den Pampas von Buenos Aires durchzieht, mit einem Blicke umfaßt; so erkennt man, daß dieser zusammenhangenden Hylaea der Tropenzone keine andere an Ausdehnung auf dem Erdboden gleichkommt. Sie hat ungefähr 12 Mal den Flächeninhalt von Deutschland. Nach allen Richtungen von Strömen durchschnitten, deren Bei- und Zuflüsse erster und zweiter Ordnung unsre Donau und unsern Rhein an Wasserreichthum bisweilen übertreffen, verdankt sie die wundersame Ueppigkeit ihres Baumwuchses der zwiefach wohlthätigen Einwirkung großer Feuchtigkeit und Wärme. In der gemäßigten Zone, besonders in Europa und dem nördlichen Asien, kann man die Wälder nach Baumgattungen trennen, die als **gesellige Pflanzen** (plantae sociales) zusammenwachsen und die einzelnen Wälder bilden. Eine solche Einförmigkeit in der Zusammenstellung ist den Tropenwaldungen fremd. Eine Unzahl von Familien drängt sich hier zusammen; selbst in kleinen Räumen gesellt sich kaum Gleiches zu Gleichem. Mit jedem Tage, bei jedem Wechsel des Aufenthalts bieten sich dem Reisenden neue Gestaltungen dar; oft Blüthen, die er nicht erreichen kann, wenn schon Blattform und Verzweigung seine Aufmerksamkeit anziehen.

Die Flüsse mit ihren zahllosen Seitenarmen sind die einzigen Wege des Landes. Astronomische Beobachtungen, oder, wo diese fehlen, Compaß-Bestimmungen der Flußkrümmung haben zwischen dem Orinoco, dem Cassiquiare und dem Rio Negro mehrfach gezeigt, wie in der Nähe einiger wenigen Meilen zwei einsame Missionsdörfer liegen, deren Mönche anderthalb Tage brauchen, um in dem aus einem Baumstamm gezimmerten Canoe, den Windungen kleiner Bäche folgend, sich gegenseitig zu besuchen. Den auffallendsten

Beweis von der Undurchdringlichkeit einzelner Theile des Waldes gibt aber ein Zug aus der Lebensweise des großen amerikanischen Tigers oder pantherartigen Jaguars. Während durch Einführung des europäischen Rindviehs, der Pferde und Maulesel die reißenden Thiere in den Llannos und Pampas, in den weiten baumlosen Grasfluren von Varinas, dem Meta und Buenos Aires reichliche Nahrung finden und sich seit der Entdeckung von Amerika dort, im ungleichen Kampf mit den Viehheerden, ansehnlich vermehrt haben; führen andre Individuen derselben Gattung in dem Dickicht der Wälder, den Quellen des Orinoco nahe, ein mühevolles Leben. Der schmerzhafte Verlust eines großen Hundes vom Doggengeschlecht (unseres treuesten und freundlichsten Reisebegleiters) in einem Bivouac nahe bei der Einmündung des Cassiquiare in den Orinoco, hatte uns bewogen, ungewiß ob er vom Tiger zerrissen sei, aus dem Insektenschwarm der Mission Esmeralda zurückkehrend, abermals eine Nacht an demselben Orte zuzubringen, wo wir den Hund so lange vergebens gesucht. Wir hörten wieder in großer Nähe das Geschrei der Jaguars, wahrscheinlich derselben, denen wir die Unthat zuschreiben konnten. Da der bewölkte Himmel alle Sternbeobachtungen hinderte, so ließen wir uns durch den Dolmetscher wiederholen, was die Eingebornen, unsre Ruderer, von den Tigern der Gegend erzählten . . . .

Es findet sich unter diesen nicht selten der sogenannte schwarze Jaguar, die größte und blutgierigste Abart, mit schwarzen, kaum sichtbaren Flecken auf tief dunkelblauem Felle. Sie lebt am Fuße der Gebirge Maraguaca und Naturan. „Die Jaguars", erzählte ein Indianer aus dem Stamm der Durimunder, „verirren sich aus Wanderungslust und Raubgier in so undurchdringliche Theile der Waldung, daß sie auf dem Boden nicht jagen können und, ein Schreckniß der Affenfamilien und der Viverre mit dem Rollschwanze, lange auf den Bäumen leben." . . . .

Von der Insel des Diamante an, auf welcher die spanisch sprechenden Zambos Zuckerrohr bauen, tritt man in eine große und wilde Natur. Die Luft war von zahllosen Flamingos (Phoenicopterus) und andern Wasservögeln erfüllt, die, wie ein dunkles, in seinen Umrissen stets wechselndes Gewölk, sich von dem blauen Himmelsgewölbe abhoben. Das Flußbett verengte sich bis zu 900 Fuß Breite und bildete in vollkommen grader Richtung einen Kanal, der auf beiden Seiten von dichter Waldung umgeben ist. Der Rand des Waldes bietet einen ungewöhnlichen Anblick dar. Von der fast undurchdringlichen Wand riesenartiger Stämme von Caesalpinia, Cedrela und Desmanthus erhebt sich auf dem sandigen Flußufer selbst, mit großer Regelmäßigkeit eine niedrige Hecke von Sanso. Sie ist nur 4 Fuß hoch und besteht aus einem kleinen Strauche, Hermesia castaneifolia, welcher ein neues Geschlecht aus der Familie der Euphorbiaceen bildet. Einige schlanke dornige Palmen, Pareti und Corozo von den Spaniern genannt, stehen der Hecke am nächsten. Das Ganze gleicht einer beschnittenen Gartenhecke, die nur in großen Entfernungen von einander thorartige Oeffnungen zeigt.

Die großen vierfüßigen Thiere des Waldes haben unstreitig diese Oeffnungen selbst gemacht, um bequem an den Strom zu gelangen. Aus ihnen sieht man, vorzüglich am frühen Morgen und bei Sonnenuntergang, heraustreten, um ihre Jungen zu tränken: den amerikanischen Tiger, den Tapir und das Nabelschwein. Wenn sie, durch ein vorüberfahrendes Canoe der Indianer beunruhigt, sich in den Wald zurückziehen wollen, so suchen sie nicht die Hecken des Sanso mit Ungestüm zu durchbrechen, sondern man hat die Freude, die wilden Thiere vier bis fünfhundert Schritt langsam zwischen der Hecke und dem Fluß fortschreiten und in der nächsten Oeffnung verschwinden zu sehen.

Während wir 74 Tage lang auf einer wenig unterbrochenen Fluß-Schifffahrt von 580 geographischen Meilen auf dem Orinoco, bis seinen Quellen nahe, auf dem Cassiquiare und dem Rio Negro in ein enges Canoe eingesperrt waren, hat sich uns an vielen Punkten dasselbe Schauspiel wiederholt; ich darf hinzusetzen: immer mit neuem Reize. Es erschienen, um zu tränken, sich zu baden oder zu fischen, gruppenweise Geschöpfe der verschiedensten Thierklassen: mit den großen Mammalien vielfarbige Reiher, Palamedeen und die stolz einherschreitenden Hokkohühner. „Hier geht es zu wie im Paradiese," sagte mit frommer Miene unser Steuermann, ein alter Indianer, der in dem Hause eines Geistlichen erzogen war. Aber der süße Friede goldner Urzeit herrscht nicht in dem Paradiese der amerikanischen Thierwelt. Die Geschöpfe sondern, beobachten und meiden sich. Die Capybara, das 3 bis 4 Fuß lange Wasserschwein, eine colossale Wiederholung des gewöhnlichen brasilianischen Meerschweinchens, wird im Fluß vom Krokodill, auf dem Trocknen vom Tiger gefressen. Es läuft dazu so schlecht, daß wir mehrmals einzelne aus der zahlreichen Heerde haben einholen und erhaschen können.

Unterhalb der Mission von Santa Barbara do Arichuna brachten wir die Nacht wie gewöhnlich unter freiem Himmel, auf einer Sandfläche am Ufer des Apure zu. Sie war von dem nahen, undurchdringlichen Walde begrenzt. Wir hatten Mühe, dürres Holz zu finden, um die Feuer anzuzünden, mit denen nach der Landessitte jedes Bivouac wegen der Angriffe des Jaguar umgeben wird. Die Nacht war von milder Feuchte und mondhell. Mehrere Krokodille näherten sich dem Ufer. Ich glaube bemerkt zu haben, daß der Anblick des Feuers sie ebenso anlockt, wie unsere Krebse und manche andere Wasserthiere. Die Ruder unserer Nachen wurden sorgfältig in den Boden gesenkt, um unsere Hängematten daran zu befestigen. Es herrschte tiefe Ruhe; man hörte nur bisweilen das Schnarchen der Süßwasser-Delphine, welche dem Flußnetze des Orinoco wie dem Ganges bis nach Benares hin eigenthümlich sind und in langen Zügen auf einander folgten.

Nach 11 Uhr entstand ein solcher Lärmen im nahen Walde, daß man die übrige Nacht hindurch auf jeden Schlaf verzichten mußte. Wildes Thiergeschrei durchbebte den Forst. Unter den vielen Stimmen, die gleichzeitig ertönten, konnten die Indianer nur die erkennen, welche nach kurzer Pause einzeln gehört wurden. Es waren das einförmig jammernde Geheul des Aluator (Brüllaffen), der winselnde, fein flötende Ton der kleinen Sapaguas, das

schnarrende Murren des gestreiften Nachtaffen, das abgesetzte Geschrei des großen Tigers, des Cuguars oder ungemähnten amerikanischen Löwen, des Pecari, des Faulthiers und einer Schaar von Papageien, Paraquas und anderer fasanenartiger Vögel.

Wenn die Tiger dem Rande des Waldes nahe kamen, suchte unser Hund, der vorher ununterbrochen bellte, heulend Schutz unter den Hängematten. Bisweilen kam das Geschrei des Tigers von den Höhe eines Baumes herab. Es war dann stets von den klagenden Pfeifentönen der Affen begleitet, die der ungewohnten Nachstellung zu entgehen suchten.

Fragt man die Indianer, warum in gewissen Nächten ein so anhaltendes Lärmen entsteht, so antworten sie lächelnd: „die Thiere freuen sich der schönen Mondhelle, sie feiern den Vollmond.“ Mir schien die Scene ein zufällig entstandener, lang fortgesetzter, sich steigernd entwickelter Thierkampf. Der Jaguar verfolgt die Nabelschweine und Tapirs, die dicht aneinander gedrängt das baumartige Strauchwerk durchbrechen, welches ihre Flucht behindert. Davon erschreckt, mischen von dem Gipfel der Bäume herab die Affen ihr Geschrei in das der größeren Thiere. Sie erwecken die gesellig horstenden Vogelgeschlechter und so kommt allmälig die ganze Thierwelt in Aufregung. Eine längere Erfahrung hat uns gelehrt, daß es keineswegs immer „die gefeierte Mondhelle“ ist, welche die Ruhe der Wälder stört. Die Stimmen waren am lautesten bei heftigem Regengusse, oder wenn bei krachendem Donner der Blitz das Innere des Waldes erleuchtet. Der gutmüthige, viele Monate schon fieberkranke Franziskaner-Mönch, der uns durch die Katarakten von Atures und Maypures nach San Carlos dos Rio Negro bis an die brasilianische Grenze begleitete, pflegte zu sagen, wenn bei einbrechender Nacht er ein Gewitter fürchtete: „möge der Himmel, wie uns selbst, so auch den wilden Bestien des Waldes eine ruhige Nacht gewähren.“

Mit den Naturscenen, die ich hier schildere, und die sich oft für uns wiederholten, contrastirt wundersam die Stille, welche unter den Tropen an einem ungewöhnlich heißen Tage in der Mittagsstunde herrscht. Ich entlehne demselben Tagebuche eine Erinnerung an die Flußenge des Baraguan. Hier bahnt sich der Orinoco einen Weg durch den westlichen Theil des Gebirges Parime. Was man an diesem merkwürdigen Paß eine Flußenge nennt, ist ein Wasserbecken von nahe 890 Toisen (5340 Fuß) Breite. Außer einem alten dürren Stamme der Aubletia und einer neuen Apocinee, Allamanda salicifolia, waren an dem nackten Felsen kaum einige silberglänzende Croton-Sträucher zu finden. Ein Thermometer, im Schatten beobachtet, aber bis auf einige Zoll der Granitmasse thurmartiger Felsen genähert, stieg auf mehr als 40° Réaumur. Alle fernen Gegenstände hatten wellenförmig wogende Umrisse, eine Folge der Spiegelung oder optischen Kimmung (mirage). Kein Lüftchen bewegte den staubartigen Sand des Bodens. Die Sonne stand im Zenith; und die Lichtmasse, die sie auf den Strom ergoß und die von diesem, wegen einer schwachen Wellenbewegung funkelnd, zurückstrahlt, machte bemerkbarer noch die nebelartige Röthe, welche die Ferne umhüllte. Alle Felsblöcke und nackten Steingerölle waren mit einer Unzahl von großen, dickschuppigen

Iguanen, Gecko-Eidechsen und bunt gefleckten Salamandern bedeckt. Unbeweglich, den Kopf erhebend, den Mund weit geöffnet, scheinen sie mit Wonne die heiße Luft einzuathmen. Die größeren Thiere verbergen sich dann in das Dickicht der Wälder, die Vögel unter das Laub der Bäume oder in die Klüfte der Felsen; aber lauscht man bei dieser scheinbaren Stille der Natur auf die schwächsten Töne, die uns zukommen, so vernimmt man ein dumpfes Geräusch, ein Schwirren und Sumsen der Insekten, dem Boden nahe und in den untern Schichten des Luftkreises. Alles verkündigt eine Welt thätiger, organischer Kräfte. In jedem Strauche, in der gespaltenen Rinde des Baumes, in der von Hymenoptern bewohnten, aufgelockerten Erde regt sich hörbar das Leben. Es ist wie eine der vielen Stimmen der Natur, vernehmbar dem frommen, empfänglichen Gemüthe des Menschen.

2. Die Erdbeschreibung.

Dahin wird alles gerechnet, was zur näheren Kenntniß der Erde und ihrer Bewohner gehört, also nicht blos die Natur der Erde: die Beschaffenheit ihrer Oberfläche, das Klima, die Produkte, sondern auch die darauf wohnenden Menschen und ihre Einrichtungen. Sie zerfällt also

a. in die physikalische,
b. in die politische Erdbeschreibung.

In jene gehört das, was die Natur hervorgebracht hat, in diese, was von Menschen bewirkt worden ist, z. B. die Beschreibung der Städte, der Staatseinrichtungen, der Fabriken, des Handels, des Zustandes der Wissenschaften gehört in den Kreis der politischen Erdbeschreibung. Hingegen die Beschreibung des Bodens, der Gebirge, der Flüsse, des Pflanzenlebens wird zum Kreise der physikalischen Erdbeschreibung gerechnet.

a. Zur physikalischen Erdbeschreibung.

Ansicht von Quito und dessen Umgegend.

(Aus Vollmer's Gemälde der Tropenländer.)

Ich kam auf das hohe Plateau, auf welchem Quito liegt. Da stand ich an dem Ziele meiner heißesten Wünsche; da stand ich in dem Athem der kühlenden Morgenröthe, unter mir chaotisch verwirrt die Welt noch in des Schlafes Armen. — Das Auge vermag nicht zu unterscheiden, was die fliehende Nacht in ihr düstres Grau hüllt, was Apollo noch nicht mit seinen leuchtenden Augen überschaut; er zögert noch ruhend in der reizenden Thetis

Schooß, aber er sendet Iris voran mit ihren bunten Schleiern. Im Westen rollt der ferne Donner eines dahin schwebenden Gewitters am Horizont. — —

Ha! welch' ein Anblick! — ein flammender Regenbogen, ein ganzer Kreis überzieht den ungemessenen Raum. Wohin wende ich mein Auge — dort Aurora, Blumen auf den Pfad ihres Lieblings streuend, verkündend den mächtigen Gott des Tages, — hier Iris, die Fingerspitzen in der Sonne Gold getaucht, die Himmelsdecke malend, mit allen Reizen. Phantasus reicht ihr die Farben, mit tiefem Purpur säumt sie die Wolken, mit fern leuchtendem Feuer die Wölkchen, Rosengluth überfliegt den ganzen Himmel, des Morgens Flügelthore öffnen sich — da steht Helios in stiller Majestät.

Und tausend Chöre hallen ihm entgegen, wirbelnd steigt der Lobgesang der erwachenden Natur hinauf zum Throne des großen Geistes; niederfällt der Mensch, anbetend ihn, der alles schuf und herrlich schuf.

Und das Chaos zu meinen Füßen entwirrt sich; fernhin schweift der Blick zum Chimborazzo, zu dem mächtigen Pfeiler, der des Himmels Kuppel zu tragen scheint; im Silberschmuck erglänzt sein ergrautes Haupt, jugendlich grünt sein Gürtel, und blühend umziehen Palmenwälder seinen Fuß; höher steigt die Sonne, und zeigt mir den Hirten, seiner Heerde pflegend, die Bewohner der Felder und die Sänger des Haines, und den fliegenden Flamingo, eine Flamme von zwei flammenden Schwingen getragen. Höher steigt die Sonne — und läßt mich sehn die bunten Kinder der Erde, welche ihren feurigen Küssen die entgegenschwellenden Lippen bieten, — und das tiefe blaue Himmelsgewölbe umschließt sie alle mit liebenden Armen und fächelt mit sanftem Wehen die Gluth des Tages von ihren erröthenden Wangen.

Wessen Pinsel das malen könnte! —

Wie reizend, wie unendlich schön ist die Mannigfaltigkeit der Gewächse, mit denen die gütige Natur diesen reizenden Erdstrich geschmückt hat! Hier sieht man gesellig bei einander die schlanken baumhohen Gräser, die Arundo- und Bambusarten mit für ihre Höhe zartem Stamme, der leicht und zierlich im leisen Winde sich wiegt und seine flüsternden Blätter darin spielen läßt; Gräser, welche von einem Knoten zum andern 18—20 Fuß messen, andere, deren Höhe 40, 50—100 Fuß erreicht, und welche der Gegend einen ungemein fröhlichen, freundlichen Charakter ertheilen, während die fast für sich und einzeln stehenden baumartigen Aloen, mit zweiglosen Stämmen, die Blätter sternartig von dem Gipfel desselben aussendend, der Landschaft etwas Ernstes, Schwermüthiges ertheilen.

Dort unter dem reinen Himmel sollte man ewig leben, von keinen Plagen heimgesucht, mit allen Reichthümern überschüttet — beim Himmel! Quito ist das verzogene Kind der Isis. Die glücklichen Thäler, die ich hier übersah, sind alle bebaut, und lohnen mit ununterbrochenen Ernten die geringe Mühe des Landmannes. Kein Frost vernichtet seine Hoffnungen, kein Hagel schlägt die Früchte seines Schweißes nieder, unglaublich ist die Kraft dieses Bodens; ohne Düngung, die man gar nicht kennt, ist Egge, Pflug und Sichel immer und zugleich in Bewegung. Man kann sich nichts Reizenderes

denken, als eine Uebersicht von diesen Bergen auf das Bestreben der Natur, alles in der üppigsten Fülle hervorzubringen. Warme und kalte Quellen rieseln aus jeder Vertiefung hervor, die Fluren zu befeuchten. Zahm und ohne Scheu kommt der Hirsch, kommt das Reh in seinen vielen Varietäten, kommt das sonst furchtsame kleine Häschen, um zu trinken, der kleine wunderhübsche Löwenaffe, mit seinem weißen Spitzenkragen, guckt schlau zwischen den Blättern, oder aus einem ausgehöhlten Apfel hervor, in welchen er sich hinein und durch welchen er sich durchgebissen hat, läßt sich durch eine frische Mandel locken, sie aus der Hand zu nehmen. Der Tuncan im glänzenden Schwarz mit seinem großen, goldgelben Schnabel sieht so wunderlich aus, daß man in Versuchung geräth, zu fragen: Schnabel, wo willst du mit dem Vogel hin? — dort schwingt sich leichten Fluges ein Pfau auf die hohen, flachen Blätter einer Musa paradisiaca, und läßt stolz und wohlgefällig sein prächtiges Kleid im Glanz der Sonne spielen. Hier kommt der Cacadu neugierig heran, entfaltet seinen schönsten Kamm; dort bläht sein sträubendes Gefieder der Juno schöner Vogel, der Argus, hundert braune Augen auf jeder Feder; der Colibri Feuerfunken brennen auf allen Blättern, nirdends Verderben, überall Lust und Freude, überall heiteres Leben.

Immer höher nach dem Norden hinauf steigt die Sonne, um den Sommer dort zu bereiten, während hier der Herbst mit allen seinen tausendfältigen Reizen eintritt.

Nicht etwa, daß man in dieser Jahreszeit mehr Früchte fände als gewöhnlich; zu glücklich ist dieser Garten, dieses Eden, in dem Blüthen, Früchte, reif und grün, zugleich auf allen Bäumen hangen, die Natur selbst nimmt eine andere Gestalt an. Vergebens ist es, die bunte Farbenpracht des tropischen Nachsommers malen zu wollen; welche Feder hätte Kraft, welcher Pinsel Reichthum genug, um diese Schönheiten, mit denen fast kokettirend die üppige Natur sich beim Abschiednehmen schmückt, zu malen; die Blätter aller Pflanzen, vom Lorbeer zum Kaffee, vom Eisenbaum zum Mahagoni, welche ihr Laub wechseln, verändern ihre Farbe in allen Schattirungen, vom klarsten Gelb zum Chamois, Roth, Purpur und Scharlachbraun; und die dasselbe behalten, gehen in ein blasseres, oder dunkleres Blau über; dabei sind die Farben von einer außerordentlichen Lebhaftigkeit, von einem Glanz, der nicht begreifen läßt, daß hier sterbende oder abgestorbene Pflanzen sein sollen, und nun, als wolle die gütige Mutter-Erde selbst den Gedanken der Vergänglichkeit und des Dahinscheidens aus diesem ihren Lieblingsaufenthalte verbannen, so ist noch, ehe die Blätter fallen, ein jeder Baum, ein jeder Strauch mit neuem Laub von frischem lebhaften Grün unseres Mai geschmückt, und nun denke man sich, wer eine lebhafte Phantasie besitzt, dies wunderbare Gemisch der neuen reinen Blätter mit den bunten des vorigen Jahres vereint, auf einem Ast, die Blüthen in ihrer unglaublichen Schönheit, die lockenden, durchsichtigen, mit lauter Saft gefüllten Früchte, welche, von der Sonne beschienen, wie Ampeln von buntem Glas aussehen, als wären sie bei einer Illumination zur Zierde zwischen die Aeste gehängt.

Ihre Blumenpyramiden mit tausend Armen streckt funfzig Fuß hoch in die Luft der Ajave, ein Thurm, ein Obelisk von Blüthen. Die prächtige Jucca ragt mächtig hinauf, jeder Zweig trägt an seiner Spitze einen manns-hohen Blumenschaft, welcher wagerechte Zweige nach allen Seiten aussendet, die mit weißen, rothen und gelben Glocken reich behängt sind. Fünf bis sechs Wochen dauert jede Blüthe, und vergeht nur, um den Zweig, an welchem sie saß, zu theilen, damit an ihrer Stelle im nächsten Jahre zwei oder drei eben so herrliche Blumen erscheinen.

Ihren berauschenden Duft hauchen die Gewürze aus; die milde Sonne brennt nicht mehr, sie wärmt sanft, sie erquickt. Mildere Lüfte, als die der Sommer entzündet, wehen durch das säuselnde Laub, bunte Eidechsen rascheln im Gras, goldgrüne zarte Schlangen, unschädlich, ohne Gift, nur den Insekten des Sumpfes nachstellend, spielen zu meinen Füßen, suchen nicht mehr lechzend den Schatten, sondern lassen gern im Feuer der Sonne ihr reiches Kleid schimmern.

Apollo schirrt die brausenden Rosse aus, und badet sich in der Thetis Schooß. Welch Entzücken, in diesen hesperidischen Gärten ihm nachzuahmen, in den klaren Wellen eines Krystallbaches, der murmelnd über die reinen Kiesel läuft, die Glieder zu erfrischen, durch alle Poren neues Leben einzuziehen.

Der Sonnengott vergoldet alle Zweige, die Spitzen der stolzen Palmen glänzen im hellen Feuer, indeß die niedrigern Theile mit Purpur übergossen scheinen, unten aber die grüne Blätternacht ihre Schleier über die reizende Erde gezogen hat.

Wie ein Silberblick flieht dieser Moment vorüber, die Dämmerung der Tropen ist sehr kurz, vom Tag ist fast kein Uebergang zur Nacht, doch neue Schönheiten bietet auch diese. Die bunten Schattenvögel, die Nachtfalter schwärmen umher, Feuerfunken fliegen auf und ab; es ist der Cucujo und der große Laternenträger. Sie schmücken wie mit tausend beweglichen Lampen den Hain, die Gebüsche.

Sprung des Uruguai.

(Aus Vollmer's Gemälde der Tropenländer.)

Die Quelle des Uruguai aufzusuchen, nahm ich in Rio Janeiro einige des Landes kundige Indianer, dann die nöthigen Maulthiere, und so überstieg ich das Gebirge.

Auf diese nie betretenen Pfade bringt man die Saumthiere nur mit Zwang; oft mußten wir absteigen und uns durch Klettern selbst weiter helfen, oft mußten wir mit breiten Messern uns erst einen kümmerlichen Pfad hauen, bis wir auf die Höhe kamen, und nun ging die Noth erst an; das Herabsteigen war noch viel gefährlicher; ein langer Hohlweg war bei weitem noch das Beste des gefährlichen Pfades, und hier mußten die armen Thiere von Stein zu Stein springen, oder sie zogen alle vier Füße zusammen, ließen sich auf die Hinterbeine nieder, und glitten auf lange Strecken von 20

bis 30 Fuß über die geraden Lagen des Schiefergesteins, wobei ich, dieser Art Schlitten zu fahren nicht gewohnt, oft genug herabfiel.

Hier hatte ich denn Gelegenheit, die Ueberlegung — die Vernunft der Thiere zu bewundern. Bei einem jeden solchen Fall streckte mein Maulthier den einen Vorderhuf aus, um sich aufzuhalten, und setzte sich sogleich ganz nieder, selbst mitten auf seinem gefährlichen Wege; dann wartete es, bis ich mich aufgerafft und wieder in den Sattel gesetzt hatte; hierauf erst erhob es sich, um seine Reise weiter fortzusetzen. Mehrere Male mußten wir uns einer schwankenden unsichern Lianenranke anvertrauen, während die Thiere auf einem Stege gingen, der mir noch jetzt die Haut schaudern macht. Endlich waren wir am Fuß des Gebirges. Ich hatte es so weit südlich durchschnitten, daß ich sicher war, die Quelle jetzt nördlich zu haben, und in diesem Sinne setzten wir den fünften und sechsten Tag unsre Reise fort. Am Mittag desselben vernahmen wir durch die schauerliche Stille des Urwaldes ein fernes dumpfes Brausen, dem wir uns jetzt zu nähern suchten; immer lauter und lauter ward dasselbe, bis es wie das volle Tönen des tiefsten Orgeltremulanten anschwoll; endlich gegen Abend erreichten wir ein herrliches, eng umschlossenes Thal, in dessen heiliger Ruhe nur das Tosen des Wasserfalls eine ewige Stille unterbrach. Hier unter dem prächtigsten, reichsten Pflanzenwuchs, unter Dattelpalmen, deren Blätter 80 Fuß Länge hatten, hier, umkränzt von der stolzesten Pflanzenform, welche die Natur hervorzubringen vermocht hat — hier entspringt der Uruguai aus dem Felsen unmittelbar in einer Stärke, die zum Bewundern hinreißt. Die Oeffnung des Felsens ist viereckig, als wäre sie zu diesem Zweck gemeißelt; aus derselben setzt die Wassermasse in einer Breite von funfzehn und einer Dicke von acht Fuß hervor, den prächtigsten Springbrunnen bildend, den die Erde vielleicht trägt; sechzig Schritt (120 Fuß) ist die Sehne des Bogens, den er bildet, lang, über fünfzig Fuß hoch, und mit solcher Kraft spritzt das Wasser hervor, daß man unbenetzt unter dem mächtigen Bogen hindurch gehen kann. Mit donnerndem Fall stürzt die Wassermasse auf niedriger liegende Felsen, löst sich in weißen, dampfenden Schaum auf, und springt so in den schönsten Cascaden weiter.

Was sind alle Fontainen, welche die Gartenkunst durch Hilfe hydraulicher Maschinen oder durch Wasserdruck hervorgebracht hat, was ist die oft und viel bewunderte Fontaine der Wilhelmshöhe zu Cassel — und Saint Cloud und Versailles gegen diese einfache Majestät! Mich hat nie ein Anblick mehr in Erstaunen gesetzt, mehr zur Bewunderung der großen allgewaltigen Natur hingerissen, als dieser.

Wahrscheinlich ist im Innern dieser Berge eine Höhle, welche die Tagewasser aufnimmt, und der Bergsee hat sich dann diesen Ausweg gesucht. Ein Luftdruck ist nicht wohl anzunehmen, er würde eher die Decke spalten, als daß er mit solcher Elasticität wirken sollte, wie sie für diesen Sprung erfordert würde.

Der Anblick belohnte reich die Mühe des Weges, und mehrere Tage hielt ich mich in der Nähe desselben auf, um sein Bild recht fest mir einzu-

prägen. Endlich verließ ich ihn — und ferner tönten seine Donner, dumpfer ward sein Brausen, bis es mir ganz entschwand. — — Da fand ich nach dieser Scene alles todt, und ohne Reiz um mich, bis das mächtige Gefühl sich ein wenig schwächte, und die Natur ihre alten Rechte auf mich ausübte.

Otahaiti.

(Aus Vollmer's Gemälde der Tropenländer.)

Wir langten vor Otahaiti an. Da lag dies australische Paradies im Glanz des wolkenlosen Abendhimmels vor uns. Ein blasser Purpurschein umzog den Horizont, und in Blumendüfte eingehüllt stieg das reizende Eiland vor uns auf, und übergoß uns mit der Fülle seiner Gerüche. Die bis zum Gipfel hinauf begrünten Berge, welche in ihrem Innern ein heimliches Feuer nähren und darum die Pflanzen zu üppigerem Wachsthum treiben, schienen uns zuzuwinken, und bei der Annäherung hatten wir, nach einer vierwöchentlichen Abwesenheit vom Lande, auf einmal wieder alles im Angesichte, was die Natur Schönes bildet. Da streckten die langen Cocospalmen ihre Blätter und der prächtige Platanus seine Arme in die Luft, Brotfruchtbäume mit ihren dicken Laubmassen hüllten den Erdboden in dichten Schatten und ließen kaum noch die Blumenteppiche erkennen, die uns mit ihrem Dufte erquickten.

Am andern Morgen fuhren wir an's Land und wurden sogleich von vielen hundert Canots umringt, welche mit lustigem Geschrei uns bewillkommneten. Männer, Weiber, Kinder füllten den Strand, alles kam, sobald es die englische Flagge erkannte, herzugeströmt; ihr lautes: Tajo! Tajo! (Freunde) hallte uns entgegen. Das Boot ward ausgesetzt, wir bestiegen es, die Matrosen wollten die Ruder ergreifen, da flog es schon dahin, gezogen von einigen sechzig Schwimmern, welche sich davor gespannt hatten und es mit reißender Schnelligkeit fortzogen. Sausend durchschnitten die stark bemannten langen Canots die Bai und verwandelten sie durch ihre raschen, kräftigen und taktmäßigen Ruderschläge in ein Schaumbecken.

So kamen wir an's Land. Der König war uns in eigner Person entgegengekommen, erkundigte sich nach alten Bekannten, bewillkommnete die neuen, fragte nach unserm Begehr und ließ sogleich Lebensmittel aller Art durch hundert Hände herbeischaffen. Es ordnete sich ein Tauschhandel zu beiderseitiger Zufriedenheit, und unterdessen stellte mich der Capitain dem Könige vor, als einen Naturforscher, welches Wort er dahin erklärte, daß es ein Mann sei, der Alles wisse, und gern noch mehr lernen wollte. Der König verstand diesen Widerspruch nicht vollkommen, und bat sich deshalb meine Erklärung aus, die ich ihm geben konnte, weil er ziemlich gut englisch sprach, wie fast alle seine Unterthanen.

Nun bekam er einen gewaltigen Respekt vor dem Manne, welcher lernt, blos um zu lehren, welcher sich so viele Mühe giebt, um, was er gesammelt hat, den Menschen mitzutheilen, andern nützlich zu machen, und nun verlangte er, ich solle bei ihm wohnen; er ließ mich in einem Palankin neben

dem seinen tragen, in sein Haus bringen, welches leicht und luftig aus Bambus gebaut war, und geräumig genug, um 100 Menschen zu fassen. Hier wurden wir ausgeladen, und er ließ mich königlich, das heißt mit allem, was sein Land hervorbrachte, bewirthen. Dann ertheilte er Befehl an einige 30 seiner Leute, mich überall hinzubringen, wohin ich gehen wollte, mich aber bei Verlust ihres Kopfes auch wieder lebendig und gesund zurückzubringen.

Die Inselgruppe ist außerordentlich freundlich; keine Schlange lauert, kein giftiges Insekt kriecht hier umher, alles ist blühend und schön; zahllose Blumen, in allen Farben, schauen aus dem saftigen Grün der Blätter und erfüllen mit stärkendem Balsam die Atmosphäre. Hier säet und pflügt niemand, das fertige Brot fällt, in Honig vom Hybla*) getränkt, von den Bäumen; die köstlichsten Früchte, Heerden von grasfressenden Thieren, zahllose treffliche Fische, wildes und zahmes Geflügel, alles bringt die Insel im höchsten Ueberfluß hervor. Aus den Büschen schallen die lieblichen Stimmen gefiederter Sänger; schöne Cacadu's, langgeschweifte Ara's schauen von den feingefiederten Tamarinden und dem köstlichen Tamanu-Nußbaum herab.

Und die Menschen entsprechen ihrer lachenden Natur — ein immer tanzendes, lustiges, springendes Volk. Sie sind zwar nicht schön zu nennen, allein sie sind ein hübsch aussehender Menschenschlag, von sehr proportionirtem Bau, von gar nicht üblen Gesichtern, welche zu dem sehr feingeformten Körper wohlstehen; nur haben sie eine sehr tiefe, braune Farbe, welches, nach meinen Begriffen, der Schönheit beträchtlich schadet. Sie sind sehr zum Müssiggang und zum frohen Gelärm geneigt; jeden Abend sah ich, wohin ich kam, Tänze, lärmende Vergnügungen, Spiele mancherlei Art aufführen, bis tief in die Nacht hinein, bis der Mond über die Gewässer tauchte, bis das Frühroth den Osten vergoldete.

Das Klima ist überaus gesund, erfrischend. Zwar noch innerhalb der Wendekreise, aber mitten im unermeßlichen Ocean, wird die Inselgruppe befruchtet von der Sonne Brand, und durch beständige, sanft wehende Winde abgekühlt. Die Vulkane befördern die Fruchtbarkeit durch innere Wärme, schädlich scheinen sie nicht.

Zu allen den Herrlichkeiten fügt der große Ocean noch neue hinzu; in unendlicher Schönheit schmiegt das gewaltige Weltmeer sich, wie ein gezähmter Löwe unter Blumen, an das Gestade, es warm und liebevoll umfangend und mit seinen Schätzen überschüttend. Oft fuhr ich ganz allein in einem Boot hinaus auf der Fläche einer engumschlossenen Bucht; leise glitt die Gondel dahin, immer klarer und reiner ward der Spiegel, auf welchem ich schwebte — ha! welch' überraschender Anblick! nie hat noch die Phantasie etwas Aehnliches erdacht. Die Krystallhelle des Wassers nimmt in diesem, nie von einem Wind bewegten Busen so außerordentlich zu, daß man bis auf den zwölf Faden tiefen Grund sehen kann. Die ganze fremdartige Vegetation des Aequatorialmeeres lag in ihrer vollen Pracht ausgebreitet vor

*) Ein Berg in Sicilien, der seiner honigreichen Blumen wegen von den Bienen viel besucht wurde.

mir da; die mächtigen Korallenbäume im tiefsten Purpur, oder weiß, gelb, schwarz, streckten ihre glänzenden Aeste, das Entsetzen des Seefahrers, zu mir wie verlangend herauf, die tausendfältigen Fucus-Species bedeckten den Boden dieses Wassergartens, die blendenden bunten Farben der Pflanzen, in nie gesehener Schönheit, wetteiferten nur mit den noch reizenderen der Schaalthiere, der Muscheln und Schnecken.

Dort öffnet die Riesenauster ihren thorflügelartigen Schlund und zermalmt im Zudrücken einen zwanzig Fuß langen Hai, welcher ihr zufällig zu nahe kam. Hier gaukeln die glänzenden Gold- und Silberfischchen im muntern Spiele auf und ab und springen muthwillig aus dem Wasser; dort hebt mit raschem Schwunge sich der fliegende Fisch bis zur Oberfläche, durchbricht sie, und badet sich, in freier Luft schwebend, in den Strahlen der milden Sonne; wunderliche Gestalten, der Seeigel, ein Ball von Stacheln, der Hammer, der Meerhecht, drängen sich in lautem Gewimmel an einander vorbei und beleben die wunderbare Wasserwelt. Doch was ist das?

„— — da kroch es heran
Und regte hundert Gelenke zugleich!“

Die Medusa, der große Polyp, streckt seine schlangenartigen Glieder nach allen Seiten und sucht sich damit seine Beute. — Hier wiegt sich auf den breiten Blättern eines Lotus der schön gezeichnete Seestern; dort klettert am Stamme der seltsamen Dolonia die Wendeltreppe, während die Blätter derselben wie abwehrend sich auf- und niederbewegen; hier hebt ihren schlanken Hals die stolze Thetis und wiegt das Schwesterpaar der großen gelben Rosen; dort bietet die Wasserlilie ihre tiefen Kelche den kleinen Conus und Schlangenköpfen zum sichern Aufenthalt. Die Steckmuschel spinnt am Felsen ihr seltsames Gewebe aus grünem Gold; der Nautilus läßt seine schöne Schale im Purpur der Sonne tausendfarbig spielen, und die Papierschnecke rudert emsig auf der Oberfläche des Meeres, ihr zartes Haus mit seiner Oeffnung stets nach dem leisen Lüftchen kehrend, welches kaum, dann und wann, ein paar Wellen kräuselt.

Der tiefe Himmel spiegelt sich im tiefen Meer; man glaubt ihn unter sich und über sich zugleich zu sehen; schwindelnd schaut man hinab, und muß vergessen, daß man auf dem Wasser schwebt, weil man es nicht bemerkt, als hinge man in der Gondel eines Luftballs, als sähe man im Traum auf die Fabelwelt der Mährchen, in die Gärten der Undinen und Nixen herab. Grotten bauen sich auf aus dem rothen Gestein der Corallen; die fleißigen Madreporen sind die Baumeister; das Dach wölben sie vom reinsten Krystall; die Pfeiler sind auf Quadratstücken von großen Muscheln aufgebaut; mit dem Seefächer bekleiden sie die bunten Wände; mit weißer und schwarzer Perlenmutter ist der Boden getäfelt, und die Hand der Nereiden schmückt sie mit den unsterblichen Blumen der Wasserwelt.

Najaden glaubt man mit den Tritonen tanzen zu sehen in bunten Reihen; sie wollen noch immer den Triumph der Galathea*) feiern, herrlicher,

*) Galathea, eine Meergöttin. S mein Lehrb. der Mythologie f. Töchterschulen, S. 225.

als ihn Raphael gemalt; sie schwingen das Seehorn und die Meertrommel, und ihr Ton lockt in zahllosem Gewimmel das Volk Poseidon's herbei, das lustig, ohne Sorgen für den nächsten Tag, des Augenblicks genießt, wie er geboten wird.

Was für eine Welt! wer vermag dies zu malen! allein in diesem Himmel schwebend, dachte ich: solch einen Ort muß die schaumgeborne Göttin, muß Aphrodite gewählt haben, als sie sich den Wellen des Meeres in reiner, nie gesehener, vollendeter Schönheit entwand, um die Welt zu beglücken. —

b. Zur politischen Erdbeschreibung.

Das Saterland.

(Aus Stein's, Professors in Berlin, gestorben 1830, Reisen nach den vorzüglichsten Hauptstädten von Mittel-Europa.)

Unser Weg ging nach dem im größten Theile Deutschlands fast unbekannten oldenburgischen Saterland. Es bildet einen ungeheuren Moor mit schwankendem Boden, den man beim Heumachen nur mit leichten Wagen, mit unbeschlagnen breiten Schienen und beschuhten Pferden, die Bretter unter dem Hufe haben, befährt. Das Klima ist rauh, starke, feuchte Nebel verhüllen den Horizont; Sümpfe und Moräste wechseln ab mit Moor und Haide. Der morastige Boden ist mit Asphalt oder Naphta und Schwefel angefüllt; daher hat das Wasser den faulen Eier- oder Schwefel-Geschmack, und im Glase die Farbe des mit Franzwein gemischten Wassers.

Die von allem Umgang völlig abgeschnittenen Einwohner reden noch die altsächsische oder altfriesische Sprache und bewahren streng die Sitten ihrer Vorfahren. Sie waren ehemals Lutheraner, sind aber allmälig zur Annahme der katholischen Religion gebracht worden. Ihre Häuser sind wenig von den übrigen westphälischen Bauerhäusern verschieden; der Saterländer wohnt mit seinem Vieh zusammen, und seine Kinder wachsen mit seinen Ferkeln und Kälbern auf. Das Haus ist nur einen Stock hoch; das Dach von Stroh, gewöhnlich von Buchweizenstroh, liegt dicht auf den Fenstern, und ist selten über 5 Fuß von der Erde entfernt. Sehr selten sieht man hier Ziegel, und wo man sie sieht, machen sie den untersten Theil des Daches aus und schließen sich in 3 — 6 Reihen an das Stroh an. Einen Schornstein hat kein Haus. Scheunen, Ställe, Kamin und Kammern sind in Eins gebaut. Durch einen großen Thorweg im Giebel fährt man in's Haus. Die Flügel können nach außen zu offen stehen, und doch kann das Vieh nicht hinauslaufen, weil ein 5 — 6 Fuß hohes Gitter den Ausgang verschließt. Tritt man durch die Gitterthür hinein, so findet man rechts ein Behältniß zur Feuerung, und daneben stehen die Pferde so niedrig, daß ihre Köpfe mit der Dehle fast parallel sind. Um das auf derselben liegende Futter zu erreichen, stecken sie die Köpfe durch die, zwischen den gerade in die Höhe stehenden, gelassenen schmalen Säulen. Ein Paar dieser Säulen können auf der Seite, wo der Eingang ist, durch den auch die Reinigung geschieht, herausgenommen wer-

den. Auf der linken Seite des Hauses stehen die Kühe ebenso, und die Hühner gehen im ganzen Hause umher, und legen ihre Eier, wo sie wollen. Auf dem Boden oder dem Raum unter dem Dache liegen Getreide, Heu und Stroh neben einander. Am Ende der Dehle sind an beiden Seiten der Ställe noch kleine Kammern zum Aufbewahren einiger Vorräthe angebracht.

Von hier führen Thüren an das mitten auf einem freien Platz brennende Feuer, an das auch die lange, zum Dreschplatz gebrauchte Dehle vom Giebel her stößt. Um das Feuer, den Mittelpunkt des Hauses, versammelt sich die Familie, sitzt auf Rohrstühlen mit und ohne Lehnen, strickt oder spinnt und plaudert. An einem beweglichen Strange hängt ein eiserner Haken, in dessen sägeförmigen Zähnen ein andrer auf- und abgeschoben werden kann. An diesem letzten Haken hängt der Kessel. Ein Rauchfang ist hier ebenso wenig, als in den westphälischen Häusen; der Torfrauch zieht frei umher, dringt zu den oben am Balken hängenden Schinken und Speckseiten, und sucht sich Ausgänge, wo er kann. Hinter dem Feuer theilt eine durch das ganze Haus gehende Wand den zweiten Giebel von dem ersten. Hier sind ein paar Zimmer mit dem Webstuhl und einigen Koffern. Die Schlafstellen sind in der Wand und sehen von außen wie Kleiderschränke aus; sie heißen Durking, Durk Dudding. Die Knechte schlafen über den Pferden, die Mägde über den Kühen, und die Herrschaft mit der Familie in der Wand zu beiden Seiten des auch in der Nacht glimmenden Feuers. Eine eigne Zierde der saterländischen Häuser sind die vielen, stets rein und glänzend gescheuerten Schüsseln auf einem Bret oder Bört rings um das Feuer.

Die Saterländer haben wahrscheinlich ihren Namen von Saten oder Sassen, d. i. Kolonisten oder Anbauer; denn wahrscheinlich sind sie aus dem eigentlichen Friesland oder der jetzigen niederländischen Provinz Overyssel eingewandert. Ihre Beschäftigungen und das Klima macht harte Speisen nothwendig, die sie in großer Menge genießen. Schinken, geräuchertes Fleisch, schwarzes Brot (der sogenannte Pumpernickel), Kartoffeln, Braunkohl, Butter und Käse sind die gewöhnlichen Nahrungsmittel. Eine Lieblingsspeise ist ein Pfannkuchen von Buchweizenmehl mit Speck. Bier von ihrer eigenen Brauerei und Kaffee wie braungefärbtes Wasser sind ihre Getränke. Aber auch hier hat der Branntwein (Badwin in ihrer Sprache) zahllose Freunde. Fast alle Männer kauen Tabak, und so wie man eine Prise Schnupftabak von einem andern fordert, so fordern sie ein Prinken, d. i. eine Portion Rauchtabak, die sie mit 3 Fingern fassen und in den Mund stecken. Die Zeit berechnen sie nach Nächten; aber die Tagesrechnung oder das Zeitmaß bestimmen sie, wie die Ostfriesen und Holländer, nach der Essenszeit.

Die Männer sind groß und von starkem, muskulösem Gliederbau; fast alle haben blaue Augen. Sie tragen alle rundes, fast durchgehends blondes, in's braunliche spielendes Haar. Ein Hut oder eine Mütze bedeckt den Kopf. Ein Hemd, Brusttuch und darüber ein Kamisol mit Aermeln von gefärbtem Linnen und Wollgarn bedecken den Körper. Die durchgehends schönen Frauen weben dies Zeug selbst, das daher ihre Lieblingsfarben, blau und weiß, hat. Doch tragen viele Männer auch violette und blaue Kamisöler. Da sie mei-

stens auf dem Wasser leben, so tragen sie eine Art Schifferhosen, wollene Strümpfe und lederne Schuhe, sowie in den Häusern Holzschuhe, die sie Hosken nennen. Die Natur hat die Frauen mit allen Reizen ausgestattet; der ganze Umriß des Kopfes, der rothe Mund, die frische Farbe des lieblichen Gesichts, die blonden Haare, die blauen Augen, der schlanke Wuchs und der etwas starke Gliederbau ergötzen das Auge des Beschauers. Ihr Blick spricht Bescheidenheit und schamhafte Zurückhaltung aus. Als Katholikinnen beten sie viel knieend und richten die Augen voll Andacht zu den Bildern oder zu dem Altar auf; daher der schwermüthig reizende Blick ihrer Augen, dem man so selten widersteht! Ihre Kleidung ist im Ganzen der Schönheit nicht vortheilhaft. Sie tragen über den Mützen das Zeug Loget genannt, das an den Enden der Stirnbinde ihrer Mützen festgemacht ist und wieder zurückgeschlagen wird. Auf der Mütze sitzt ein großer Strohhut in der Form eines Halbmondes, woran die gerade Linie hinten, die Rundung vorn weit hinaussteht und zum Schutz gegen Regen und Sonne dient. Den flachen Kopfhut befestigen 2 Binden unter dem Kinne. Ein Kamisol mit langen Schößen bedeckt einen großen Theil des mit der Schürze bis unter die Waden reichenden Rockes. Bei der Arbeit tragen sie Holzschuhe. Junge Mädchen tragen Ohrysen, in der Form eines halben Ringes, selten von Eisen, sondern von Silber oder echtem Gold, das sie über die Haare auf dem Hinterkopfe so legen, daß die beiden breiten Enden über den Ohren bis an die Augenbrauen treten. Dann setzen sie die Mützen über die fliegenden Haare, die Schultern und Busen bedecken, ziehen die Zipfel über die Ohren, und befestigen sie an dem Ohrysen, das daher vorn, wo es an den Schläfen liegt, 2 kleine Löcher hat, durch welche sie die Mütze festhaltende Nadeln stecken. Die Sonntagsmütze ist aus Gold gestickt; über ihr liegt wie ein Netz ein weißer, feiner Kantenüberzug, an dem hinten große, meistens rothe Bandschleifen sind.

Die Saterländer verheirathen sich nur unter einander. Hat der junge Mann die Genehmigung der Eltern erlangt, so beschenkt er die Geliebte, empfängt das Gegengeschenk. Die Verlobung wird bekannt gemacht und das Aufgebot bestellt. Acht oder zehn Tage vor der Hochzeit bitten die Verlobten die Gäste zur Hochzeit. Des Bräutigams Hut ist mit Bändern und Federn geschmückt, und in der Hand trägt er einen hölzernen Stab, der oben wie ein Spieß geformt, mit Eisen beschlagen und von Bänderschleifen ganz umwunden ist. Am Hochzeittage kommen die Gäste des Morgens um zehn Uhr in das Haus der Braut und erhalten zuerst einen Soap. Zu dem mit fetter Fleischbouillon getränkten und etwas gesalzenen Weißbrot wird Branntwein getrunken, der überhaupt den ganzen Tag nicht fehlen darf. Um 12 Uhr geht der feierliche Zug in die Kirche. Voran gehen ein Paar Spielleute, dann folgt die Braut zwischen zwei Brautjungfern und einem Brautführer, und hinter ihnen die eingeladenen Frauen. Dann gehen wieder ein Paar Spielleute wie die ersten mit Geigen oder Clarinetten; dann folgt der Bräutigam mit seinen beiden Führern und den übrigen Männern. Die Braut und ihre Jungfern tragen eine Krone von Flittergold auf der Mütze, der

Braut- und die Bräutigamsführer Federn und Bänder auf den Hüten. So geht es unter Musik jauchzend, springend und tanzend bis vor die Kirche. Die jungen Burschen schießen auch wohl mit Pistolen oder kleinen Puffern, und trinken aus ihren Badwinsbuddeln. Vor dem Altare geben die Brautleute ihre Ringe dem Priester, der sie verwechselt und ihnen ansteckt; sie selbst geben sich ein Stück Geld, etwa einen Kronenthaler. Aus der Kirche begeben sie sich wieder in der vorigen Ordnung nach Hause. An dem gedeckten Tisch erhält die Braut den ersten Platz, der Bräutigam aber zieht sein Hochzeitkleid aus und wartet in einer Jacke den ganzen Tag den Gästen auf. Die Gerichte, die gegeben werden müssen, sind bestimmt: Rindfleisch mit Rosinen, Reisbrei, Pflaumen u. s. w.

Nach Tische wird Genever, ihr bester Branntwein, gegeben. Dann tanzt die Braut mit ihrem Führer, so wie mit denen des Bräutigams, die Ehrentänze, anständige Menuets mit einem Dullen oder Hopser mit lächerlichen und ermüdenden Sprüngen. Hierauf gehen die Gäste in ein besonderes Zimmer und geben dem Bräutigam Geschenke von 16 Gr. bis 2 Thlr.; er bemerkt dies sorgfältig, da er bei der künftigen Heirath eines Gastes, der ihn dann einladet, wenigstens eben so viel wiedergeben muß. Die ganze Nacht wird getanzt und getrunken. Um Mitternacht beginnt der Kronen- oder Kranzesraub unter lustigem Streit der verheiratheten Frauen mit den Mädchen. Am Morgen gehen meistens alle berauscht auseinander; viele schlafen den Rausch auch im Hochzeithause aus.

Die Kindtaufen, Biedentöp genannt, haben nichts Abweichendes von den Gebräuchen des übrigen katholischen Westphalens. Den Namen, den die Kinder in der Taufe bekommen, führen sie auch im bürgerlichen Leben, und setzen auch wohl des Vaters Taufnamen dazu. Die Familiennamen haften auf den Häusern; wer kein Haus hat, führt seinen Taufnamen mit dem des Vaters. Bekommt er ein Haus, so setzt er den Namen des Hauses dazu, und verändert er das Haus, so verändert er auch den Namen. Diese in ganz Niederwestphalen gewöhnliche Sitte kommt daher, daß die Häuser unter einem bestimmten Namen in die Bücher der Edelleute oder Klöster, denen sie als Eigenbehörige gehören, eingeschrieben sind.

Die Einwohner nähren sich von Ackerbau, Vieh-, Schaf- und Bienenzucht, Torfgräberei und Schifffahrt. Die Männer fahren ihre Motte mit einem gewöhnlich rothen Segel von Utende nach Leer und Emden, wagen sich damit auch in die Nordsee, bis Holland und England. Die Frauen, fast alle Sklavinnen ihrer Männer, verrichten alle häuslichen Geschäfte; sie pflügen, säen, ernten, führen den Haushalt, und sorgen für die Pflege und Bequemlichkeit der Männer; sie bauen den Flachs und verarbeiten ihn, und sind mit einem Worte die Quelle der Wohlhabenheit. Arme findet man nicht; für die wenigen Hilfsbedürftigen sorgen die Gemeinen. —

Dritter Abschnitt.

Der Briefstyl.

Der Brief soll die mündliche Unterhaltung zwischen uns und abwesenden Personen ersetzen. Daher muß derselbe Ton der Freundschaft, der Hochachtung, der Höflichkeit, des Anstandes darin herrschen, den wir in der mündlichen Unterhaltung gebraucht haben würden. Wir denken uns genau das Verhältniß, in welchem wir mit der Person stehen, an welche wir schreiben, und danach wird dieser Ton bald vertraulicher, bald förmlicher sein.

Indessen unterscheidet sich der Brief von der mündlichen Unterhaltung dadurch: 1) daß die Sprache edler ist als bei dieser. Im mündlichen Gespräch erlaubt man sich wohl manche Ausdrücke und Wendungen, die nicht gewählt genug sind, aber bei der Schnelligkeit der Unterhaltung nicht auffallen; 2) dadurch, daß die Gedanken kürzer ausgedrückt sind und geordneter vorgetragen werden. Denn in der mündlichen Unterhaltung findet oft eine gewisse Breite und Umständlichkeit statt, die sich der Briefschreiber nicht erlauben darf. Dasselbe ist mit den Wiederholungen der Fall, die in einem Briefe nicht vorkommen dürfen. Der Brief wird gelesen, vielleicht mit Aufmerksamkeit, wohl gar mehrere Male gelesen; jeder Verstoß gegen die Sprachregeln, den Wohlklang, die Wortsetzung, die Ordnung würde also mehr auffallen als in der Rede.

Es kann aber sehr verschiedene Arten von Briefen geben. Dies hängt ab theils von dem Verhältniß, in dem wir zu unserem Correspondenten stehen, theils von dem Gegenstande des Briefes. Ganz anders ist ein Brief an einen Freund, als der eines Vaters an seine Tochter, eines Kaufmanns an seinen Handelsfreund,

eines Untergebenen an seinen Vorgesetzten, einer Schülerin an ihren Lehrer u. s. w. Ebenso wird der Gegenstand des Briefes den darin herrschenden Ton bestimmen. Ganz anders ist der Ton, wenn eine Freundin der andern den Tod ihrer Mutter als eine bevorstehende Reise meldet; oder wenn wir um ein Darlehn bitten, uns wegen einer Beleidigung entschuldigen, eine Nachlässigkeit rügen, um eine Gnade bitten, oder einen wissenschaftlichen Gegenstand abhandeln. Dazu kommt noch, daß Jeder seine eigene Art des Styles hat, die sich oft so deutlich ausprägt, daß man daraus auf den uns bekannten Verfasser schließen kann.

Man macht zwar an den Brief nicht so strende Anforderungen als an die andern Arten des Styles, weil er in der Regel nicht für den Druck bestimmt ist. Indessen verlangt man doch, daß er nicht nur den Regeln der Grammatik und Rechtschreibung entspreche, sondern auch Wohlklang und Rundung habe. Aus der Art des Briefstyls kann man nicht selten auf den Grad der Bildung des Briefschreibers schließen. Im Allgemeinen ist der Brief um so schöner, je einfacher er ist, und doch dabei Wohlgefallen an seiner Form erweckt.

Die Briefe zerfallen in 5 Klassen:

1. vertrauliche Briefe, zwischen solchen Personen, die durch Familienverbindungen oder Freundschaft einander nahe stehen;
2. conventionelle Briefe (Höflichkeitsbriefe), zwischen solchen, die in entfernten Verhältnissen stehen;
3. witzige und launige (humoristische) Briefe, die nur zwischen solchen Personen gewechselt werden können, welche mit einander in genauer Bekanntschaft stehen;
4. belehrende Briefe;
5. Geschäftsbriefe. Diese gehören besser zu dem Geschäftsstyl, weil die briefliche Einkleidung nur Nebensache ist.

1. Vertrauliche Briefe.

Sie treten an die Stelle der mündlichen Unterhaltungen mit solchen abwesenden Personen, die mit uns durch die Bande der Freundschaft oder Natur verbunden sind; also sind es Eltern, Geschwister, Kinder, Gatten oder andere Verwandte, Freunde und Freundinnen, Lehrer und Schüler u. s. w., die sich darin ihre Gefühle oder Ereignisse mittheilen, und dadurch ihre freundliche Verbindung fortsetzen. Dergleichen Briefe binden sich weniger

streng als die andern an die Regeln der Schönheit; in ihnen erwartet man weniger Rundung des Periodenbau's und sorgfältige Wahl des Ausdrucks; doch verlangt man auch von ihnen, daß sie sich angenehm lesen lassen, und daß die darin vorgetragenen Gegenstände geordnet erscheinen, besonders wenn sie werth gehalten werden sollen, gedruckt zu werden. Freilich haben nicht alle gedruckte Briefe dieser Art jene Erforderniße; aber dann ist es die Berühmtheit der sich unterhaltenden Personen, welche die Bekanntmachung derselben entschuldigt. Nur dem wird ein vertraulicher Brief wohl gerathen, der, bei hinreichender Kenntniß der deutschen Sprache, einen hellen Verstand und ein warmfühlendes Herz besitzt. Denn mühsam herbeigezogene Gedanken und erkünstelte Herzlichkeit machen jeden Brief steif.

Zur Probe einige Briefe, welche Garve und Zollikofer mit einander wechselten*).

Zollikofer an Garve.

Leipzig, den 26. Juli 1774.

Noch habe ich keinen Sommer trauriger zugebracht, als den gegenwärtigen. Dies ist die Ursache, warum ich Ihnen so lange nicht geschrieben und überhaupt so wenig, oder vielmehr, wenn ich die unabläſſigsten Amtsgeschäfte ausnehme, nichts gethan habe. Meine Frau, die sonst einer so starken Gesundheit genoß,

---

*) Garve war in Breslau geboren, wo sein Vater Färber war. Seine Mutter, zwar nur eine schlichte Bürgersfrau, hatte einen gebildeten Verstand und ein edles Herz, und ihr ist besonders die gute Erziehung des Sohnes, der sie bis an ihren Tod als seine wahrste Freundin schätzte, zuzuschreiben. Obgleich von Jugend auf schwächlich, sogar verwachsen, studirte G. sehr fleißig, besonders Philosophie, am meisten in Leipzig, wo der Kreissteuereinnehmer Weiße, Prof. Gellert, Prediger Zollikofer u. a. seine vertrauten Freunde wurden. Noch nicht lange von der Universität nach Breslau zurückgekehrt, starb Gellert, und G. wurde nun an dessen Stelle als Professor der Philosophie nach Leipzig berufen. Aber schon nach 4 Jahren mußte er wegen Kränklichkeit sein Amt aufgeben. Seitdem lebte er ohne Amt in Breslau im väterlichen Hause bei seiner Mutter, und beschäftigte sich mit Lesen und Schriftstellerei. Seine Schriften zeichnen sich durch Klarheit der Gedanken und schönen Periodenbau aus. Zugleich war er ein höchst liebenswürdiger Mensch, sanft, schonend und liebreich gegen Jedermann. Die Sommerszeit pflegte er in dem Badeort Charlottenbrunn im schles. Gebirge zuzubringen, wo eine Waldpartie, sein Lieblingssitz, noch heute Garvensruhe heißt. Seine fortwährende Kränklichkeit ertrug er mit derselben Standhaftigkeit, wie den Tod seiner Mutter, die ihm um 6 Jahre voranging. In den letzten Jahren seines Lebens hatte er das Unglück, von einem unheilbaren Krebsschaden befallen zu werden, der ihm das eine Auge zerstörte, so daß er endlich 1798 unter den größten Leiden starb, 56 Jahr alt.

Zollikofer war in St. Gallen geboren. Er war reformirter Prediger in Leipzig, 12 Jahr älter als Garve, ein eben so verständiger wie frommer Mann, allgemein geachtet, und besonders durch seine Predigten und sein Andachtsbuch berühmt. Er starb 1788, 58 Jahre alt.

ist seit ungefähr drei Monaten immer sehr kränklich, und hat so mancherlei Beschwerden, daß ich schon mehr als einmal befürchten mußte, sie zu verlieren, und noch jetzt kann ich mich dieser Furcht nicht immer entschlagen. Sie liegt zwar nicht zu Bette, geht auch zuweilen mit mir spazieren, und wir sind sehr froh, daß man hier ihre Krankheit für ziemlich unbedeutend hält, weil uns dieses des beschwerlichen Nachfragens und Besuchens, wobei doch meistens so wenig wahre Freundschaft ist, größtentheils überhebt. Ich bitte Sie auch deswegen, Ihren hiesigen Freunden von dieser ganzen Sache nichts zu schreiben. Wir müssen und wollen nun einmal unsre Last stillschweigend tragen, und uns dabei in der Geduld und Standhaftigkeit zu üben suchen. Freilich habe ich bei dieser Gelegenheit eine unangenehme, mich erniedrigende Erfahrung angestellt. Ich habe weit weniger Muth und Stärke des Geistes, als ich mir zugetraut hatte, und bin viel empfindlicher und weichherziger, als ich ehemals zu sein glaubte, — ein Umstand, der mich schon manchen Tag und noch mehr Stunden in der größten Verlegenheit und Angst hat zubringen lassen, und der mich auf das Tiefste beschämen würde, wenn nicht ein gar besondrer Zusammenfluß vieler äußern Dinge solches beinahe unvermeidlich machte. — Auf der andern Seite haben wir auch manche eben so rührende als angenehme Erfahrungen von unsrer gegenseitigen Freundschaft und Liebe gehabt. Aber auch solche Auftritte stärken den Hang des Geistes zur Bekümmerniß und zur Traurigkeit. Inzwischen hoffe ich zu Gott, daß es nach und nach besser gehen, und daß das Ende von Allem gut sein werde. Der Gedanke von der göttlichen Aufsicht über Alles und die Hoffnung der Unsterblichkeit hat mir in den gegenwärtigen Umständen schon viel wahren Trost verschafft, und ich erfahre jetzt recht lebhaft, wie sehr die Menschen zu beklagen sein würden, wenn sie diese Trostgründe nicht hätten.

Garve an Zollikofer.

Breslau, den 30. Juli 1774.

Früh, bald nach sechs Uhr, an einem sehr schönen heitern Morgen, in einem kleinen, aber doch angenehmen Stadtgarten sitze ich jetzt, und denke an meinen Freund und an seine liebe kranke Frau. Möchte ich Sie doch jetzt gerade so sehen, wie Sie beide sind, noch schlafend, wie ich denke, aber sanft und ruhig; dann würde ich mich ganz stille vor Ihren Alkoven setzen, — und wenn dann eines von Ihnen sich rührte: dann würde ein angenehmes süßes Schaudern durch alle meine Adern laufen und die Furcht des Vergnügens würde mich überfallen. Sie werden wieder ruhig, — und ich mit. Endlich, ehe ich es vermuthe, treten Sie heraus. Wen finden Sie da wohl? — Die erste Bestürzung macht Sie blaß. Aber bald, denke ich, erholen Sie sich wieder — Und dann — O warum müssen diese ersten süßen Augenblicke des Wiedersehens so kurz sein! — Auch die Freundschaft kann uns nur immer auf eine Zeit glücklich machen! Denn bald werden diese neuen plötzlichen Empfindungen der Freude von den alten immerwährenden unsrer Noth und unsrer Schwachheit überwältigt. Wir wurden einige Minuten durch eine

außerordentliche Kraft emporgehoben: wir sinken durch unsre eigne Schwere wieder danieder.

Aber nun Sie, liebste, beste Freundin, die ich nun noch doppelt verehre, da Sie Ihrem braven Manne so theuer und schätzbar sind: wie wird für Sie dieser Morgen sein? Ich kenne Ihre Leiden nur halb; Ihr lieber Mann schreibt dunkel und abgebrochen davon; aber es muß doch sehr ernsthaft sein, weil es ihn so sehr bekümmert. Erlauben Sie es doch Ihrem lieben Manne, daß er mir, seinem besten, vertrautesten Freunde, noch deutlicher, noch umständlicher schreiben soll, was ihn drückt. Sagen Sie ihm, daß mir dies noch lieber ist, als alle Nachrichten von noch so interessanten Leuten und Büchern. Er schreibt von einem Zusammenflusse äußerer Umstände, die ihm den Kummer, die Aengstlichkeit bei Ihrer Krankheit noch vergrößern. Von diesen Umständen, von allem, was Sie nur angeht, wünschte ich genau unterrichtet zu sein. Es ist eine wahre Uebung der Freundschaft, wenn man sich so ganz in die Situation seines Freundes hineinzusetzen sucht, oder wenn man ihn mit seiner eignen bekannt macht. Alle unsre Pflichten gegen Andere können nur alsdann recht aus Empfindung und aus Herzensgrunde ausgeübt werden, wenn wir uns wissen an ihre Stellen zu setzen, und in unserer Einbildung das zu sein, was sie sind. Am meisten aber werden die Empfindungen der Freundschaft dadurch recht genährt und aufgeweckt, wenn man in den ganzen Zustand des Andern eintritt. So viele verborgene Winkel noch darin sind; so viele Lücken der Freundschaft, so viele Hindernisse, zu der völligen Vereinigung und Ergießung der Herzen zu kommen, die das Wesen und das Glück der Liebe ist.

Wenn ich nur nicht selbst so elend und schwach wäre, daß ein paar Seiten Geschriebenes mich auf Stunden und halbe Tage lang wieder zu allem unvermögend machten: so würde ich meinen Freunden, und am meisten Ihnen, der der erste unter ihnen ist, nichts weder von meinem Herzen, noch von meinem Zustande verborgen halten. Ich würde auch nicht befürchten, daß ich Ihnen Dinge erzählte, die Sie nicht interessirten. — O was würde eine solche Correspondenz, wenn sie mir möglich wäre, für eine Erleichterung sein! Ich würde mich auch sehr oft anklagen müssen; aber ich würde doch vielleicht Ihre Liebe und Ihre Achtung noch mehr gewinnen. Die innersten Winkel meines Herzens sind besser, als die äußere Oberfläche. Diese wird durch das lange und niemals sich entscheidende Uebelbefinden bald zusammengezogen und verhärtet; bald wird sie auf eine übertriebene Art empfindlich. Alle Leidenschaften residiren da; — und nur dunkel weiß ich, daß in dem Inwendigen doch noch ein Ort der Ruhe und der Heiterkeit sei.

Sie, mein braver Freund, sind wenigern Fehlern und Leidenschaften unterworfen, als ich; — Ihre kränklichen Umstände sind von anderer Art. Wenn Sie auch ohnmächtig sind, so sind doch Ihre Nerven nicht so zitternd, so bei jedem Eindrucke zerrüttet, als die meinigen. Ich habe auch Stunden einer reinen, bloßen Mattigkeit. Die gehören unter meine guten. Ich bin doch in meiner Gewalt, ob ich gleich nichts thun kann. Aber unwillkürliche unordentliche Bewegungen der Lebensgeister, die machen die verdrießlichsten, ängstlichsten Stunden, in welchen ich die Menschen und selbst meine Freunde verlassen

muß. Nur die vollkommene Einsamkeit und Stille kann nach und nach die aufgebrachten Fibern wieder in Ruhe bringen. — Sie haben sich für standhafter und fester gehalten. Ich mich auch. Aber bei dem zu befürchtenden Verlust einer guten Frau, mit der man sein Leben so lange und so glücklich geführt hat, bange zu werden, das zeigt noch kein schwaches, sondern nur ein zärtliches Herz. Ich fürchte also, es sei da noch etwas andres darunter, was Sie noch mehr für Pflicht halten zu überwinden, als bloß diese Furcht. Nur die reine Liebe, die gar nicht aus Bedürfniß von unsrer Seite, sondern nur aus Achtung gegen die Vollkommenheit entsteht, kann ohne diese Aengstlichkeit sein. Aber die Liebe zwischen Mann und Frau soll und kann keine solche sein; besonders bei einem kränklichen Manne, der in dem häuslichen Vergnügen seine größte Glückseligkeit sucht, und nicht Leibesstärke genug hat, weder sich sehr und beständig zu zerstreuen, noch sich immer in sich selbst zu concentriren. Der Mensch muß sich freilich der Unabhängigkeit von allem Aeußern zu nähern suchen; aber er kann sie mit Gewalt nicht erreichen; sie ist ein Werk Gottes, der uns nicht erlaubt, uns so ganz umzugießen. Ich habe das sonst wohl auch gedacht: aber man lernt endlich die Saiten niedriger stimmen. — Und Zärtlichkeit und Liebe mit einem gewissen ängstlichen Bedürfniß ist besser, als eine Selbstgenügsamkeit ohne Liebe.

Gott erhalte Sie beide für einander, für mich und für viele gute Menschen.

Zollikofer an Garve.

Leipzig, den 16. September 1774.

Schon lange hätte ich Ihnen geschrieben, wenn mich nicht immer die Hoffnung, Ihnen bessere Nachrichten überschreiben zu können, getäuscht hätte. Aber noch sind die Gesundheitsumstände meiner lieben Frau fast eben dieselben, und dies benimmt mir zuweilen die Zeit, noch öfter aber den Muth und die Lust zu mancherlei Nebengeschäften, die ich sonst mit Vergnügen verrichtete. Sie hat zwar manche guten Tage und noch mehr gute Stunden; aber dann kommen wieder andere Tage und Stunden und insonderheit viele Nächte, die sehr traurig für sie und also auch für mich sind. — Wenn ich über Mangel der Stärke bei diesen Umständen klage, bester Freund, so mache ich mir keine Vorwürfe darüber, daß ich ein zärtliches Herz habe, daß ich meine Frau nicht ohne das innigste Mitleiden leiden sehen kann, und vor der Gefahr, sie zu verlieren, erschrecke. Alle diese Empfindungen sind zu menschlich und zur Wohlfahrt der menschlichen Gesellschaft zu unentbehrlich, als daß ich mich derselben schämen sollte. Auch verlange ich mich nicht von Allem, was außer mir ist, unabhängig zu machen. Dies erlaubt unsre Schwachheit und die ganze Einrichtung unsres gegenwärtigen Zustandes nicht; und dann ist es auch schlechterdings unmöglich, von Personen, mit denen man so genau verbunden ist, sich unabhängig zu machen. Aber darin finde ich mich schwächer, als ich geglaubt habe, daß ich meine Empfindungen auch alsdann nicht zu bezwingen und zu mäßigen weiß, wenn es Pflicht und Liebe von mir forderten; daß ich weine, anstatt zu trösten; daß ich selbst traurig und nieder-

geschlagen bin, wenn ich dem Traurigen und Niedergeschlagenen Heiterkeit und Muth einflößen sollte; daß ich zuweilen selbst ungeduldig und noch öfter zu meiner Arbeit und zur Erfüllung anderer Pflichten des Lebens verdrossen werde. Dies ist unstreitig wahre Schwachheit, die freilich zum Theil ihren Grund in meinem Körper, zum Theil aber auch in meiner fehlerhaften Denkungsart hat. Doch eben diese Fehler sollen wir bei solchen Gelegenheiten ablegen lernen, und durch solche Ablegungen sollen wir uns die Stärke des Geistes, die uns mangelt, zu erwerben suchen.

Derselbe an Denselben.

Leipzig, den 22. August 1779.

Endlich, mein liebster Freund, hat mich das traurige Schicksal wirklich getroffen, das mir schon so lange drohte! Ich habe sie verloren, die treue Gefährtin durch einen so beträchtlichen und den besten Theil meines Lebens! Ehegestern, den 19ten dieses, hat sie mir der Tod entrissen. Aber doch ein sanfter, sanfter Tod, ein bloßer Schlummer ohne Aufwachen, — ein Tod, so wie sie sich ihn gewünscht, so wie sie ihn seit vielen Wochen, seit ganzen Monaten immer sehnlicher gewünscht und mit frohem Muthe erwartet hat; denn sie hatte schon lange alle Hoffnung der Wiedergenesung aufgegeben, und bemerkte mit sichrem Gefühle gleichsam jeden Schritt, der sie dem Ende ihrer Leiden näher brachte. Und welche Leiden! wie mannigfaltig, wie anhaltend, wie tief schmerzend! Gott, was wäre der Mensch in solchen Umständen, wenn er nicht die Hoffnung eines bessern Lebens hätte? Aber die hatte sie; die gab ihr Kraft, zu dulden und auszuharren, die mischte viele heitre Augenblicke in ihre trüben Stunden. Nun genießt sie der Ruhe, die sie hier nicht mehr finden konnte. Gott sei für ihre Auflösung gepriesen! Mit heißen Thränen haben wir ihn oft um Verkürzung ihrer Leiden gebeten, und er hat sie verkürzt; denn nach der Meinung des Arztes hätte sie noch mehrere Wochen leiden sollen. Ihr Auge hat uns in dieser Absicht Alle getäuscht; denn das blieb immer voll Munterkeit und Feuer bis an den letzten Schlummer. — Aber wie einsam finde ich mich nun, bester Freund! Auf Zureden meiner Freunde habe ich das Landhaus in Gohlis, wo sie gestorben ist, unmittelbar nach ihrer Beerdigung, die gestern Abends um sechs Uhr geschah, verlassen. Nun bin ich in meiner großen leeren Stadtwohnung, wo ich zu ihrer Bequemlichkeit diesen Sommer aus der großen Stube zwei kleinere bauen und Alles zu ihrer Aufnahme so hübsch wie möglich einrichten ließ, und wo ich nun aus einem Zimmer in das andere gehe, und nirgends weder sie, noch die Ruhe finde! Sie tadeln mich doch nicht, Freund, daß ich das Alles so empfinde, und daß ich jetzt, indem ich es Ihnen sage, meinen Thränen freien Lauf lasse? Ich murre nicht gegen die Vorsehung, ich bete ihre Schickungen als Schickungen des weisesten, gütigsten Vaters an, ich danke selbst diesem liebreichen Vater, daß er meine Gattin in einen bessern Zustand versetzt hat. Aber für mich ist sie doch nicht mehr! Und ihr ermunternder Umgang, ihr weiser Rath, ihre wachsame Fürsorge, ihr fröhliches Herz, ihr

feiner Geschmack, ihre aufrichtige Liebe, die habe oder genieße ich nicht mehr! Alle Augenblicke, dünkt mich, hätte ich ihr etwas zu sagen, sie um Rath zu fragen, mich nach etwas zu erkundigen, selbst alle Feierlichkeiten des Leichenbegängnisses, alle Trauerbesuche und Trauergespräche, dachte ich, müßte ich ihr hinterbringen und ihre Gedanken darüber wissen. Wie schwer, das nicht mehr zu thun, was man über einundzwanzig Jahre gethan, und so gern gethan hat! Wie ganz anders war es vor zwei Jahren, da wir auf der Reise waren, da sie mehr schwebte, als ging, und lauter Lust und Freude um sich her verbreitete! Wie gut, daß man die Zukunft nicht vorher sieht! So nimmt sie doch das Andenken vieler reinen Vergnügungen mit sich, und ich behalte die Befriedigung, ihr dieselben verschafft und sie mit ihr genossen zu haben. Nach und nach wird auch wieder Stille und Ruhe in mein Herz kommen, und mein Geist, den ihre Leiden fast erschöpft hatten, wird sich wieder aufrichten. Die Freundschaft vermag viel über mich. Schon jetzt finde ich mich nach einem sehr traurigen Tage wieder ruhiger, weil ich ihn im vertrauten Gespräche mit Ihnen schließe, und mir dabei den Antheil, den Sie und Ihre beste, liebste Mama an diesem Allen nehmen, lebhaft vorstelle. Gewiß, Sie werden ihr Andenken mit freundschaftlichen Thränen beehren, und, wenn Sie hier wären, wie viel Trost würde ich nicht an Ihrer Seite finden! Ich umarme Sie beide mit der innigsten Liebe. Möge Sie doch Gott vor allen ähnlichen Leiden bewahren, und Sie Ihre Lebensbahn bis zum Ziele ebener und leichter finden lassen, als sie meiner lieben seligen Freundin in den letzten Jahren geworden ist! Lieben Sie stets, wie bisher, Ihren &c.

Garve an Zollikofer.

Charlottenbrunn, den 6. September 1779.

Sie haben mir einen großen Beweis Ihrer Freundschaft dadurch gegeben, daß Sie nach einem so schmerzlichen Verlust, als der Tod Ihrer lieben Frau ist, sich bald zuerst an mich wenden, und mich sogleich an Ihrer Betrübniß und an Ihrem Troste wollen Theil nehmen lassen. Eben war ich im Begriffe, an Sie zu schreiben, und stellte mir, so gut es meine kalte, erstorbne Einbildungskraft thun konnte, die Leiden Ihrer Frau, Ihre Sorgfalt, diese zu lindern, und Ihre Bekümmerniß vor, als Ihr Brief ankam, in welchem Sie mir melden, daß diese Leiden zu Ende sind. Gott sei dafür gelobt! denn was können wir anders, als ihn loben und preisen, wenn wir sehen, daß ein gequältes Geschöpf unsrer Gattung, unsre Freundin, unsre Gattin, endlich am Ziele ihres Jammers ist, wenn wir vor dem letzten Augenblicke, dessen Furcht doch vielleicht alle andere Schmerzen erhöht, sie ruhiger werden sehen, und wenn wir uns hier schon durch den Augenschein überzeugen können, daß nicht allemal dasjenige schrecklich ist, dessen Annäherung sich durch Schmerzen und Angst ankündigt.

Ich weiß von der Krankheit Ihrer lieben Frau nichts Umständliches. Ich weiß, daß sie auch ihre Nerven und mit denselben ihr Gemüth angegriffen hat. Ich habe desto mehr Mitleiden mit ihr gehabt, weil ich mich besser in

ihre Stelle setzen konnte. Wenn es Ihnen einmal Ihre Zeit und Ihr beruhigtes Gemüth zuläßt, so schreiben Sie mir doch den Ursprung und die Symptome ihrer Krankheit, und was etwa für besondere Umstände bei ihrem Tode merkwürdig gewesen sind. Ich weiß, die Verstorbene hat uns sehr geliebt; vielleicht nach Ihnen uns mit am meisten. Wenigstens schmeichelte ich mir damit, als ich noch in Leipzig war, daß sie fast Niemanden lieber kommen sah, mit Wenigen auf eine so vertrauliche Art umging, wie mit mir und meiner Mutter. Die Abwesenheit schien diese Zuneigung nicht geschwächt zu haben; vielmehr kamen mir ihre letztern Briefe noch freundschaftlicher, noch herzlicher vor. In der That lebte diese gute Frau nur für Sie; sie liebte nur Ihre Freunde; sie nahm an allen Dingen weniger durch eigne Empfindung Theil, als insofern sie Ihnen angenehm oder unangenehm waren. Sie war wenig bemüht, ihre gute Seite vor Fremden zu zeigen. Sie behielt ihre besten, ihre angenehmsten Eigenschaften ihrem Manne und ihres Mannes vertrauten Freunden vor. — Ich sehe ein, wie viel Sie verlieren; — aber Sie werden durch Ihre Betrachtungen, durch nützliche Arbeiten, wenn Gott nur Ihre Gesundheit erhält, Ihren Schmerz so weit vermindern, daß er Ihre Glückseligkeit nicht mehr stören wird. Wenn meine Gesundheit sich nicht verschlimmert, so denke ich in Jahresfrist bei Ihnen zu sein, und alsdann wollen wir den Todestag Ihrer geliebten Frau mit einander begehen, wie Cyrus wollte, daß seine Kinder seinen Todestag begehen sollten, mit hochachtungsvollem, freundschaftlichem Andenken an die Verstorbene, und mit freudigem Andenken an die Wahrheiten, die den Tod derselben erleichtert haben, und die uns auch unsern Tod leichter machen sollen.

Darf ich Sie wohl, da Ihr Gemüth mit einer so großen Angelegenheit beschäftigt ist, mit meinen viel kleineren unterhalten? Ja, ich darf es. Sie sind so gütig gewesen, sich mit denselben abzugeben, da Sie sich noch weit weniger von Ihrer Frau abwenden konnten; da Sie sie noch leiden sahen und ihr Beistand leisten konnten. Jetzt, da sie nicht mehr leidet, nichts mehr von Ihnen fordert, ist eine kleine Zerstreuung Ihnen nützlich. — Sie haben mir einen guten Rath gegeben, wofür ich Ihnen danke; aber ich bin doch noch unschlüssig. Ich bin zum Könige gegangen, da er mich rufen ließ. Aber ungerufen möchte ich ihm nicht gern, weder schriftlich, noch persönlich, unter die Augen kommen. — Ich bin in einer sehr angenehmen Gegend unsers Mittelgebirges, einsam, aber nicht verlassen; eingehüllt in die angenehmste laueste Gebirgsluft; den ganzen Tag, selbst bei meiner Arbeit, unter freiem Himmel; ungestört von Zeit raubender Gesellschaft, noch ungestörter von den Leidenschaften, welche die Gesellschaft erregt; meine Gesundheit ist wenigstens so gut, als sie je seit 6 Jahren gewesen. Ich lese wieder etwas mit Vergnügen, ich habe zuweilen einen Einfall, der mich freut; ich sehe die Natur mit Wohlgefallen, und fühle oft die Gegenwart des Geistes, der sie belebt. Bin ich ermüdet von diesen einsamen Freuden, so habe ich meine Mutter, einen Pastor und seine Frau, brave ehrliche Leute. Will ich weiter ausfliegen, so sind einige Edelleute in der Nähe, die mich ganz gern aufnehmen. Alles ist da, nur nicht Kräfte, um recht zu arbeiten. Dies wäre der Gipfel der

Glückseligkeit. Denn was ist reicher an Vergnügungen, als eine Stunde, zugebracht in der Hervorbringung solcher Gedanken, die, wie wir hoffen, dem Publikum nützen oder gefallen werden. Ich ermatte zu geschwind; einen Brief, wie diesen, kann ich nicht anders, als mit viel gemachten Ruhepunkten schreiben. — Doch, da mir so viel Gutes übrig gelassen ist, so muß ich den Mangel dessen, was mir fehlt, mit Geduld ertragen und auf noch bessere Zeiten mit Hoffnung hinaussehen.

O wenn Sie doch einmal in unsere schlesische Schweiz kämen! Sie würden sich wenigstens durch die Erinnerung Ihres Vaterlandes vergnügen. Und wenn eine reine Luft, ein mittelmäßiger Gesundbrunnen, eine herrliche Gegend und ein guter Freund etwas zu Ihrer Erholung beitragen könnten: so wäre Charlottenbrunn ein Ort, wo Sie einmal einen Monat im Sommer zubringen sollten. — Vielleicht habe ich für Ihre gegenwärtige Gemüthslage zu viel geschwatzt; aber ich glaube nicht, daß Sie dem Andenken Ihrer geliebten Frau etwas entziehen, wenn Sie ein paar Augenblicke auf einen Freund wenden, dem sie auch gewogen war.

Zollikofer an Garve.

Leipzig, den 12. September 1779.

Es ist doch eine selige Sache um Freunde, um aufrichtige, durch Geist und Herz mit uns verbundene Freunde, wenn sie auch gleich abwesend sind! Sie mein Theuerster, und Ihre würdige Frau Mutter, und Lavater, und andere — was für Balsam haben Sie nicht durch Ihre Theilnehmung in mein verwundetes Herz gegossen! Freilich immer Erneuerung des Schmerzes, neue Ergießung freundschaftlicher Thränen, neue Empfindung eines Verlustes, den auch andere verständige und gute Menschen für groß erkennen. Aber doch zugleich Erholung und Stärkung in dieser sanften Wehmuth, in diesem für gerecht erkannten Ausbruche der natürlichsten Empfindungen, in dieser nähern Gemeinschaft des Geistes und Herzens, in dieser gemeinschaftlichen und eben dadurch so viel erquickendern Aussicht in ein besseres Leben! — Ja, Dank sei Ihnen und Ihrer verehrungswürdigen Frau Mutter für allen Antheil, den Sie an meinem Verluste nehmen, für jede Thräne, die Sie dem Andenken meiner Geliebten schenken, für jeden Beweis Ihrer mir zum Bedürfnisse gewordenen Liebe gegen mich! Nein, Menschen, die einander so viel sein, die einer durch den andern und in dem andern so selig sein können, die wird ihr Schöpfer und Vater nicht auf immer von einander trennen, nicht auf immer vergeblich nach dauerhafterer Vereinigung und edlerem Genusse schmachten lassen! Ist ein solches näheres Beisammensein weiser und guter Menschen in einem höhern Zustande möglich, — und warum sollte es nicht möglich sein, da schon in der leblosen Natur alles Gleichartige sich nähert und verbindet? — so wird es auch gewiß stattfinden; denn der Allgütige giebt und schafft so viel Glückseligkeit, als nur immer in seinem Reiche möglich ist. — Mein Gemüth ist, überhaupt genommen, heiter und ruhig in dem Gedanken an Gott und an die Zukunft. Freilich wird diese Heiterkeit noch

täglich durch manche vorübergehende trübe Wolke verdunkelt; aber auch dann entsteht doch nicht Ungewitter, sondern nur Dämmerung und innigeres Gefühl der Schwachheit und des Mangels in meiner Seele. — Daß sich meine Gesundheit noch so weit erhalten hat, und meine Kräfte nach und nach sich wieder einfinden, das ist gewiß eine besondere Wohlthat Gottes. Nur gar zu leicht hätte ein so schwächlicher Mensch, wie ich bin, unter der Last des Leidens und des Kummers erliegen können, wenn ihn nicht die Kraft desjenigen, in welchem und durch welchen wir Alle sind und leben, unterstützt hätte! — —

Auf Ihren versprochenen Besuch im künftigen Sommer freue ich mich zum voraus herzlich. Das versteht sich, daß Sie Ihre Wohnung bei mir aufschlagen. Raum für Sie wäre stets da gewesen, jetzt leider nur gar zu viel! Vielleicht könnten wir dann eine kleine Reise nach Berlin mit einander thun, wo ich noch nie gewesen bin.

Daß ich der Frau Mutter nicht besonders schreibe, das wird sie mir gütigst verzeihen. Mich dünkt immer, ich schreibe an Sie beide zugleich, weil ich Sie beide immer vor Augen habe, und Sie mit eben derselben innigen Hochachtung und Liebe umfasse. Leben Sie beide wohl und vergnügt, und lieben Sie stets Ihren u. s. w.

Wieland an die Karschin.*)

Weimar, den 3. Juni 1775.

Mitten im Himmel der Freundschaft, an der Seite unseres Gleim's,**) des edelsten und besten der Menschen, bringt mir der Venus schneeweißestes Täubchen Ihren ersten Brief, göttliche Sappho! Wir lesen ihn mit Entzücken; wir reden den ganzen Tag und einen großen Theil des folgenden von nichts als Ihnen, hören unserem Gleim, mit halb offenem Munde, so leise athmend wie in einer Verzückung, zu, da er uns eine Menge der herrlichsten Lieder lies't, die ein Gott unserer Sappho einst eingab, und wovon die Welt noch nichts gehört hat; hören unverwandt, erfüllen uns ganz mit Ihrem Geiste, brennen von Ihrem Feuer, ergießen uns in Liebe und Bewunderung des schönsten Geistes, der jemals ein weibliches Wesen belebt hat, und beten die Natur in einem ihrer herrlichsten Werke an, — und dennoch, vortrefflichste Karschin, konnte Wieland kalt oder träge genug sein, es bis zum 3. Juni anstehen zu lassen, Ihnen, der Dichterin, die er schon so viele

---

*) Wieland starb 1813, 80 Jahre alt, als weimarscher Hofrath, in Oßmanstädt bei Weimar (s. unten mehr von ihm).

Die Karschin (eigentlich Karsch) war bei Züllichau als Bäuerin geboren, und machte, bei'm Mangel der nöthigen wissenschaftlichen Kenntnisse, nur als Naturdichterin Aufsehen. Wieland preis't sie zu hoch, indem er sie eine zweite Sappho (eine griechische Oden-Dichterin) nennt. Sie starb, nach mancherlei sehr wechselnden Schicksalen, 1791 in Berlin, 60 Jahre alt.

**) Gestorben in Halberstadt 1803 als Canonicus und Domsecretär.

Jahre liebt und bewundert, zu sagen, daß Sie die freundschaftlichen Empfindungen, von denen Ihr schöner Brief überfließt, an keinen Undankbaren verschwendet haben! Aber glauben Sie mir, meine liebste Freundin, weder Trägheit noch Kaltsinn waren daran Schuld. Es ist von jeher meine Art so gewesen, daß ich nicht schreiben kann noch mag, wenn mein Herz so voll ist, wie es in Halberstadt war. Geschriebene Worte dünken mir dann eine so kalte, so armselige Art, wie Seele mit Seele Gemeinschaft pflegen sollen, daß ich mich gar nicht dazu entschließen kann. Doch auch jetzt, da ich bei gelassenem Muthe an Sie schreibe, kann und werde ich Ihnen nicht den zehnten Theil davon sagen, was ich von Ihnen denke, was ich für Sie empfinde, und wie glücklich Sie mich dadurch machen, daß Sie meine Freundin sein wollen. Ein Genius soll Ihnen das in seiner eigenen Sprache unmittelbar ins Herz sagen. Sie sollen's fühlen, eben so stark es fühlen, als ob Sie es mit Ihren eigenen Geistesaugen unmittelbar in meiner Seele läsen, — und wozu ist es dann nöthig, daß ich's Ihnen durch Worte sage? Sie allein, vortrefflichste Frau, fehlten noch, um unsere Wonne in Halberstadt vollkommen zu machen. Zwölf ganzer Tage — ein Jahrhundert an innerm Werth, ein Augenblick im Genusse selbst — hab' ich bei unserm Gleim, dem besten unter allen Günstlingen des Musengottes, dem wärmsten der Freunde, dem edelsten der Menschen, gelebt. Nur unsre Sappho, unsere Muse mangelte uns, um aus seinem kleinen Sanssouci den Hain der Musen oder Elysium zu machen.

Ihr freundschaftlicher Wunsch, beste Karschin, ist auch der Wunsch meines Herzens. Ja, wir müssen uns noch von Person kennen lernen. Sie müssen meine Kinder und die Mutter meiner Kinder, alles, was ein Theil meines Selbst ist, sehen, und unter den kleinen um Sie herumtummelnden Kindern der Natur sich selbst wieder vergnügt fühlen, und schönere Lieder singen, als Sie je gesungen haben. Es muß sein, es wird sein, oder meine Seele müßte mir in diesem Augenblicke falsch weissagen. Unwillkommne Hinderungen unterbrechen mich. — Ich muß mich von Ihnen losreißen. Aber der Anfang ist nun gemacht, meine Freundin. Posten zwischen Berlin und Weimar gehen wöchentlich und richtig zweimal. Also kein Wort weiter, als daß ich mit aller Bewunderung der gefühlten Seelenverwandtschaft bin und ewig sein werde Ihr ganz ergebenster W.

Wieland an seinen Schwiegersohn Heinrich Geßner in Zürich.

Weimar, den 20. Mai 1796.

Die Mama ist wieder hergestellt, liebste Kinder, und wir reisen künftigen Montag von hier ab, über Jena, Rudolstadt, Coburg nach Bamberg, von da über Erlangen nach Nürnberg, von Nürnberg über Ansbach, wo ich den alten Dichter Uz*) — einen der vorzüglichsten Männer in Deutschland, besuchen will, dann über Ellwangen und Aalen nach Ulm, von Ulm nach

*) Uz war Direktor des Landgerichts in Ansbach, und starb 1796, 76 Jahre alt, noch vor Wieland's Besuch.

Biberach, von Biberach den geradesten Weg, wiewohl durch lauter elende Nester, nach Schaffhausen, und von da über Eglisau recta in die Arme unserer geliebten Geßnerfamilie. Da wir uns in Bamberg und Nürnberg, und vornehmlich in Biberach, mehr oder weniger, aber doch immer eine nicht bestimmbare Zeit aufhalten werden, so ist nicht nur an kein Entgegenfahren, sondern selbst an kein Entgegenreiten zu gedenken. Damit wir aber doch unsere Lieben nicht überfallen wie ein Dieb in der Nacht, so will ich sowohl von Nürnberg als von Biberach aus schreiben, damit Ihr den vermuthlichen Tag unserer Ankunft zu Schaffhausen ungefähr berechnen könnt. Wollen uns dann die Herren Gebrüder Geßner, gleich den Dioskuren Kastor und Pollux, auf ihre Gefahr bis Eglisau entgegenreiten, so sind sie willkommen; aber die theure Geßner-Mama, meine hochgeliebte Freundin und Schwester, bitte ich, was ich bitten kann, und der jungen Frau Charlotte Geßner mache ich's Kraft meines unverlierbaren väterlichen Ansehens zu einer heiligen Pflicht, uns nicht entgegenzufahren, sondern sich so ruhig wie nur immer möglich zu Hause zu halten, und ihre gefühlvolle Seele mit Weisheit zu stärken und gegen alles Uebermaß dergestalt zu verwahren, daß uns die selige Stunde des Sehens und Wiedersehens ja durch keinen widrigen Zufall verkümmert werde. Und so leben Sie denn alle wohl bis zu diesem Augenblicke des süßesten Genusses, dessen das menschliche Herz fähig ist! Wir rücken Ihnen mit der frohesten Ahnung entgegen. Die Witterung läßt sich heute um vieles besser an; die Luft wird milder; die Natur gewinnt ein lächelndes Ansehen, alles grünt und blüht, die Nachtigallen singen uns aus allen Büschen entgegen, und kurz! künftigen Montag um diese Zeit sind wir zu Saalfeld, acht Meilen von Weimar. Tausend zärtliche Grüße und Umarmungen von Mama, den Schwestern, den Brüdern, Karl und Wilhelm, und Eurem liebenden Vater W...

Jean Paul an Elise von der Recke in Dresden.

Bayreuth, den 25. Nov. 1819.

Ich wäre nicht werth, so reiche Stunden des schönsten und reinsten Daseins mit Ihnen genossen zu haben, wenn ich nicht meiner geliebten Frau einige ähnliche Minuten davon bei Ihnen zuzuwenden suchte durch dieses Blättchen. Sie macht ohnehin jetzt eine Reise des Schmerzens, zum Grabe ihres Vaters, und bedarf daher wohl des Trostes und Glücks, eine hohe Frau kennen zu lernen, deren Lebensweg so oft an geliebten Gräbern, und so nahe am eigenen vorbeigegangen, und welche doch die Nebel des Erdbodens nie im heitern Himmel ihres Innern als Wolken und Nächte hat feststehen lassen. Einst wird die bloße Heiterkeit des Herzens so gut belohnt werden, wie jede andere Tugend, ob sie gleich sich selbst belohnt, wie aber jede andere auch thut. — Wie schön ist ihre Reise, deren Werth und Kraft und Interesse mit der Wärme des Klima's zunimmt; nur daß zum Glück bei Ihnen die südliche Wärme nie das nördliche Licht verdunkelt und umräuchert — Möge meine Frau mich mit einigen Nachrichten erfreuen können,

daß Sie das physische Leben, das Sie so ruhig wie jeden äußern Menschen ertragen, nicht beunruhigt, sondern sogar erheitere, und Gott gebe dem milden, warmen Geiste einen Winter, der für den Körper nicht das Gegentheil ist. Dem geliebten Tiedge, in dem Phantasie und Kraft und Liebe in seltner Eintracht beisammen wohnen, meinen innigsten Gruß!

Elise von der Recke an Jean Paul.

Dresden, den 4. December 1819.

Unvergeßlicher, theurer Freund! Ihr schöner, lieber Brief, ein heiliges Geschenk, das Ihre herrliche Frau mir mitbrachte, spricht ein hohes Wort über mich aus. Ich werde mir es dazu dienen lassen, wozu jedes Wort eines edlen, guten Menschen uns dienen soll. — Aus der tiefsten Fülle meines Herzens sage ich Ihnen meinen besten Dank nicht nur für jenes, sondern mehr noch für das lebendige Zeichen der gütigen Gesinnung, welche mir die Bekanntschaft Ihrer herrlichen Gattin zuwandte. — Das Schicksal meines Lebens hat mich in manche harte Prüfung genommen, und mancherlei Entbehrungen mir auferlegt; dagegen hat es mich aber auch vergütend solchen Herzens- und Geistesfreuden zugeführt, die mein innerstes Leben wahrhaft förderten und erhoben. Möchte es doch diese letzte Vergütung durch ein Fest des Wiedersehens irgend wann und irgend wo vollenden! Sehr oft spreche ich mit Freund Tiedge, der Ihren freundschaftlichen Gruß auf das Herzlichste erwiedert, von einer so schönen und nahe liegenden Aussicht. — Mit der innigsten Anhänglichkeit bin ich immer Ihre Sie mit Wärme

hochachtende Freundin

Elise.

2. Conventionelle (Höflichkeits-) Briefe.

Die Höflichkeit beruht auf der genauen Kenntniß und Ausübung der unter gebildeten Personen üblichen Umgangsregeln. Wir haben bald mit Höheren, bald mit Niedrigeren, bald mit unseres Gleichen zu thun, und da es unter den verschiedenen Ständen eine unendliche Menge von Abstufungen giebt, und der größte Theil der Menschen verlangt, daß man danach die Behandlungsart einrichte, so ist nöthig, daß man genau das Verhältniß berücksichtige, in welchem nicht nur unsre Person zu ihnen, sondern auch unser bürgerlicher Stand zu dem ihrigen steht. Diese Art des Umgangs nennen wir die Convenienz.

Wenn schon im persönlichen Umgange diese Convenienz beobachtet werden muß, so ist dies in dem schriftlichen Umgange noch

weit mehr nöthig. Ein Verstoß gegen dieselbe im mündlichen Verkehr wird leichter übersehen und vergessen, als wenn das todte Wort fest auf dem Papiere steht. Vertraulichkeit hebt die Convenienz auf; sobald wir mit Jemand durch Freundschaft oder Verwandtschaft verbunden sind, so hört sogleich die Convenienz zwischen uns beiden auf.

Bei allen conventionellen Briefen muß die sogenannte Courtoisie beobachtet werden. Darunter verstehen wir nicht nur die eingeführten Formeln und Redensarten, z. B. Ew. Wohlgeboren, Hochdieselben, ergebenst, gehorsamst, gütigst, geneigtest u. s. w., besonders am Anfange, am Schlusse und bei der Aufschrift, sondern auch die Wahl des Papiers, die Breite des Randes, das Format, die Art des Zumachens u. s. w., Dinge, die meist sehr unwesentlich sind, deren Nichtkenntniß uns aber sehr viele Menschen übel auslegen würden. Die Regeln der Courtoisie können hier nicht angegeben werden, weil sie in einen Briefsteller gehören.

Was den Stoff solcher Briefe betrifft, so sind die eigentlichen Geschäfte davon ganz ausgeschlossen, weil diese in die Geschäftsbriefe gehören. Dagegen rechnen wir dahin: Glückwünsche, Beileidsbezeugungen, Bittschreiben, Danksagungen, Empfehlungen u. s. w. Auch dadurch unterscheiden sich die Höflichkeits- von den Geschäftsbriefen, daß in diesen von den Gefühlen des Herzens nicht die Rede sein kann, weil der Briefschreiber blos das Geschäft vor Augen hat; bei jenen dagegen blicken die Gefühle des Herzens: Theilnahme, Wohlwollen, Dankbarkeit u. s. w., hindurch, sollten auch diese Gefühle nicht immer so stark sein, als der Briefsteller sie ausdrückt. Sie gehören zu den schwierigsten Arten des schriftlichen Ausdrucks.

Gellert*) an den Hofrath **.

Wohlgeborner Herr,

Hochzuverehrender Herr Hofrath!

Ich kann Ew. Wohlgeboren Herrn Sohn nicht von unsrer Akademie gehen lassen, ohne ihm das rühmliche Zeugniß des Fleißes und der guten Sitten, das er vor vielen Andern verdient, zu ertheilen, und ich thue dies mit dem größten Vergnügen, und zugleich mit der strengsten Aufrichtigkeit.

*) Gellert starb 1769 als Professor in Leipzig, 54 Jahre alt. Mehr von ihm unten.

Sind die ersten Monate seines akademischen Lebens nicht die glücklichsten für ihn gewesen, so hat er die übrige Zeit seines hiesigen Aufenthalts desto mehr zu seiner Ausbildung angewandt. Ich kenne ihn genau; ich habe ihn ganze Jahre fast alle Tage gesprochen, und bin bis zur Freundschaft mit ihm umgegangen. Ich kenne seinen Verstand, sein Herz und seine Geschicklichkeit. Alles dreies macht ihm Ehre, und Sie können diesen würdigen Sohn nicht ohne Freude und Segen sich entgegeneilen sehen. Er ist ein guter Wirth gewesen, und hat doch die Regeln des Wohlstandes aufs genaueste beobachtet. Er hat die schönen Wissenschaften getrieben, ohne die höheren zu verabsäumen. Er hat die besten Gesellschaften besucht und die wackersten jungen Leute zu Freunden gehabt, ohne seinem Fleiße zu schaden, und selbst sein Fleiß ist eine Ursache gewesen, daß man seinen Umgang gesucht hat.

Da ich gewiß weiß, daß Sie kein Mißtrauen in mein Zeugniß setzen können, so weiß ich auch gewiß, daß es Ihnen die angenehmste Nachricht sein muß. Wie glücklich würde ich mich schätzen, wenn ich ein Vater wäre, und ein redlicher Mann sagte mir so viel Gutes von meinem Sohne, und zwar aus Pflicht und Ueberzeugung! Ich wünsche Ihnen also zu diesem so lieben Sohne, zu seinem glücklichen Abzuge von der Akademie, zu aller der Freude, die er Ihnen und seinem Vaterlande machen wird, von Herzen Glück, Ihnen und Ihrer Frau Gemahlin, und so ungern ich ihn auch verliere, so sehr werde ich ihn stets lieben und hochschätzen.

Ich bin mit der vollkommensten Hochachtung

Leipzig, Ew. Wohlgeboren

den u. s. w. 1757. ganz ergebenster

Gellert.

Wieland an Heyne in Göttingen.*)

Wohlgeborner Herr,

Hochzuehrender Herr Hofrath!

Herr Burkard, aus der Reichsstadt Heilbronn gebürtig, welcher im Begriff ist, von hier nach Göttingen abzugehen, um seine angefangenen Studien daselbst fortzusetzen, bittet mich um ein Empfehlungsschreiben an Ew. Wohlgeboren, und will sich durch die Entschuldigung, daß ich keine Ursache habe, meiner Empfehlung einiges Gewicht zuzutrauen, nicht abweisen lassen. In der Ueberzeugung, daß ein junger Mensch von seltner Wißbegierde und Unschuld der Sitten, der durch unverdroßnen Fleiß das, was ihm an Genie abgeht, so viel wie möglich zu ersetzen sucht, und dabei seiner unbemittelten Umstände wegen Aufmunterung und Unterstützung von Nöthen hat, in dem mir von so vielen Freunden gepriesenen leutseligen und edelmüthigen Charakter Ew. Wohlgeboren den besten Fürsprecher finden werde: wage ich es, Ihnen diesen Herrn Burkard als einen der gutartigsten Menschensöhne, die mir

---

*) Heyne war Hofrath und Professor in Göttingen, ein sehr gelehrter Alterthumsforscher, gest. 1809.

jemals unter die Augen gekommen sind, bestens zu empfehlen. Seine heftige Begierde nach Allem, was schön und gut ist, scheint mir seine Fähigkeiten weit zu übersteigen; allein auch diese, von jener unterstützt, sind noch immer hinlänglich, daß er unter einer so vortrefflichen Anführung, als er in Göttingen zu genießen Gelegenheit haben wird, zu einem dereinst in seiner Vaterstadt brauchbaren Manne wird gebildet werden können. Da sein vorzüglichster Wunsch ist, zu den Füßen des unvergeßlichen Geßner's*) und unter dessen Anleitung aus den reinsten Quellen der Weisheit und richtigen Empfindung die zwei wichtigsten Stücke wahrer Gelehrsamkeit: Weisheit und Beredtsamkeit, zu lernen: so hoffe ich, daß ein seiner Verehrung für Ew. Wohlgeboren gemäßer Fleiß ihn der Gewogenheit, die ich jetzt für ihn erbitte, immer würdiger machen werde.

Uebrigens ergreife ich mit Begierde die Gelegenheit, Ew. Wohlgeboren derjenigen reinen und aus ungeheuchelter Empfindung des Herzens stammenden Hochachtung zu versichern, welche Niemand, dem die Aufnahme der wahren Literatur und der Ruhm unserer Nation nicht gleichgütig ist, Ihren Verdiensten versagen kann, und die ich mir eben darum zu keinem Verdienst bei Ihnen anrechnen darf, sondern ich werde es als eine bloße Wirkung Ihres edlen Herzens aufnehmen, wenn Sie einigen Antheil an Ihrer Freundschaft gönnen wollen

Erfurt, den 12. April 1771.

Ew. Wohlgeboren
aufrichtigem Verehrer und gehorsamsten Diener
W.

Glückwünschungsschreiben (von einem Ungenannten).

Hochgeborner Herr Graf,
Hochgebietender Herr Präsident!

In dem Augenblicke, in welchem mir der allgemeine Ruf die frohe Nachricht mittheilt, daß der gerechte Fürst, den unser Staat als Vater verehrt, Ew. Hochgeboren anerkannte Verdienste um unser Vaterland durch Uebertragung eines der ersten Staatsämter mit väterlicher Huld belohnt hat, in diesem Augenblicke, der mein Herz mit der tiefsten Rührung erfüllt, wage ich es, Ihnen, in der einfachen Sprache meines Herzens, meine gleich starke Verehrung und Rührung auszudrücken, besonders da ich das Glück in seinem ganzen Umfange fühle, daß diese Anerkennung Ihrer bleibenden Verdienste nicht die wohlthuenden Verhältnisse auflöst und unterbricht, in welchen ich bisher zu Ihnen, als meinem unmittelbaren Vorgesetzten, gestanden habe. Es ist der erhabene Lohn des wahren Verdienstes, daß, je entschiedener und allgemeiner anerkannt sein Einfluß auf das Ganze des Staats ist, der Kreis seiner Thätigkeit in dem Grade erweitert wird, in welchem der Fürst, der

*) Nicht zu verwechseln mit dem Idyllendichter Salomon Geßner. Johann Matthias Geßner war ein gelehrter Professor in Göttingen.

seine treuen Diener kennt und hochachtet, noch mehrere Zweige der innern Staatsverwaltung unter den Einfluß dieser wohlwollenden menschenfreundlichen Kräfte bringt, um seine Unterthanen dadurch zu einer höhern Bildung, Ordnung und Glückseligkeit zu führen.

Wer das Glück hat, unter Ew. Hochgeboren unmittelbarer Leitung zu wirken, der darf auch getrost die Ueberzeugung bei sich unterhalten, daß diese Erweiterung Ihres Wirkungskreises diejenigen Ihrer Untergebenen, welche Ihnen bereits seit Jahren nach Ihrer Thätigkeit bekannt sind, von Ihrem Herzen und von Ihrer wohlthätigen Vorsorge nicht entfernen wird. Dieser Ueberzeugung, von welcher ich mich in diesem Augenblicke durchdrungen fühle, werde ich das Glück meiner Zukunft verdanken, und Ew. Hochgeboren erlauben, daß ich mich mit dem Bekenntnisse derselben unterzeichne u. s. w.

---

3. Witzige und launige Briefe.

Witz ist die Fähigkeit, zwischen zwei ganz verschiedenen Dingen eine Aehnlichkeit aufzufinden.*) **Laune** besitzen wir dann, wenn unsere Ansichten, Meinungen und Urtheile von den gewöhnlichen Ansichten abweichen, wenn wir das tadeln, was Andere loben, und das loben, was Andere tadeln. Dies muß aber nicht geschehen, um Andern zu widersprechen, oder um den Sonderling zu spielen, sondern unsere abweichenden Ansichten müssen auf der eigenthümlichen Richtung unseres Geistes beruhen; denn Rechthaberei pflegt eine Eigenschaft einfältiger Menschen zu sein, während Laune nur bei recht gescheuten und gebildeten Leuten gefunden wird. Der Launige spricht immer ernsthaft, auch wenn das, was er sagt, komisch ist; ja das vermehrt eben das Vergnügen, das er uns macht, daß er das Lächerliche mit wichtiger

*) Z. B. von Abraham a Sancta Clara (1709 als Hofprediger in Wien gestorben): „Eine Jungfrau soll sein und muß sein wie die Glocken am Charfreitage: muß sich nicht viel hören lassen. Die Männer können Vocales (Selbstlauter), die Weiber Consonantes (Mitlauter), die Jungfrauen aber müssen mutae (stumme) sein. Eine rechte Jungfrau soll sein und muß sein wie eine Spitalsuppe; die hat nicht viel Augen; also soll auch sie wenig umgaffen. Eine rechte Jungfrau soll sein und muß sein wie eine Nachteule; die kommt fein wenig ans Tageslicht. Eine rechte Jungfrau soll sein und muß sein wie ein Licht, welches, versperrt in der Laterne, viel sicherer ist als außer derselben. Insonderheit aber soll sein und muß sein eine rechte Jungfrau wie eine Schildkröte; diese ist allezeit zu Hause, maßen sie ihre Behausung mit sich trägt."

Miene vorträgt. Er sucht das Lächerliche, Ergötzliche und Besondere auf und stellt darüber ergötzliche Betrachtungen an.

Von der Laune unterscheidet sich der Humor. Der Humorist betrachtet nicht blos das Lächerliche, sondern auch und vorzüglich das Ernste, Erhabene, Feierliche und Wehmüthige, und zwar mit einer menschenfreundlichen Gemüthlichkeit. Er verdammt die Menschen nicht wegen ihrer Thorheiten und Verbrechen, sondern er findet sie bedauernswerth; von jeder Sache sucht er eine neue gute Seite auf; bald spricht er fröhlich, bald wehmüthig über die Menschen und Begebenheiten. Sein Wesen beruht also auf einer eigenthümlichen, gemüthlichen Weltansicht. Unter den Engländern finden wir mehr humoristische Schriftsteller als unter den Deutschen.*)

Ein witziger und launiger Brief kann nur an solche Leute geschrieben werden, mit denen wir in vertraulichen Verhältnissen stehen. Es würde ein Verstoß gegen die gute Lebensart sein, wenn wir uns einen solchen Ton gegen Personen erlaubten, die über uns, oder die wenigstens uns entfernt stehen. Sollen solche Briefe Vergnügen machen, so muß der Witz und die Laune natürlich, ungesucht, leicht sein; der Witz darf nicht in die Breite gezogen werden, weil er dann langweilig würde.

Gellert an eine Freundin.

Ich bin in Bonau, und wenn ich Ihnen auch nicht versprochen haben sollte, von hier aus zu schreiben, so fühle ich doch, daß es auch ohne Ver-

*) Z. B. der Engländer Sterne (der unter dem Namen Yorick ein viel gelesenes und sehr humoristisches Buch: Empfindsame Reisen, geschrieben hat): „Es ist besser, in das Klaghaus gehen, als in das Trinkhaus." — Dies leugne ich; allein lasset uns hören, was für Gründe der weise Mann anführt. „Es ist trauern besser als lachen." — Ja für einen unsinnigen Orden von Karthäusermönchen; allein nicht für Leute, die in der Welt leben müssen. Zu welchem Ende glaubt ihr, daß uns Gott geschaffen habe? für die gesellschaftlichen Vergnügungen der wasserreichen Thäler, in die er uns gesetzt hat, oder für die dürren und schrecklichen Wüsten von Sierra Morena? Sind der traurigen Zufälle des Lebens und der verdrießlichen Stunden, welche uns beständig überfallen, nicht schon genug? Müssen wir denselben noch überdies nachgehen, gegen die Stimme unsers eigenen Herzens reden, und sagen, daß sie den freudigen Auftritten des Lebens vorzuziehen sind? Hat uns das beste Wesen in die Welt geschickt, damit wir dieselbe durchweinen, und uns das kurze und bereits genug trübselige Leben noch unerträglicher und kürzer machen? Denkt ihr denn, daß der, welcher unendlich glücklich ist, uns unsere Vergnügen mißgönne? Bemerkt doch, was für Anstalten der Urheber unseres Daseins vorher gemacht hat, damit wir nicht traurig fortreisen; wie viele Ruheplätze, welche Kräfte und Fähigkeiten er uns gegeben hat, sie zu genießen; was für Dinge er in den Weg gelegt hat, uns Vergnügen zu machen!"

sprechen meine Pflicht ist. Ich mache den Anfang meines Briefes mit einer kleinen Reisebeschreibung.

Den 10. Mai ging ich mit Quasi-Postpferden, nachdem ich von halb 5 Uhr bis um 7 auf sie gewartet hatte, in der Gesellschaft meines Famulus und noch eines Studenten, herzlich unzufrieden nach Rippach ab. Der Himmel war sehr neblig, aber mein Kopf war es noch mehr. Ohne Pelz fror ich, und im Pelze wollte ich verschmachten. Meine drei Pferde, ein weißes, ein schwarzes und ein braunes, schliefen im Gehen, und der Postillon versicherte mir, daß er krank, noch viel müder als seine Pferde, und auf meine Reise gar nicht wohl zu sprechen sei. Ich ertrug alles dies mit einer mürrischen Geduld, aß vor Unzufriedenheit eine halbe Semmel, die mir sehr bitter schmeckte, und kam endlich in Markranstädt an, wo die Pferde getränkt, und ein Schmied und ein Wagner herbeigerufen wurde, um eine Besichtigung an meinem Wagen, der dem Grafen F. gehörte, anzustellen. Der Postillon behauptete, der Wagen würde nicht bis Rippach halten, wenn er nicht gemacht würde. Vermuthlich wollte er Zeit zur Erholung für sich und seine Pferde gewinnen, und der Schmied sagte, wenn er nicht 3 bis 4 neue Schrauben von seiner Arbeit an diesen Wagen ansetzte, so würde er für immer unbrauchbar bleiben. Mit dem Wagner ließ ich mich gar nicht ein; denn er sagte, der Mann, der diesen Wagen gebaut hätte, müßte gar keinen Menschenverstand, und der ihn gekauft, viel Geld übrig, und nicht viel Verstand mehr als wie der Meister gehabt haben; kurz, ich war in der Gewalt des Schmieds, der eine Schraube nach der andern abriß, und neue machte, und sie ansetzte, und mich einmal über das andere anfuhr, daß ich mit einer solchen Chaise zu fahren mir kein Gewissen machte. Indem ich also hielt, kam die Frau von *** mit ihrer Familie, sieben Personen in Einem Wagen. Ich mußte nothwendig aus dem meinigen aussteigen und sie becomplimentiren. — „Wo wollen Sie denn hin, Herr Professor?" — Nach Bonau, gnädige Frau. — „Wo liegt das Bonau?" — Bei Weißenfels, Naumburg und Zeitz. — „Es kann doch nicht bei allen drei Orten liegen?" — Ach ja; es liegt bei allen dreien; ich kann es nicht ändern. — „Was wollen Sie denn in Bonau?" — Nichts, auf der ganzen Welt nichts, gnädige Frau. — „Ich schickte gestern in Leipzig nach Ihnen, Herr Professor; da ließ man mir sagen, Sie wären in ** bei **. Sie reisen ja recht herum." — Leider! und Sie sind nicht sicher, daß ich nicht auch zu Ihnen komme, wenn der Krieg noch länger dauert. — „Herr Professor!" fing eine der Fräulein an, „Sie stehen ja auch mit Damen in Briefwechsel?" — Ich? Mit Damen? — „Ja, sehen Sie! ein allerliebster Brief!" — Ich mochte nicht sehen noch wissen, was für einen Brief sie meinte, oder wie sie dazu gekommen wäre; genug, dies Compliment und das Hammern des Schmieds brachten mich vollends um alle meine Gelassenheit. Ich konnte auch der gnädigen Frau auf alle Fragen nichts weiter antworten, als Ja und Nein, und Nein und Ja. Dieses hatte die Wirkung, daß sie den Postillon fortfahren und mich glücklich nachkommen hieß.

Es geschah auch. Ich erreichte Rippach um 12 Uhr. Aber zu meinem Schrecken erblickte ich mich hier unter lauter Freihusaren und Freibeutern.

Ich bat den Postmeister inständig, daß er mich bald fortschaffen und mir eine Stube allein geben sollte. „Kommen Sie," sagte er, „in meine Schlafkammer; sonst ist kein Winkel leer." — Ich ging hinein, beseufzte mein Schicksal, daß ich nichts zu essen bekommen und doch auch keine Pferde haben könnte. Hier saß ich also und nun traten 6 Offiziere unangemeldet in mein Zimmer. Ich stehe auf und bücke mich. „Lassen Sie sich nicht stören, Herr Professor!" fing der Erste an. „Dies hier ist der Rittmeister K**, ein großer Verehrer Ihrer Schriften, und ich bin der General S**. Wo gedenken Sie hin?" — Nach Bonau, Herr General. Komme ich Ihnen etwa verdächtig vor? — „Nichts weniger! Sie mögen wohl oft in Bonau sein?" — Um Vergebung, wie hat Ihnen das bekannt werden können? — „Eben so, Herr Professor, wie mir's bekannt ist, daß Sie oft in ** sind, und oft Besuche von solchen Leuten haben, wie der Rittmeister K** ist." — Nun trat der Rittmeister näher auf mich zu mit einem freundlichen Gesichte, und sagte mir, daß er mich sehr lieb habe und mich gern läse. — „Herr Professor," fuhr der General fort, „ich bitte Sie, daß Sie an diesem Mittag mit mir speisen; alsdann will ich Sie ruhig nach Bonau reisen lassen." — Nun, dachte ich, das wird eine schöne Mahlzeit werden! Aber was hilft's? Gehe mit, ehe man Gewalt gebraucht. Ich speiste also mit diesen Herren im Garten. Das Essen war sehr gut, und der Rittmeister und der General begegneten mir mit vieler Freundschaft; ich aber konnte nicht essen und nicht trinken, so sehr sie mir auch zuredeten. Immer dachte ich, ich würde die ganze Nacht hier residiren müssen, und diese Furcht gab mir, wie ich vermuthe, ein so mürrisches Ansehen, daß sie sich wohl sehr über den menschenfeindlichen Professor wundern mochten; denn sie sahen mich immer Einer um den Andern aufmerksam an. Zu meinem Glücke blies in der Hälfte der Mahlzeit ein Postillon. „Halten Sie mir es zu Gnaden, Herr General," fing ich an, „der Postillon ruft mich." — Und sogleich stand ich auf, und zitterte heimlich vor der Arretirung. Aber nein, theuerste Freundin; der General ließ mich sehr gütig von sich, und ich muß es rühmen, daß ich an seiner Tafel kein unanständiges Wort gehört habe. Ich lief geschwind durch den Garten, sprang in den Wagen und sagte zum Postillon: „Fahrt zu! ich gebe Euch doppeltes Trinkgeld." — Alle Vorposten wollten mich aufhalten. „Wo kommen Sie her?" — Wo werde ich herkommen? Von der Tafel des Generals! — „Sind Sie der Herr Professor Gellert?" — Ja wohl! — „Nun, so fahren Sie ruhig! Wir haben Ordre, Sie nicht aufzuhalten." — Fahrt zu, Postillon! fahrt zu! rief ich aufs Neue, indem ich voll Dank meinen Hut gegen die guten Husaren abzog. Der Postillon fuhr, was er konnte, und hörte gar nicht mehr, die Vorposten mochten rufen, wie sie wollten. Ich kam also wie im Trunke nach Bonau.

Hier fand ich die gnädige Frau krank, und zwar krank über den Schrecken, den ihr am 8ten Mai zwei Husaren von demselben Corps gemacht hatten. Einer hatte sie erschießen, der andere erstechen wollen, und sie selbst war von ihren Leuten, die von den Husaren durch Prügel waren verscheucht worden, verlassen, die Kammerjungfer ausgenommen. Ich erzählte dieser armen Dame

meine in Rippach gemachten Bekanntschaften, und sahe meine Ankunft für ein Glück an. Kurz, ich nützte mein Ansehen, und schrieb (an wen dächten Sie?) an den Rittmeister K**, und bat, daß er keine solche tyrannische Husaren mehr nach Bonau schicken sollte, wenn er mich anders lieb hätte. Ich hoffte von diesem Briefe gute Wirkung. Vielleicht kann auch einmal ein demüthiger und friedfertiger Schriftsteller eine Dame beschützen, die alle Landstände vor solchen Anfällen nicht würden schützen können. Sie hat sich, da sie nicht mehr in Furcht ist, größtentheils erholt, und mir selbst befohlen, es Ihnen zu melden, in welcher Gefahr sie bisher seit 4 Wochen gewesen ist. Dies habe ich nun, deucht mich, sehr treulich gethan. Jetzt will ich also spazieren gehen, und wünschen, daß keine Husaren wieder kommen. Leben Sie wohl!

Gellert.

Bonau, den 12. Mai 1760.

Charitas an Rabener.*)

Mein Herr!

Das ist der erste Brief, den ich in meinem Leben schreibe. Ich bin ein Mädchen von 3—400 Wochen. Vor etwa drei Monaten habe ich angefangen schreiben zu lernen. Man sagt, ich schreibe für die kurze Zeit, da ich gelernt habe, recht hübsch. Es wäre mir lieb; doch möchte ich mich nicht gern betrügen. Sie sollen Richter sein. Belieben Sie Ihre Gedanken darüber nur einigen Ihrer guten Freunde zu sagen, so will ich sie bald erfahren. Schmeicheln Sie mir nicht. Erfahren sollen Sie aber auch nicht, wer ich bin, bis ich gehört habe, wie Ihr Urtheil ausfallen wird. Verzeihen Sie meiner Freiheit. Ich bin ihre Dienerin und heiße mit dem Vornamen

Charitas.

Rabener an Charitas.

Dresden, den 9. December 1757.

Recht schön, meine artige kleine Correspondentin, allerliebst schön schreiben Sie. Ganz gewiß müssen Sie sich in Ihrer Zeitrechnung geirrt haben; denn unmöglich kann ein Mädchen von 400 Wochen so richtig und so schön schreiben. Aber ich besinne mich, das schöne Geschlecht braucht kaum so viele Monate, wie wir Mannspersonen Jahre brauchen, recht gut oder recht schlimm zu werden.

---

*) Gest. 1771 als Obersteuerrath in Dresden. Die Veranlassung dieser und mehrerer andrer Briefe beider Personen ist folgende: R. war oft in einer angesehenen Familie, in welcher sich ein paar junge Mädchen befanden. Diese kamen auf den Einfall, mit ihm unter dem erdichteten Namen Charitas und Barbara einen Briefwechsel anzufangen. Anfangs merkte er nicht, wer die Verfasserinnen waren. Als es ihm endlich ein Zufall entdeckte, setzte er dennoch eine Zeit lang den Briefwechsel in demselben Tone fort, bis er eine Erklärung für gut fand.

Wenn Sie, meine liebe Unbekannte, dieses noch nicht verstehen, so fragen Sie nur Ihre Tanten, die werden es Ihnen gewiß erklären. Sie warnen mich, ich solle Ihnen nicht schmeicheln? O merken Sie sich die Warnung, ich bitte Sie darum. Nicht alle Mannspersonen sind so aufrichtig, wie ich es bin. Sobald Sie achthundert Wochen alt sind, werden Sie erfahren, daß ich heute wahr geredet habe. Sie schreiben mir doch bald wieder? Wie sorgfältig will ich Ihren Brief aufheben, da er, wie Sie sagen, der erste ist, den Sie in Ihrem Leben schreiben. Mir wird er allemal schätzbar, und künftig für viele ein Heiligthum sein, die Ihre Briefe vergebens wünschen. Habe ich Ihnen nun genug gesagt? Nun erfahre ich doch Ihren ganzen Namen? Ich möchte mich gern mündlich bei Ihnen bedanken und Ihnen die Händchen küssen.

Rabener.

Mein Herr!

Ist es wahr, daß Sie sich die Mühe nehmen, und mir auf meinen gestrigen Brief antworten wollen? Die Frau, die ihn überbrachte, hat es mir beredet. Damit könnten Sie mir eine rechte Freude machen. Wie fleißig wollte ich ihn durchbuchstabiren, und allemal in meinem Schränkchen wieder aufheben. Schreiben Sie geschwind, die Frau soll darauf warten. An solche kleine Mädchen haben Sie doch noch nicht geschrieben. Ich möchte schon wissen, was für eine Vorstellung Sie sich von mir machen. Warten Sie, ich will sehen, ob ich mich beschreiben kann. Ich bin für mein Alter weder zu groß, noch zu klein; schön sehe ich nicht aus, aber auch nicht häßlich. Artig, manierlich? — ich will aufrichtig sein — so gar sehr artig und manierlich, wie viele Andere von meinen Jahren, bin ich auch nicht. Ich bin mehr ernsthaft als lustig, und halte mich gern zu erwachsenen Personen, die sittsam und verständig sind. Ich habe — nein! das sagt Charitas nicht. Schweigen muß sie; sonst wird sie sich verrathen, und das thut sie nicht.

Charitas.

Sie sind schalkhaft, meine kleine Freundin, beinahe so schalkhaft wie ein erwachsenes Mädchen. Ich hoffte gewiß, ich würde Sie heute kennen lernen. Sie können wohl glauben, daß ich mich sehr darauf freute. Voll Ungeduld erbrach ich Ihren Brief; ich lief ihn flüchtig durch, ich las ihn noch einmal, noch zweimal mit der größten Aufmerksamkeit durch, und nun weiß ich heute eben so wenig, wie ich gestern wußte. Aber nehmen Sie sich in Acht, meine gar zu verschwiegene Charitas! ich habe schon mit dem Gerichtsamtmanne gesprochen. Noch in dieser Woche, vielleicht morgen, soll durch die ganze Stadt in allen Quartieren Haussuchung gethan werden. Alle Mädchen von drei- bis vierhundert Wochen, die nicht zu groß und nicht zu klein, nicht zu schön und nicht zu häßlich, mehr ernsthaft als lustig sind, alle diese Mädchen sollen zusammengebracht werden. Was wetten

wir? ich ertappe Sie? Ich werde eine Jede nach der Reihe fragen: ob sie artig und manierlich seien? Und wenn eine darunter ist, die es aus Bescheidenheit leugnet, daß sie es so wäre, wie Viele von Ihren Jahren, diese ist gewiß meine versteckte Charitas! Wird Ihnen nun bald Angst? — Wie? ich glaube, Sie lachen gar noch darüber? Nun warten Sie nur! Gewiß, gewiß, ertappe ich Sie, und wie soll ich Sie hernach bestrafen?

Rabener.

---

4. Belehrende Briefe.

Es giebt unter den Werken, welche dazu bestimmt sind zu belehren, einige, die in Briefform abgefaßt sind, um den Vortrag faßlicher und eindringlicher zu machen. Allein wenn solche Briefe nicht an bestimmte Personen geschrieben sind, und mit einem wirklichen Briefe nichts weiter gemein haben als die Ueberschrift und den Schluß, so gehören sie in den Lehrstyl. Nur dann ist der belehrende Brief ein wirklicher Brief, wenn die Person, an welche er gerichtet ist — sie sei nun eine wirkliche oder nur erdichtete — nach ihrer ganzen Eigenthümlichkeit aufgefaßt, und man daher sehen kann, daß der Brief zunächst für sie bestimmt ist. Die Darstellung muß also den Charakter des Briefstyls an sich haben. Denkt man sich nur eine Person, welcher man gewisse Wahrheiten auseinandersetzt, damit sie unter diesem Gewande bei Andern desto besser Eingang finden, so wird der Brief nie so gut gerathen, als wenn man an eine wirkliche Person schreibt, die uns mit ihren ganzen Verhältnissen, nach ihrer ganzen Eigenthümlichkeit, als Knabe, Mädchen, Jüngling, Jungfrau, Mann, Frau u. s. w. vor Augen steht. Die Eigenthümlichkeit dieser Person muß auch entscheiden, was, wie viel und wie man an sie schreibe.

Es giebt mehrere Werke, die Belehrungen in Briefform auch über solche Gegenstände enthalten, die dem weiblichen Geschlechte wichtig sein müssen. Einige derselben sind geradezu für dies Geschlecht bestimmt, z. B. Brandes (Prof. der Mathematik in Leipzig, gest. 1834) Briefe über Sternkunde. Auch sind Dusch's (gest. 1787 als Direktor des Gymnasiums in Altona) Briefe zur Bildung des Geschmacks, und desselben moralische Briefe zur Bildung des Herzens zu empfehlen.

Hier ein Beispiel aus Dinter's (Consistorialraths in Königsberg, gest. 1831) Malwina. Diese hatte einen Professor um Rath gefragt, wie sie ihr neugebornes Mädchen erziehen sollte und erhielt darauf folgende Antwort:

Professor M. an Malwina.

(Abgekürzt.)

Billig sollte ich Ihnen, meine Gnädige, zu Anfange meines Briefes recht viel Angenehmes und Verbindliches über ihr ehrenvolles Vertrauen, über Ihr gütiges Urtheil, über Ihre ausgezeichneten Einsichten, über Ihre mütterliche Gewissenhaftigkeit sagen, und am Ende wohl gar mich so ganz in den Mantel der Bescheidenheit hüllen, daß Ihnen von meinen wahren Grundsätzen nichts zu Gesichte käme. Aber ich bin, das wissen Sie, zu dem allen unbeholfen. Ich will also lieber von dem, was ich vor der Hand, da Ihre Kindlein noch so zart sind, für das Wichtigste halte, Ihnen etwas darlegen. Mag mich dann Ihr Herr Gemahl für einen Ketzer oder für einen Altgläubigen halten, Ihr Herz richte und Ihre Erfahrung entscheide.

Mein erster, oder vielmehr mein einziger Rath ist: verderben Sie der guten Mutter Natur ihr Werk nicht. Ich rede von der Erziehung und nicht vom Unterrichte. Denn bei diesem müssen wir der Natur Gewalt anthun, und in 9—12 Jahren am einzelnen Menschen ein Werk vollenden, zu dem sich die Natur beim Menschengeschlechte Jahrtausende Zeit nahm. — Die größte Kunst, die eine weise Mutter bei der Erziehung zu beweisen hat, ist die: sie muß dafür sorgen, daß Mutter und Kind fein natürlich bleiben; daß, wo unvermeidliche Verhältnisse und Eingriffe in ihr Werk das Unnatürliche hervorgebracht haben, Alles so bald wie möglich wieder in seine Ordnung komme. Das Thun ist also das Wenigste; das Verhüten und Geschehenlassen die Hauptsache. Mein ältester Knabe hatte das gewöhnliche Schicksal der Erstgeborenen: es wurde schrecklich viel an ihm gethan. Da lernte er denn freilich laufen, als er kaum 45 Wochen war. Aber er fiel auch wöchentlich wenigstens einmal und so derb, daß seine Stirn noch jetzt die Spur davon trägt. Dafür hatte er aber auch zeitiger laufen gelernt, als die Natur wollte. Der zweite lernte es später, aber in der Ordnung der Natur, und weiß bis jetzt fast nichts, was ein gefährlicher Fall sagen will. Ihr Elementarwerk*) weis't das Kind an's Bild, und das taugt nichts. Am

*) Basedow stellte um das Jahr 1770 neue Grundsätze der Erziehung auf. Er verlangte, man sollte die Kinder naturgemäßer erziehen. Darin hatte er ganz recht; aber er übertrieb die Sache und machte viele Fehlgriffe. Der treffliche Fürst von Dessau berief ihn noch Dessau, errichtete nach Basedow's Grundsätzen eine Erziehungsanstalt, das Philanthropin, und machte B. zum Direktor derselben. Anfangs ging die Sache gut von Statten, und Männer, die nachher berühmt geworden sind: Salzmann, Campe, Matthisson und andere waren Lehrer an derselben. Allein Basedow's Heftigkeit und seine zuweilen sehr sonderbaren Ansichten verdarben alles, so daß sich nach wenigen Jahren die Schule auflös'te. Basedow legte seine Grundsätze in einem Werke dar, das er das Elementarwerk nannte. Er starb 1790 in Magdeburg in

gemalten Sperlinge lernt das Kind den draußen vor der Scheune gewiß nicht kennen. Die Natur gab dem Kinde die Freude am Sehen, Hören, Tasten, und dem Weibe die Freude am Nennen, und zehnmal Nennen, bis es nachgenannt wird. Stube, Haus, Hof, Garten, Feld, Thierwelt geben reichen Stoff, und ein stummes Weib ist gewiß entweder durch eigene Erziehung verderbt, oder durch's Schicksal verstimmt. Meine Frau hat keine Erziehungsschriften gelesen. Ich hüte mich auch wohl, ihr Theorien zu geben. Aber sie ist ein natürliches Weib, das ihre Kinder liebt, und jetzt mit ihnen spielt, wie sie vor einem Vierteljahrhundert mit ihren Puppen gespielt haben mag. Sie läßt die Natur walten, und meine Kinder befinden sich geistig und körperlich wohl dabei. Jetzt steht sie am Schranke. Sie nennt ihn, zeigt dem Kinde die Thüre, trommelt auch wohl daran, macht sie auf, wieder zu u. s. w. Sie nimmt sich aber wohl in Acht, lange dabei zu verweilen. Sie geht weiter. Sie kommt zum Ofen, zum Fenster, und macht's ebenso. Sie fragt: wo ist der Ofen? wo der Schrank? u. s. w. Und so wachsen ihre Unterhaltungen, wie das Kind wächst. Da verhält sich nun das Buch zu meiner Frau, wie der Batteux*) zum Homer, oder wie die Akustik**) zum Orpheus. Nennen, zeigen, nähern, entfernen, betasten lassen, theilen, zum Nachweisen und Nachsprechen auffordern, das lehrt die Natur jedes unverdorbene Weib, und selbst die lebhafte Wärterin thut's, anfangs aus langer Weile, dann aus Gewohnheit, dann aus Liebe zur Sache und zum Kinde. Und wenn das geschieht, so ist für die Bildung des Anschauungsvermögens in dem Alter, in welchem jetzt Ihre Serena steht, genug gethan, versteht sich (was ich bei Ihnen voraussetze), wenn deutlich vorgesprochen, und deutliches Nachsprechen verlangt wird. Das lange Verweilen bei Einem Gegenstande, das Zergliedern desselben in seine kleinsten, dem Kinde noch kaum erreichbaren Momente ist Unnatur, die sich entweder durch Widerwillen, oder durch Gedankenlosigkeit, Mechanismus rächt.

Aber, werden Sie sagen, der Herr Professor der Moral sagt nicht ein Wort von der Begründung der Moralität, mit der doch beim dreijährigen Kinde der Anfang gewiß schon gemacht werden, oder vielmehr gemacht sein muß. Wohlan! so hören Sie auch hier meinen Rath. Verderben Sie nur die Natur nicht. Die Natur, vorausgesetzt, daß das Kind gesund ist, die Natur verdirbt das Kind gewiß nicht. Im Kinde finden Sie vier Dinge vor, die Sie ihm nur zu lassen, die Sie, wo Sie sich äußern, nur zu benutzen haben: Gefühl der Abhängigkeit, Liebe, Nachahmungstrieb, Thätigkeitstrieb. Dies sind die vier Pfeiler der Sittlichkeit. Die Erziehung braucht sie nicht anzusetzen; sie darf sie nur nicht untergraben.

Armuth. Aber seine Grundsätze hatten in dem Erziehungswesen eine sehr glückliche Veränderung bewirkt, und darum müssen wir das Andenken dieses gutmeinenden Mannes segnen.

*) Batteux war ein gelehrter Franzose, der eine Theorie der schönen Wissenschaften herausgab.

**) Akustik, d. i. die Lehre vom Schall.

Das Kind ist nichts durch sich selbst, kann nichts durch sich selbst, erlangt nichts durch sich selbst. Kein Bewußtsein wird ihm früher klar, als das: ich stehe in fremder Hand. Ein herrschendes Kind ist Unnatur, und für die Sittlichkeit schon halb, wo nicht ganz verloren. Sittlichkeit ist freie Unterwerfung unter das Gesetz, das man für ein Wort der Nothwendigkeit, der Weisheit, der Liebe anerkennt. Das Kind unterwirft sich anfangs aus Zwang, bald aus Gewohnheit, dann aus Liebe, weit später aus Achtung. Sie sind Ihrer Serena Gesetzgeberin und Gesetz. Macht sie jetzt Sie von sich abhängig, so wird ihr weiterhin jedes Gesetz lästig sein. Unterordnung unter den Willen der Mutter ist dem Kinde Vorschule der Pflicht. — Nur Festigkeit in Liebe — ein Fruchtbaum, der nährt und schützt, ohne sich beugen zu lassen — nur sie ist die Mutter des reinen, freudigen Gehorsams, erst gegen Menschen, bald gegen Gott. — Liebe, braucht sie Serena erst zu lernen? Wehe dem Kinde, das sie erst lernen müßte! Mein Sohn äußerte neulich, daß er seinen Brüdern recht herzlich gut wäre. „Wohl!“ sagte ich; „aber nenne mir auch Jemanden, dem du nicht gut bist.“ — „Ja, Vater!“ sagte er nach einigem Besinnen, „da wüßte ich doch in der ganzen Welt keinen Menschen, dem ich nicht gut wäre.“ So ist das natürliche Kind. Und wir? Es sei denn, daß wir uns umkehren, und werden wie die Kinder, können wir nicht in's Himmelreich kommen. Was soll ich thun, um meinem Kinde diese Liebe zu bewahren? Nichts, nichts, edle Mutter, durchaus nichts. Dies macht sich von sich selbst. Nur wachen Sie, daß Niemand das Kind mit Ungerechtigkeit und Härte behandle. Liebe zur Menschheit wächst von selbst, wie Liebe zum Leben. Und der Sittlichkeit majestätischer Strom entspringt im Haine der Liebe. — Nachahmungstrieb. Gewiß, Sie fühlen, was in dem Worte liegt, und wachen über die Umgebungen Ihres Kindes. Nachahmungstrieb ist wie die untersten Blätter des Kornhalms. Sie nähren die Aehre in ihrem Busen. Aber ist diese heraus und steht für sich, dann fallen jene ab, denn sie haben ihre Bestimmung erreicht. — Thätigkeitstrieb, welcher Tugend Umfang läge nicht in ihm! Minder weise Mütter klagen oft über ihn, weil er ihnen Mühe, Zeitaufwand, bisweilen auch einigen Verdruß verursacht. Freilich sitzt das trägere Kind ruhig, indeß die Mutter plättet oder — plaudert. Aber natürlich ist dem Kinde dieser Zustand nicht, wohlthätig noch weniger. Wo mit dem Schlafe kein todtes und tödtendes Pflanzenleben, wo mit ihm Spiel, Bewegung, Anschauen, Gespräch in stetem Wechsel stehen — da, Mutter, hast du dem Laster die Pforte verriegelt, durch die es am häufigsten eindringt.

Ich war neulich in einem französischen Garten. Da hatte der Gärtner mit unermüdetem Fleiße Hecken beschnitten, und Bäumen allerlei künstliche Figuren gegeben, daß nicht ein Blättlein hervorsah, dem er nicht seine Lage angewiesen hätte. Die Beete waren lieblich eingefaßt, und der Boden hier und da mit buntfarbigen Steinen belegt. Es gab viel Blumen und wenig Früchte, viel Mühe und wenig Gewinn. Man hatte die Natur in Formen gegossen, aus denen sie, bei Strafe des Messers und der Scheere, nicht weiter durfte. Das, dachte ich, ist die Erziehung der Kunst, des systematischen

Gärtners. Ich kam in eine schöne Gegend, wo die Natur fast freie Hand hatte. Man hatte ihr anvertraut, was sie ernähren konnte. Da wuchs es nun ohne Zwang und Schnitt. Nur was die Fruchtbarkeit hinderte, war weggenommen. Da wechselten Blumen, Küchengewächse, Fruchtbäume, Haine von Waldbäumen, und der Gärtner hatte nur Wege durchhin geschlängelt, und freundliche Ruheplätzlein an die Wege gestellt, der Natur gegeben, was sie forderte, und entfernt, was ihrer Kraftäußerung falsche Richtung gab. Da war mir so wohl. Freiheit und Kraft sah ich überall im heiligen Bunde. So, sprach ich bei mir selbst, so erzieht die Natur und die Mutter. „Was ist deine Kunst?" fragte ich den Gärtner. — „Kunst?" rief er! „hab' ich die? Ich bin mir's nicht bewußt. Doch, wenn ich sie habe, so höre mein Geheimniß: was du für Kunst hältst, ist: Begünstigung des großen Wirkens der Natur!"

der Ihrige

Matern.

Vierter Abschnitt.

Der Geschäftsstyl.

Zum Geschäftsstyl gehören alle diejenigen schriftlichen Arbeiten, welche das bürgerliche Leben angehen, welche die Verhältnisse betreffen, in denen wir als Mitglieder des Staats oder irgend eines Standes stehen. Bei dem Lehr-, geschichtlichen und Briefstyl war Schönheit eins der Haupterfordernisse. Dies ist aber beim Geschäftsstyl nicht der Fall. Hier kommt es mehr auf Deutlichkeit, Ordnung, Zusammenhang und Kürze an. Denn ein Aufsatz, der in diese Klasse gehört, soll nicht die Phantasie oder den Verstand auf eine angenehme Weise beschäftigen, sondern den, an den wir schreiben, von dem Geschäfte, das wir vorhaben, genau in Kenntniß setzen. Will z. B. ein Minister den Präsidenten einer Regierung anweisen, daß er ein Magazin anlegen solle, so muß er in der nöthigen Ordnung alles sagen, was der Präsident wissen muß, um den Befehl zu vollziehen.

Alles, was zum Geschäftsstyl gehört, kann in zwei Hauptklassen gebracht werden:

I. der höhere Geschäftsstyl enthält alles, was zwischen den Behörden unter einander oder zwischen ihnen und den Untergebenen verhandelt wird, eben so das, was ein Staat mit einem andern Staate auszumachen hat. Demnach kann der höhere Geschäftsstyl ein doppelter sein:

1. der Gerichtsstyl;
2. der Hofstyl.

Zum ersteren gehört alles, was über die Rechte einzelner Bürger von und mit den Ober- oder Untergerichten verhandelt wird; z. B. Protokolle, Urtheile, Vorschriften, Gesetze, Testamente, Klag- und Vertheidigungsschriften, Steckbriefe, Subhastationen, Pässe u. s. w.

Zum Hofstyl dagegen alles, was von der Regierung ausgeht, und entweder fremde Staaten, oder das ganze Volk, oder einzelne Stände und Korporationen, oder auch einzelne Personen angeht; ferner was die Unterthanen mit der Regierung verhandeln. Daher theilt man den Hofstyl wieder in zwei Klassen:

a. für die innern Angelegenheiten,
b. für die auswärtigen Angelegenheiten.

Zu den ersteren gehören z. B. Verfassungen, Bekanntmachungen der Regierung, Proklamationen, Privilegien, Amts- oder Ordensverleihungen, Belobungsschreiben, Bittschriften, Gesuche u. s. w.

Zu den letzteren: Bündnisse, Friedensschlüsse, Kriegserklärungen, Verträge, Vergleiche u. dgl.

Beispiele für den höhern Geschäftsstyl zu geben, halten wir für unnöthig, da das weibliche Geschlecht selten in den Fall kommt, dergleichen Aufsätze zu entwerfen, und in einem solchen Falle doch wohlthun wird, einen Sachverständigen darüber zu Rath zu ziehen. Hier nur ein Beispiel einer Bittschrift.

Jean Paul an den Kaiser Alexander.

Allerdurchlauchtigster u. s. w.

Mitten in der erhabenen Zeit, da Ew. Majestät der Schiedsrichter Europa's sind, wie vorher der Befreier desselben, und Sie aus dem Schutzgeiste des Krieges und des Sieges der Schutzgott des Friedens werden, tritt eine kleine Angelegenheit mit einem kleinen Buche vor Ihren Thron.

Doch wie dem Geiste nichts zu groß ist, so ist der Güte nichts zu klein.

Dem erhabenen Gönner der Deutschen wurde vielleicht der Name Jean Paul bekannt, welcher seit einigen Jahrzehenden von den Deutschen und — ungeachtet des Unterschiedes der Sprachen — von den Russen gelesen wird, und dessen Bittschrift Ew. Maj. eben lesen. Ich war arm geboren und geblieben, und vom Geiste mußte der Körper leben — wiewohl dies besser ist, als wenn der Geist vom Leibe lebt — bis endlich ein einziger deutscher Fürst, der vorige Großherzog von Frankfurt, mir eine Pension von 1000 Gulden bewilligte.

Nach der segensreichen Besetzung des Großherzogsthums wurde mir von der provisorischen Regierung zwar noch das Herbstvierteljahr bezahlt, aber in diesem Jahre wurde die Fortsetzung versagt bis auf höhere Entscheidung.

Ich habe jedoch zwei Hoffnungen: die auf das Herz, die auf den Geist Alexander's. Ich wende mich an Sein Herz, da die wohlwollende Vorsehung gerade im Jahrhundert des Egoismus die Menschenliebe auf den höchsten Thron Europa's gesetzt hat. Ich wende mich an Seinen Geist, der Geister beschützt, und welcher, da er kein andres großes Reich mehr zu vergrößern hat, als das größte unbegrenzte, das der Wissenschaften, dem Norden auch geistig längste Tage zu den geographischen geben will.

Ich wende mich an den Herrscher voll Huld und Weisheit, dessen Zepter dem Magnete ähnlich ist, welcher zugleich liebend anzieht, und lehrend die Gegenden des Himmels zeigt.

Empfangen Ew. Kais. Maj. huldreich mein neuestes, im Dec. weissagend geschriebenes Werkchen, das vor meinen übrigen Werken wenigstens das Verdienst besitzt, das kleinste zu sein. Wer große Reiche und große Begebenheiten beherrscht, hat nur Zeit, kleine Bücher zu lesen. Der „Thronwechsel des Mars und Phöbus" ist ein Scherz gegen die, welche von Ihnen besiegt und dann beglückt wurden. Ernste Werke für europäische Freiheit schrieb ich schon zu einer Zeit, wo die Gefahr drohte, von einem Davoust rezensirt, nämlich eingekerkert zu werden.

Genießen Ew. Maj. lange die einzig dauerhafte Universalmonarchie, die durch Liebe, nachdem sie die hassende gestürzt, und lange weine die Freude vor Ihnen und erst spät die Trauer nach Ihnen.

Bayreuth, den 22. April 1814. J. P. Fr. Richter.

II. Der niedere Geschäftsstyl umfaßt die Privatgeschäfte der Staatsbürger, die ohne Dazwischenkunft der Obrigkeit abgemacht werden können. Also gehören dahin: Schuldverschreibungen, Wechsel, Anweisungen, Quittungen, Zeugnisse, Bekanntmachungen, Aufrufe und v. a. m. Zu dem niedern Geschäftsstyle gehören nun auch die Geschäftsbriefe, z. B. Kaufmannsbriefe, Briefe, welche Gerichtsanwalte mit ihren Mandanten wechseln, Briefe über Geldangelegenheiten u. s. w. Die zum niedern Geschäftsstyle gehörigen Aufsätze sind so mannigfaltig, daß wir hier nicht von allen Arten Beispiele geben können. Also nur einige:

Waarenbestellung.

Wohlgeborner Herr,

Hochzuverehrender Herr Commerzienrath!

Ich gebe mir die Ehre, bei Ew. Wohlgeboren ganz ergebenst anzufragen, ob ich vielleicht durch Ihre Handlung mit dem nöthigen Bedarf in Zucker, Kaffee, Rosinen u. dgl. versorgt werden könnte? Bisher hat mich der

Kaufmann Walter in Leipzig damit versehen. Allein die Entfernung ist zu groß, als daß ich nicht zuweilen mehrere Wochen auf die Ankunft der bestellten Waaren hätte warten müssen. Daher wünschte ich mit einer Handlung in der Nähe ein Abkommen darüber zu treffen. Ist Ihnen mein Vorschlag genehm, so erbitte ich mir als erste Sendung mit erster Gelegenheit 20 Pfd. guten Melis, 10 Pfd. Kaffee beste Sorte u. s. w.

Ich schicke Ihnen dazu 20 Thlr. mit, und bitte, wenn etwas davon übrig bleiben sollte, mir den Ueberfluß zu Gute zu schreiben. Sollte aber das Geld nicht ganz reichen, so werden Sie mir wohl bis zur nächsten Bestellung Credit geben.

Mit vollkommenster Hochachtung verharre ich Ew. Wohlgeboren ganz

ergebenster u. s. w.

Bitte um Uebernahme einer Prozeßführung.

Wohlgeborener Herr,

Hochgeehrtester Herr Justizrath!

Wegen einer Schuldforderung bin ich genöthigt, gegen Herrn Baron von W. eine Klage bei dem Oberlandesgerichte in Breslau einzureichen. Da ich aber die festzusetzenden Termine wegen meiner Abwesenheit in Breslau nicht abwarten kann, so frage ich bei Ew. Wohlgeboren ganz ergebenst an, ob Sie vielleicht die Geneigtheit hätten, den Prozeß an meiner Statt zu führen. Ist dies der Fall, so werde ich sogleich nach erhaltener gefälliger Benachrichtigung Ihnen eine Vollmacht und die zur Information der Sache nöthigen Papiere zu übermachen so frei sein, der ich mit gebührender Hochachtung die Ehre habe zu sein Ew. Wohlgeboren

ganz ergebenster u. s. w.

Aufkündigung eines Capitals.

Hochgeborener Herr,

Hochzuverehrender Herr Graf!

Das Capital von 2000 Thlr., welches ich auf Ew. Hochgeboren Gut stehen habe, ist mir jetzt zur Ausstattung meiner Tochter dringend nöthig. Daher darf ich gewiß auf Ihre geneigte Entschuldigung rechnen, wenn ich Sie ganz ergebenst bitte, es mir zu Weihnachten zurückzahlen zu wollen. Haben Ew. Hochgeboren vielleicht die Güte, mir mit nächster Post eine kleine Bescheinigung zu schicken, daß dieser Brief wirklich an Sie gelangt ist?

Erlauben Sie die Versicherung der vollkommensten Verehrung hinzufügen zu dürfen, mit der ich die Ehre habe zu sein

Ew. Hochgeboren

ganz ergebenster u. s. w.

Aufkündigung von Lehrstunden.

Ew. Hochedelgeboren sage ich für den meiner Tochter ertheilten Unterricht meinen ergebensten und freundlichsten Dank, und werde jederzeit mit erkenntlichem Gemüthe des vielen Nutzens gedenken, den Sie bei ihr durch Ihre so zweckmäßige Methode gestiftet haben. Gern würde ich Sie bitten, den Unterricht noch fortzusetzen, wenn ich nicht aus mehreren Gründen, die zu entwickeln hier nicht der Ort ist, es für besser hielte, sie der Schule des Professor Z. zu übergeben. Nur bitte ich sehr, ja nicht zu glauben, als sei die geringste Unzufriedenheit mit Ihrer Lehrart die Ursache dieser Veränderung.

Mit aufrichtiger Hochachtung

Ihr

sehr ergebener u. s. w.

Schuldverschreibung.

Ich bescheinige hiermit, daß ich heute vom Herrn Inspektor N. ein Darlehn von achtzig Thalern erhalten habe, und verspreche, dasselbe heute über das Jahr mit dem schuldigsten Danke und mit 5 Procent Zinsen baar und richtig zurückzuzahlen.

Caroline Seidel.

Breslau, den 6. Dec. 1831.

Anweisung.

Herr Buchhändler B. belieben die Summe von dreißig Thalern an Frau Calculator L. gefälligst auszuzahlen, und mir von meiner Forderung in Abrechnung zu bringen.

Auguste Franke u. s. w.

Todesanzeige.

„Eine stille und herzliche Ehe ward nach 10 Monaten schnell getrennt, als meine theure und unvergeßliche Gattin, Wilhelmine, am 15. d. mich verließ und in die Ewigkeit ging. Sie war ein edles Weib, voll Liebe und Herzensgüte, durch welche mir die wenigen mit ihr verlebten Tage zu den glücklichsten und seligsten gemacht worden sind. Tief erschüttert mache ich ihr Scheiden unsern auswärtigen theuren Verwanden, ihrer herzlichen und, wie ich bitte, stillen Theilnahme versichert, hierdurch bekannt. Mit mir trauert ein Kreis zärtlicher Verwandten, und in unsre Klage weint der Säugling, den sie mir hinterließ, und den ich mit doppelter Liebe in meine Arme nehme, da er — wehmüthiger Trost! — das Ebenbild seiner verewigten Mutter ist."

Druck von Graß, Barth u. Comp. (W. Friedrich) in Breslau.